

ERINNERUNGEN

aus 75 Jahren

1912 - 1987

zusammengestellt für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

der VONTOBEL-DRUCK AG

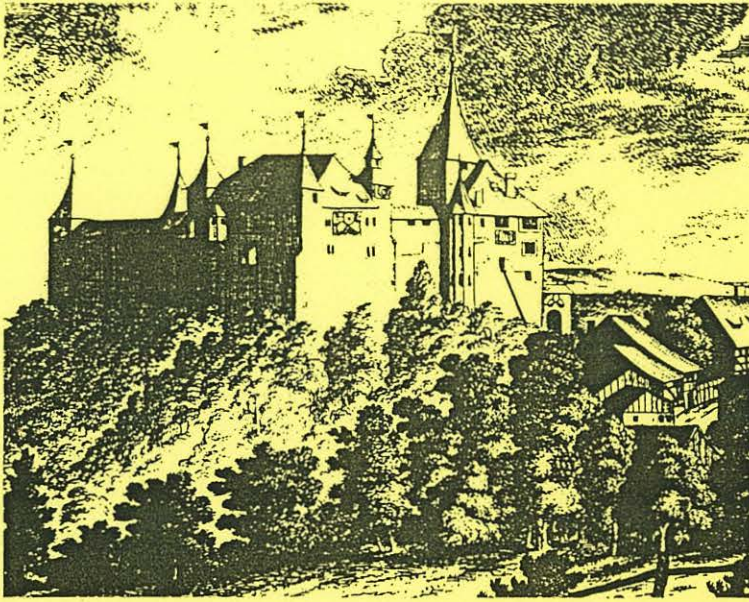
Feldmeilen

von Heinrich Vontobel-Linder

April 1987

Ein Teil der Beiträge sind Auszüge aus

"Erinnerungen an unsern Vater Heinrich Vontobel-Biedermann 1874-1951"

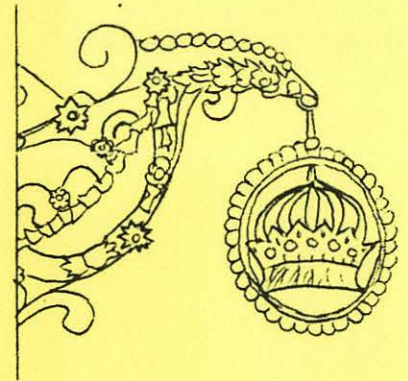


Liebe Damen und Herren,

Unsere diesjährige GV verbinden wir mit einer Exkursion auf die Kyburg, dem wohl bedeutendsten Schloss im Kanton Zürich. Ist es nicht schon lange her, seit Sie dort waren? Vielleicht auf einer Schulreise? - Diesmal haben wir das Vergnügen, unser Vereinsmitglied Prof. Dr. Heinrich Boxler als Burgführer bei uns zu haben. Er ist kompetenter Fachmann für Burgennamen und Vizepräsident des Schweizerischen Burgenvereins. Wer seine Ausführungen bei der Grynau noch in Erinnerung hat, wird sich auf die Kyburgführung freuen.

- Wer aber die Burgführung nicht mitmachen will, kann sich indessen in einem Gasthof des kleinen Burgstädtchens verweilen, bis wir zur Weiterfahrt nach dem nur wenige Kilometer entfernten Russikon starten.

Dort werden wir im reservierten Saal des bekannten Landgasthofes "zur Krone" unsere GV durchführen. - Wir rechnen auch diesmal wieder mit einer grossen Beteiligung unserer Vereinsmitglieder, ist es doch die einzige Gelegenheit im Jahr, wo wir uns als Heimatbuchfreunde treffen können. Selbstverständlich sind auch Ihre Kinder und weitere Interessenten freundlich eingeladen. Die Kosten für die Carfahrt sind vom Vorstand auf sehr bescheidene Fr. 10.- pro Person festgelegt worden. Dies sollte wirklich all jenen die Fahrt ermöglichen, die an unserer GV-Fahrt teilnehmen möchten. - Aus organisatorischen Gründen bitte ich Sie, mir bis spätestens Montag, 11. Mai Ihre definitive Armeldung für die Carfahrt zukommen zu lassen mit untenstehendem Talon. Mit herzlichen Grüssen im Namen des Vorstandes



Ihr

H. Peter

* * *

Traktanden:

- | | |
|--|-----------------------|
| 1. Begrüssung und Protokoll der 26. GV | 4. Arbeitsprogramm 87 |
| 2. Jahresbericht / Abnahme | 5. Budget 87/88 |
| 3. Jahresrechnung / Entlastung | 6. Diverses |

Exkursion zur GV am Samstag, 13. Juni

1315 Uhr Abfahrt mit Müller-Car beim Gemeindehaus Meilen nach Kyburg
1530 Uhr ca. Weiterfahrt nach Russikon, Landgasthof "zur Krone" / dort GV
1815 Uhr ca. Ankunft in Meilen

ANMELDUNG für GV - EXKURSION

Ich melde mich mit zusätzlich Personen für die GV-Exkursion mit Carfahrt an.

Unterschrift:

Datum:

Bitte bis 11. Mai an Herrn Prof. Dr. H. Peter, Hürnen 57, 8706 Meilen

Vereinigung Heimatbuch
8706 Meilen

J A H R E S R E C H N U N G 1986 / 1987

27. Verlagsjahr (26. Buch)
16. Juni 1986 - 15. Juni 1987

Rechnungsführung : W. Kuhn

Erfolgsrechnung 1986 / 1987

<u>E r t r a g :</u>	<u>Fr.</u>
Erlös Heimatbücher 1986	32.386.50
ord. Beitrag der Gemeinde Meilen	5.000.--
freiwillige Spenden der Heimatbuchbezüger	5.726.--
Mitglieder-Fahrtkostenanteile GV.1986	1.585.--
Zinsertrag Bank	669.10
Rückerstattung der Verr.-Steuer pro 1986 durch die Eidg. Steuerverwaltung in Bern	360.25
	<u>45.726.85</u>
	=====

<u>A u f w a n d :</u>	<u>Fr.</u>	<u>Fr.</u>
Druckkosten Heimatbuch Meilen (Meilen-Druck A.-G. Meilen)	28.396.50	
Zeichnungen, Fotos, Filme, etc.	459.20	
Redaktion	800.--	
Autorenhonorare	3.770.--	
Grafik	1.800.--	
Rückkauf von Heimatbüchern	<u>112.--</u>	35.337.70

<u>Uebrige Auslagen :</u>		
Porti, Postcheckgebühren, etc.	1.535.20	
diverse Auslagen, Verwaltung	<u>6.199.55</u>	7.734.75
		<u>43.072.45</u>
		=====

	<u>Fr.</u>
Total E r t r a g	45.726.85
Total A u f w a n d	<u>43.072.45</u>
Einnahmen - Ueberschuss	<u>2.654.40</u>
	=====

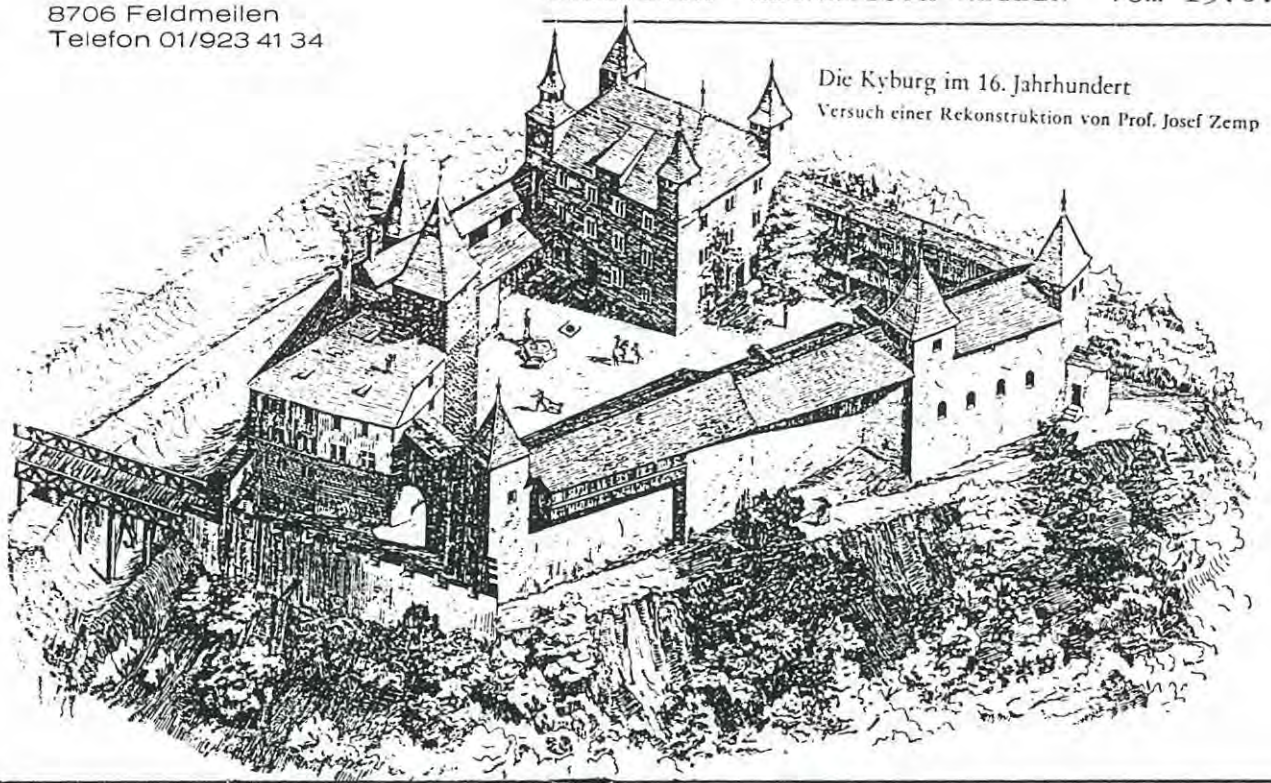
B I L A N Z

per 15. Juni 1987

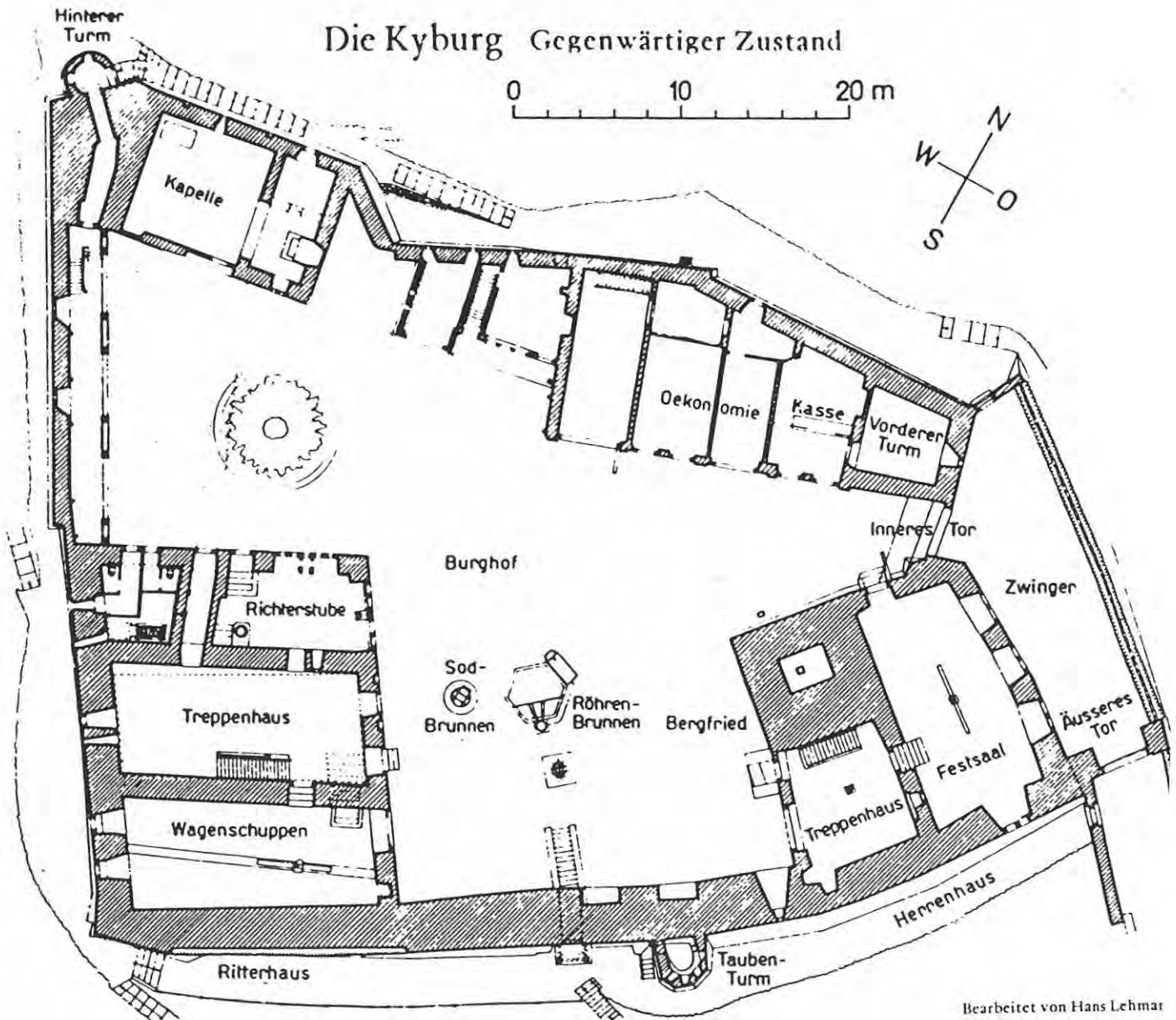
<u>Aktiven</u>	<u>Fr.</u>	<u>Fr.</u>
Bankguthaben		32.980.90
Postcheck		223.60
Kasse		175.55
		<hr/>
		33.380.05
		=====
<u>Passiven</u>		
Vermögen :		
Bestand per 15.6.1986	30.725.65	
Einnahmen-Überschuss laufende Rechnung	<hr/> 2.654.40	<hr/> 33.380.05
Bestand per 15. Juni 1987		<hr/> 33.380.05
		=====

Meilen, 15. Juni 1987

Für die Richtigkeit :
Im Namen der
VEREINIGUNG HEIMATBUCH MEILEN
der Quästor : W. Kuhn



Die Kyburg im 16. Jahrhundert
Versuch einer Rekonstruktion von Prof. Josef Zemp



Bauliche Hinweise

Doppelgraben: Ehemals mit Zugbrücke versehen

Aeusseres Tor: Erbaut 1579/80. Wappen: Dt.Reich, 2xZürich, klein:
Kyburg, Habsburg

Zwinger: An der Palasmauer links ursprüngliche, spätromanische Doppelfenster erkennbar. Heutige Fenster aus der Zeit von 1683.

Inneres Tor, rechts davon Vorderer Turm

Bergfried:

- Aus der Zeit um 1200. Bossenquader, im Gebäudeinnern z.T.weggeschlagen. Grundriss 7,5 x 7,5m. Höhe 19,5m. Mauerdicke unten 2,5m, oben 1m.
- Ursprünglicher Hocheingang im 3.OG auf 11m Höhe. Romanischer Torbogen
- Zugänge im 1.OG (Archiv) und im 4.OG erst später herausgeschlagen.
- Gefängnisse nachmittelalterlich.

Palas (Herrenhaus): ursprünglich nur auf der Ostseite an Bergfried angebaut (im Plan = Festsaal)

- Früher im EG Pferdestall, seit 1683 Festsaal.
- Treppenhausbau mit Küche (um 1800) im 1.OG vermutlich erst später (13./14.Jh.) angefügt bzw. in Palas einbezogen.
- 1. und 2. OG einst Wohnung des Landvogts.

Wehrgang: Verbindung zum Ritterhaus. Auf Ringmauer liegend. Taubenturm aus dem 15.Jh.

Ritterhaus:

- Grundriss wohl seit dem 13.Jh. beibehalten, aber Inneres im 16.Jh. stark umgebaut. 1786 wurden die vier Ecktürme beseitigt und durch den Uhrenturm in der Dachmitte ersetzt.
Der Bau diente ursprünglich zur Unterbringung des Hofstaates, später beherbergte er die Amtsräume des Landvogts.
- 1.OG (Zutritt vom Wehrgang her)
Rüstkammer mit Waffen aus dem alten Zeughaus in Zürich, darunter Schilde aus der Zeit des Alten Zürichkrieges.
Untere Ritterlaube mit Wappentafel der Landvögte von Andelfingen.
Bunte Malereien mit prallen Früchtestilleben (1609)
Audienzräume des Landvogts
- 2.OG
Obere Ritterlaube: Reste eines gemalten Frieses mit kyburgischen Landvögten.
Gerichtsstube auf der Südseite von 1786
Dokumentationsraum mit Dokumenten zur Geschichte von Burg und Herrschaft Kyburg. Abbildungen der Reichskleinodien des Hl.Römischen Reiches: von 1273 - 1323 auf der Kyburg
- EG mit Richterstube und Wagenremise sind vom Hof her zugänglich

Wehrgang zum Hinteren Turm: Holzkonstruktion an Ringmauer angelehnt.

Hinterer Turm: - Gertrudenstübchen (2.OG). Hier wurde angeblich Gertrud von Wart, die Gattin des Königsmörders von 1308, gefangengehalten.
Zeitweise diente der Raum als Pulverkammer.
- Folterkammer, deren Folterwerkzeuge (u.a. Rad für Räderungen) aber nicht von der Kyburg stammen.

Kapelle

Wirtschaftsgebäude (mit Kasse)

Sodbrunnen: 25m tief (Friedberg Meilen: 29m). Früher erhob sich darüber ein sog. Galthäuschen mit Malereien, das vor Verschmutzung des Wassers schützte.

Röhrenbrunnen: 1578/79 erbaut mit wildem Mann als Brunnenfigur, Mitte des 18. Jh.s durch Löwen ersetzt.



Aus der Geschichte der Kyburg

- 1027 Erste Erwähnung der Chuigeburch (Chüeburg). Zerstörung im Kampf Graf Werners von Winterthur gegen den Kaiser.
- 1079 Erneute Zerstörung der Burg im Investiturstreit durch den kaisertreuen Abt von St.Gallen
- 1173 Aussterben der Grafen von Lenzburg. Ein grosser Teil des Erbes geht an die Kyburger.
- 1218 Aussterben der Herzöge von Zähringen. Weite Gebiete an Kyburger
- Stadtgründungen: Winterthur, Frauenfeld, Diessenhofen, Zug, Baden, Aarau, Mellingen, Lenzburg, Sursee, Richensee, Weesen, Laupen, Kyburg, Wangen a.A., Huttwil
Ausbau: Freiburg i.Ue., Burgdorf, Thun
- Klostergründungen: Töss, Heiligenberg (W'thur), Paradies, Fraubrunnen, Maigrauge, St.Katharinental
- 1244 Schenkung des Besitzes an die Kirche Strassburg
- 1250 Erbteilung zwischen Hartmann IV. und seinem Neffen Hartmann V., der den Besitz westlich der Reuss erhält.
- 1264 Aussterben der Grafen von Kyburg im Mannesstamm
Erben:
1) Rudolf von Habsburg, Sohn Heilwigs von Kyburg
2) Habsburg-Laufenburg, verheiratet mit Anna von Kyburg. Dieser Zweig erhielt vor allem Gebiete im Oberraargau und Uechtland. Er begründete die Linie Neu-Kyburg mit Zentrum Burgdorf.
- 1273 Rudolf von Habsburg wird deutscher König.
Die Kyburg sinkt zum blossen Verwaltungszentrum ab.
Oft verpfändet.
- 1424 Kauf der Grafschaft durch die Stadt Zürich.
Im Alten Zürichkrieg Rückgabe an Habsburg-Oesterreich
- 1452 Endgültiger Kauf durch Zürich. Das Gebiet macht etwa zwei Drittel des heutigen Kantonsgebietes aus!

In der Folge:
Begehrte Landvogtei. Seit 1535 Beschränkung der Amtszeit der Landvögte auf 6 Jahre.
- 1798 Sturz der städtischen Herrschaft.
Burg beginnt zu zerfallen.
- 1815 Oberamtssitz
- 1832 Verkauf an Private
- 1917 Erwerb durch den Kanton Zürich

Uns wurde nach dem sonnig-heissen Trachtenfest in Jenf mitgeteilt, Franziska Heuss [Schuler-Heuss], die gegenwärtige Präsidentin der Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise, habe mit ihrem Los den Haupttreffer erzielt, d.h. eine Weltreise für zwei Personen gewonnen. Als ich Franziska am Frühlingstreffen in Freunkendorf (14.6.87) fragte, ob sie ihre Weltreise schon hinter sich habe, erklärte sie mir, es seien finanzielle Schwierigkeiten aufgetaucht, doch sie hoffe, die unangenehme Sache lasse sich ohne Gerichtsverfahren erledigen. Franziska hofft, in absehbarer Zeit zu ihrem Recht zu kommen. Dazu meinte unser Präsident, Ernst Heimiger: "Da ist nichts zu machen, denn Lotteriegewinne können nicht eingeklagt werden!" Man ist man natürlich gespannt, wie dieser Fall sich weiter entwickeln wird.

Ueli Beck hat am Radio ein "herziges" Regenwetter-Witzchen erzählt:

- Junger Mann zu seiner Freundin: "Möchtest du einen einäugigen Mann heiraten?"
- Sie: "Nein! Wie kommst du mir zu dieser Frage?"
- Er: "Dann lass doch mich den Regenschirm tragen!"

Die Schluss-Zusammenkunft vor den Sommerferien bei Annelia Bleiker-Thomas wird bei jeder Wetterung am 29.6.87 ab 18.30 Uhr stattfinden.

In T.A. habe ich neun längere Aufsätze über den Schlaf gelesen. Die teils recht wissenschaftlichen Arbeiten betonen alle die Wichtigkeit des ungestörten und ausreichend langen Schlafs. Nicht jeder Mensch benötigt zwar gleich viel, und mit dem Alter nehmen Schlaf- und REM-Phasenzlänge langsam ab. REM = Rapid Eye Movements. Ein Verfasser weiss vieles

über schlaflose Nächte zu erzählen, ein anderes über die Träume. Gefährlich ist der "chemische" Schlaf, und es werden alle Schlafmittel abgelehnt. Aufschlussreich sind auch die Ausführungen über das Einschlafen und über das Erwachen, über die durch falsches Liegen entstehenden Rückenschmerzen, sowie über den Schlaf der Soldaten und der Obdachlosen.

Die Demokratie ist nicht die Staatsform des Vertrauens, sondern die der Mitverantwortung. Man soll also alle Abstimmungsverordnungen studieren und sich an möglichst allen Urnengängen beteiligen.

"Das Alter ist die einzige Möglichkeit, lange zu leben," sagte einst Konrad Adenauer.

Die Zeitschrift "Paraplegie" lese ich immer mit grossem Interesse und mit Anteilnahme. Besonders lesenswert sind die intelligent und zuversichtlich geschriebenen Beiträge von Dr. med. Guido Zäch:



Dr. med. Guido A. Zäch

Wirklicher Fortschritt ist möglich, wenn Mut und Ausdauer, Zuversicht und Zukunftsglaube die kaum überwindbar scheinenden Hindernisse auf dem Weg zum gesteckten Ziel überwinden helfen. Allerdings, die gestellten Aufgaben müssen sinnvoll, die richtigen Partner für ein gemeinsames Engagement bereit, die zur Verfügung stehenden Mittel entsprechend und der bis zur Verwirklichung nötige Zeitraum überblickbar sein. Zuerst umreissen Wunschdenken und allgemeine Zielvorstellungen den grossen Rahmen. Beide werden zwangsweise durch die einschränkende Wirklichkeit des gelegentlich kleinlichen Alltagskrams in die Schranken gewiesen oder einfach auf das rechte Mass zurückgestuft. Leider wird das wünschbar Bessere oft zu rasch auf das angeblich gerade noch Machbare beschränkt.

Als der Historiker Nikolaus Meienberg letzthin in der "Weltwoche" geschrieben hatte, General Ulrich Wille habe seine wahre Natur in bisher unbekanntem Briefen an seine Frau Clara enthüllt, reagierte auch der "Tages-

anzeiger" sofort. Theophil Sprecher, der Generalstabschef, und Ulrich Wille waren zu Beginn des ersten Weltkriegs ganz auf der Seite Deutschlands und hätten den Mut gehabt, mit Deutschland gegen Frankreich in den Krieg zu ziehen, was der bewährten schweizerischen Neutralität natürlich widerspricht. Und später, im Laufe des Krieges wurde Wille wegen seiner Arteriosklerose immer starrer und unbeweglicher, so dass Armeearzt Oberst Hauser dem Bundesrat berichtete, der General sei zur Führung der Truppe nicht mehr fähig. Diese Tatsache wurde zu Lebzeiten Willes und bis heute nicht veröffentlicht, sondern möglichst geheim gehalten, damit dem hohen Ansehen des Generals nicht geschadet wurde.

Ich erinnere mich noch lebhaft an die pompöse Beerdigung des berühmten Generals. Auf einer Lafette wurde der Sarg nach Zürich überführt, und die Strassen waren voll Zuschauern, wie bei einem Sechseläuten-Umzug. Und ich glaube, das dankbare Volk hat ehrlich getrauert, gelang es doch Ulrich Wille, im Auftrag des Bundesrats, den Krieg in den Jahren 1914 bis 1918 von unserem Lande fern zu halten.

Später, in den Wiederholungskursen, lernte ich einen sehr sympathischen Offizier namens Wille kennen, von dem ich aber nicht weiss, ob er vielleicht der spätere Korpskommandant Ulrich Wille II. ist.

Stürzt das Denkmal General Wille?

Neue Dokumente über die Haltung des hohen Offiziers

Das Denkmal des schweizerischen Generals im Ersten Weltkrieg, Ulrich Wille, wankt: Wille war mit reaktionärsten Kreisen Preussens aufs engste verbunden, hat den Bundesrat als schwächliche «Jammerskerle» bezeichnet, weil dieser nicht auf der Seite Deutschlands in den Krieg eintreten wollte, und 1917 wurde er vom Armeearzt als senil und zur Führung des Oberbefehls unfähig bezeichnet. Das geht aus einem vom Schriftsteller Niklaus Meienberg in der neuesten Ausgabe der «Weltwoche» produzierten Report hervor, der sich auf bisher nicht veröffentlichte Briefwechsel zwischen dem General und seiner Frau stützt.

Bern. – «Diese kleinen Philister und Jammerskerle in ihrer Kümmerlichkeit und Schwächlichkeit», diese Advokaten der «Jämmerlichkeit», die sich aufführen «wie ein hysterisches Weib»: Gemäss Meienbergs Report handelt es sich hier um eine Qualifikation des Bundesrates in einem Brief General Ulrich Wille an seine Frau Clara aus dem Jahre 1914. Den Ärger des Generals hat sich der Bundesrat offenbar dadurch zugezogen, dass er sich von Wille und dem noch extremer deutschhörigen Generalstabschef Theophil Sprecher von Bernegg nicht dazu überreden liess, mit Deutschland gegen Frankreich in den Krieg einzutreten.

Nicht nur politisch habe sich der Schweizer General völlig neutralitätswidrig benommen, auch seine militärische Lagebeurteilung sei völlig falsch gewesen, erfährt man in der «Weltwoche». Als Beispiel ein Brief des Generals vom 14. März 1917 an seine Frau: «Meine liebe Clara, ich habe diese Nacht lange nachgedacht und bin zum Schluss gekommen, dass die grosse Offensive im Westen doch erfolgen muss. Allerdings werden viele arme Menschen das Leben lassen oder zu Krüppeln geschossen werden. Aber sie ist notwendig, sonst ist der Friede nur ein halbes Werk, und nach dieser grossen, siegreichen Offensive wird die Grösse und Kraft Deutschlands unantastbar sein. Schon die Art, wie die Offensive vorbereitet wird, wird die stauende Bewunderung der ganzen Welt und aller kommenden Geschlechter hervorrufen.»

Ein Grund für Willes politische und militärische Fehleinschätzungen lag, so der Meienberg-Report, offenbar im Gesundheitszustand des Generals. Aus Bundesratsprotokollen vom Oktober und November 1917 soll hervorgehen, dass der Armeearzt dem Bundespräsidenten folgenden Sachverhalt zur Kenntnis gebracht habe: «Herr Armeearzt Oberst Hauser habe ihm erklärt, er habe – und mit ihm noch andere Ärzte – die Überzeugung gewonnen, dass Herr General Wille an Arteriosklerose leide. Diese Krankheit habe einen Zustand im Gefolge, der ihn zur Führung der Truppe im Ernstfall unfähig mache.»

Die publizierten Briefe sollen auf nicht näher beschriebenen Wege aus dem Besitz der Familie Wille zum Autor der Dokumentation gelangt sein. Offenbar um



General Ulrich Wille. (Archivbild TA)

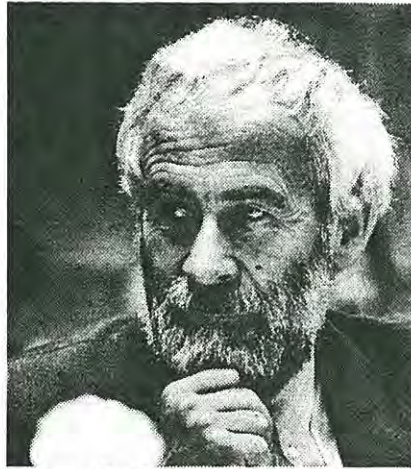
dem Ansehen Ulrich Wille nicht zu schaden, wurden die Briefe unter Verschluss gehalten und teilweise vernichtet. Meienberg zitiert aus einem diesbezüglichen Brief des Generalsohns und Korpskommandanten Ulrich Wille II. aus dem Jahre 1946 an eine Schwester: «Papas Briefe aus Bern (1914–18) habe ich gründlich gelesen, mit grossem Genuss, und all das viele Schwere, das Papa zu ertragen und durchzusetzen hatte, mitempfunden und mir dabei immerzu die Frage gestellt, ob die Briefe veröffentlicht werden können oder nicht. Ich glaube, dass wir in der jetzigen Situation dem Ansehen Papas, das gut ist, mit der Herausgabe dieser Briefe nicht nützen.»

Meienbergs Kommentar: «Das hat der pensionierte Oberstkörpskommandant wohl richtig gesehen.»

TA 29.87 (ar.)
5.

Koller über Wille: Vorsichtig, zurückhaltend

Vor einer Woche haben drei Parlamentarier mit patriotisch-wahlkämpferischer Wut gegen einen Filmbericht Roman Brodmanns im bundesdeutschen ARD-Fernsehen über die Initiative zur Abschaffung der Schweizer Armee protestiert, und Bundesrat Arnold Koller ist mit Herzblut zur Verteidigung der Ehre der Schweizer Armee angetreten. Bloss eine Woche später war der EMD-Chef am Montag schon wieder zur Ehrenwache gerufen. Unter dem Titel «Ulrich Wille und das Ansehen der Armee» fragte der Appenzell Ausserrhodener Landesring-Nationalrat Herbert Maeder in der Fragestunde, wie sich der Bundesrat zu den vom Publizisten und Historiker Niklaus Meienberg in der «Weltwoche» publizierten Briefen des 1.-Weltkrieg-Generals Ulrich Wille an seine Frau stelle. Wille hat in diesen



Fragesteller Herbert Maeder.

TA 16.6.87 (Bild Ruti)

Briefen den damaligen Bundesrat offenbar als jämmerliche Schwächlinge beschimpft, weil dieser sich nicht entschliessen konnte, an der Seite der vom Schweizer General hochverehrten Deutschen gegen Frankreich in den Krieg zu ziehen. In Willes Briefen wird ein Sieg der Deutschen als für die Menschheit absolut erstrebenswert bezeichnet, Gewerkschafter werden als Schweinehunde beschimpft.

«Ist der Bundesrat nicht auch der Meinung», fragte Maeder den Bundesrat, «dass, wenn diese Zitate echt sind, General Wille dem Ansehen der Armee schweren Schaden zugefügt hat?» In seiner Antwort auf diese Frage zeigte sich Arnold Koller bei weitem nicht so kampfeslustig wie vor einer Woche. Man dürfe die Bedeutung einer historischen Persönlichkeit nicht allein aufgrund einiger Zitate beurteilen, meinte er kurz angebunden.

Hat der EMD-Chef aus der Kritik an seinem poltrigen Auftritt vor einer Woche etwas gelernt? Oder ist die dürftige Antwort des Bundesrates auf diese Frage ein Zeichen für peinliche Betrettheit, die die Generalsbriefe bei der Armeeführung ausgelöst haben? (ar.)



General Ulrich Wille.

(Bild RIA)

Man kann die General-Wille-Angelogenheit aus der heutigen Sicht nicht richtig verstehen, nicht richtig beurteilen. Man muss sie aus der politischen Lage der damaligen Zeit betrachten. Gottfried Keller z. B. träumte auch vom grossen deutschsprachigen Kulturgebiet und war voll überzeugt, dass sich die deutsch-schweizerische Kultur nicht völlig von der des deutschen Reiches trennen lasse. Seinen Ruhm holte er bezeichnenderweise in Berlin. Kulturvoll sind die welschen Schweizer genau so nach Paris orientiert, wie damals Gottfried Keller nach Berlin. Und General Wille stammte ja aus Preussen. Es gibt eine reiche germanische, aber auch eine reiche romanische Kultur auf den Gebieten Kunst, Literatur und Philosophie. Auch Gottfried Keller hat eingesehen, dass man nicht die eine gegen die andere ausspielen soll. Er erkannte und lobte die Vielfalt in der Einheit, die Einheit trotz der Vielfalt. Politisch, religiös, philosophisch, ... auf allen Gebieten des Lebens bestehen verschiedene, ja sogar widersprechende Ansichten. Für die moderne Welt kommt daher auf allen Gebieten nur der Pluralismus in Frage. Alles andere führt zu Rechthaberei, Absolutismus, Auseinandersetzung, Krieg.

Die von unserer Bevölkerung am häufigsten gemachten Ernährungsfehler sind:

- der Überkonsum von tierischen Fetten und laetere Kohlenhydraten (raffiniertes Zucker),
 - die Unterversorgung mit Vitaminen, Spurenelementen und anderen Vitalstoffen und vor allem, besonders im Alter
 - die zu geringe Trinkmenge, natürlich zucker- und alkoholfrei!
-

Ich habe schon früher erzählt, dass am 23. 5. 87 die Leute des Naturkundevereins die überhandnehmenden Krebschieren (*Stomatodes aloides*) aus dem Zigelibodenweiser entfernten. Mit einem roten Kahn fuhren sie sorgfältig hin und her und fischten die im Was-

set schwebenden Pflanzen heraus. Einige Exemplare legten sie für den Landschaftsgärtner Oeschger beiseite, der auch ein ehemaliger Schüler von mir ist - Seine Berufslaufbahn absolvierte er im botanischen Garten Zürich - und für das Massbiotop, das beim Lubetzer-Schulhaus angelegt werden soll. Ich besprach die Sachlage mit Herrn Kunz und bedankte mich. Offenbar hat Herr Kunz auch mit dem Förster gesprochen und die Erlaubnis erhalten, zwei Maschenräume aufzustellen, um wenigstens einen Teil des Ufers abzusperren, damit dort Pflanzen und Tiere sich ungestört entwickeln können. Als ich sagte, man sollte vielleicht wieder einmal einige Zeilen in den Lokalzeitungen veröffentlichen, berichtete Herr Kunz, er habe den Zeitungsreporter E. Eng vom Limmattal bestellt, doch der könne nicht kommen. Er sei mit seinem Töffli gestürzt, als ihm ein Hund in die Speicher rannte. Herr Kunz hatte daher bereits selbst für beide Lokalzeitungen etwas geschrieben. Nach der Notiz im Limmattal erschien nun auch der folgende Text in der "Liz" (= Limmattal-Zeitung):

Gigeliboden: Die Geister sind ausgetrieben

Dank guter Pflege und Uferabspernungen ist der Gigeliboden ein gesundes Biotop

Liz.

12. 6. 87



Acht Mitglieder des Natur- und Vogelschutzvereins Dietikon fischten einen Tag lang die Krebschere aus dem Gigeliboden.

Ein Drittel des Ufers des Gigelibodens ist nun gesperrt. Der Natur- und Vogelschutzverein Dietikon, verantwortlich für das Biotop im Guggenbühlwald, erachtete diese Massnahme als notwendig, um den Tieren und Pflanzen eine Ruhezone zu schaffen. Aber nicht nur gegen die Menschen, auch gegen wuchernde Pflanzen muss der Weiher geschützt werden.

(net.) Im Guggenbühlwald ist eine sumpfige Stelle, an der nur Gestrüpp und giftiges Unkraut wächst. Dort ist einst ein tyrannischer Vogt versunken, der gerade neue Schandtaten ausheckte. Soweit die Sage über den Dietiker «Gigeliboden». Die Stadt Dietikon hat bereits im Herbst 1978 dort die Geister ausgetrieben. Die Sanierung der praktisch verlandeten Stelle erwies sich als zeit- und kostenaufwendig, aber schliesslich tummelten sich dort, wo der Vogt sein kühles Grab fand, Schulklassen und Sonntagsspaziergänger. Der Weiher wurde zu einem Biotop, unzählige Pflanzen wurden angesiedelt. Bis vor einem Jahr betreute der ehemalige Sekundarlehrer Karl Klenk den Gigeliboden, vor einem Jahr übernahm diese anstrengende Arbeit der Natur- und Vogelschutzverein Dietikon.

Vordringlichstes Problem war die

Entfernung der Krebschere. Diese Pflanze wurde bei der Sanierung eingepflanzt und fühlte sich nun fast ein bisschen zu wohl im Gigeliboden. Sie überwuchs allmählich die ganze Wasseroberfläche und stand so den andern Lebewesen vor dem Licht. Die Krebschere ist eine reine Schwimmpflanze, ihre Wurzeln haften nicht im Weiherboden. Wenn es kühl wird im Herbst, sinkt die Pflanze auf den Boden, die Frühlingssonne lockt sie wieder an die Oberfläche. Der Natur- und Vogelschutzverein hat nun einen ganzen Samstag lang den Weiher von der aufsteigenden Krebschere befreit. Unglaubliche Mengen dieser wuchernden Pflanze zogen sie aus dem Wasser. Selbstverständlich soll die Krebschere

nicht aus dem Gigeliboden verschwinden, man will sie nur unter Kontrolle haben.

Zugang zum Gigeliboden teilweise gesperrt

Frösche und Molche leben im Biotop, Libellen und die verschiedensten anderen Insekten. Die Artenvielfalt zeigt, dass der Gigeliboden bei guter Pflege Lebensraum für viele Tiere bietet. Leider haben aber auch hier «Möchtegern-Tierschützer» Fische ausgesetzt. Fische gehören nicht in dieses Biotop. Sie fressen Libellenlarven und Kaulquappen und verdrängen so viele Tiere. Auch sind in diesem kalten Winter viele Fische im gefrorenen Weiher

erstickt. Aber nicht nur die Fische bedrohen die heile Tierwelt: Der Guggenbühlwald ist viel begangen. Gerade das Ufer des Gigelibodens bekommt immer wieder Besuch von Naturhungrigen. Damit der Weiher nicht zum «Zoo» wird, damit die Tiere des Gigelibodens eine Ruhezone haben, ist neu etwa ein Drittel der Uferzone gesperrt. Auf der Nordostseite des Weihers sollen die

Tiere ihre Ruhe haben. Der Natur- und Vogelschutzverein, der diese Massnahme anregte und mit dem Förster zusammen ausführte, hofft damit, einen Kompromiss zwischen dem berechtigten Wunsch der Dietiker, Tiere und Pflanzen in der freien Natur zu beobachten, und dem Bedürfnis der Tiere nach Ruhe und unberührter Natur gefunden zu haben.

Die quirlförmige Pflanze
im Vordergrund des Bildes,
das ist die Krebschere.
Sie sinkt im Herbst auf
den Grund und steigt
im Frühling wieder
auf. Im Sommer treibt
sie hübsche weisse
Blüten.

Dietikon, 20.3.1989

An

Verkehrs- und Verschönerungsverein,
Natur- und Vogelschutzverein,
Heimatkundekommission.

Sehr geehrte Dame, sehr geehrter Herr

Inseli

Im "Marmorweiher" befindet sich ein Inseli, das von Jahr zu Jahr immer kleiner wird, so dass die armen Wasservögel nicht mehr ungestört nisten und brüten können.

Ich bitte Sie, die Zuständige Stelle auf diese Sachlage aufmerksam zu machen. Vielleicht finden die Sachverständigen einen Weg, das hübsche Inseli wieder herzustellen, so, wie es früher einmal war.

Mit recht freundlichen Grüßen

Karl Klenk

Karl Klenk

Bereicherung der Stadt – das Ortsmuseum

Kommission für Heimatkunde des Verkehrsvereins leistet Riesenpensum

Wer schon je einmal im Dietiker Ortsmuseum an der Schöneggstrasse eine Ausstellung besucht hat, schätzt die dort heimelige Atmosphäre und die fachgerechte Präsentation des Ausstellungsgutes. Eingerichtet werden diese wertvollen Darstellungen aus Dietikons vergangenen Zeiten von der Kommission für Heimatkunde des Verkehrsvereins. Sie hat daneben noch viele weitere Aufgaben, die sie mit viel Eifer ausführt. S.T. 26. 5. 89.

(ee.) Ein Ortsmuseum gab es in Dietikon schon, als noch der leider längst verstorbene Karl Heid lebte. Er war es auch, der Tausende von alten Gegenständen zusammentrug, Grabungen durchführte und dabei viel Wertvolles fand, von dem ein Teil zum Sammelgut des Ortsmuseums gehört. Dieses war anfänglich im Keller des Zentralschulhauses untergebracht, konnte aber noch zu Lebzeiten Heids ins heutige Färberhüsli an der Oberen Reppischstrasse umziehen. Auch diese Räume wurden bald einmal zu klein, und so mussten sich Kommission und Vorstand nach einer neuen Lösung umsehen.

Ein Provisorium waren dann Ausstellungen im Gewerbeschulhaus. Bereits 1977 teilte der Stadtrat den Vereinsorganen mit, dass als neues Ortsmuseum die Liegenschaft Strohmeier an der Schöneggstrasse benützt werden könne. Sie gehört der Stadt, die sie dann für diesen Zweck zur Verfügung stellte. Damit kam es zu einer Riesenarbeit für die Heimatkunde-Kommission, denn alles Sammelgut musste aufgearbeitet werden. Ausgestellt wird jedoch bei

jeder Ausstellung nur jener Teil davon, der zum jeweiligen Thema passt. Eröffnet wurde das neue Ortsmuseum 1978 mit einer Schau über «Dietikon einst und jetzt».

1983 wurden Mechanik und Apparate präsentiert, ein Jahr später das Holzhandwerk, und seit 1986 kann in den Museumsräumen die sehr informative Schau «Die Römer» besichtigt werden, die übrigens laufend mit den neuesten Funden von Rettungsgrabungen ergänzt wird. Doch damit nicht genug: Seit der Eröffnung des Museums sind viele weitere Ausstellungen mit Werken von Künstlern dort zu Gast gewesen. Es war jedes Mal ein gesellschaftliches Ereignis, wenn die Kommission zu einer Vernissage einlud.

Im Laufe der Jahre wurde versucht, den zur Liegenschaft gehörenden Garten in den Museumsbetrieb zu integrieren. Mit viel Erfolg geschah das 1981, als dank den Bemühungen von Eduard Müller eine Glocke aus der ehemaligen Simultankirche den Weg zurück nach Dietikon und damit ins Ortsmuseum fand. Mit einem fröhlichen «Glocken-

fest» wurde damals das Glöcklein gefeiert. Zudem hat der Schweizerische Bankverein grosszügigerweise Ruhebänke für den Garten gestiftet. Nur schade, dass diese wenig von der Bevölkerung benützt werden, obwohl der Zugang zum Garten jederzeit möglich wäre.

Noch andere Aufgaben

Die Kommission für Heimatkunde ist darüber hinaus für eine Fotodokumentation zuständig, die Tausende von Bildern aus Dietikon umfasst und ständig ergänzt wird. Sie ermöglichen einen guten Einblick in die bauliche Entwicklung der Stadt. Ein Teil dieser Bilder zielt die Wände der Museumsräume. Zudem sichtet, katalogisiert und renoviert die Kommission laufend Sammelgut. Dafür sind viel Fingerspitzengefühl und das Wissen um die Geschichte eines jeden einzelnen Stückes notwendig. Oft muss dieses Wissen zuerst erarbeitet werden.

Spätestens hier muss erwähnt werden, dass die Stadt Dietikon für den Unterhalt der Liegenschaft und damit des Ortsmuseums aufkommt. Auch die Bürgergemeinde unterstützt das Museum, indem sie Ankäufe und Aktionen finanziert. So arbeiten auch beim Ortsmuseum Behörden und die Vereinsorgane zusammen und sorgen so dafür, dass die Zeugen der Vergangenheit auch späteren Generationen erhalten bleiben.

Dietiker Geschichte in Heftform

(ee.) Einen Riesenerfolg verzeichnet der Verkehrsverein Dietikon momentan mit dem Neujahrsblatt 1989 über die ersten urkundlichen Erwähnungen Dietikons im Jahre 1089. Neujahrsblätter über Dietikons Geschichte gibt es schon seit 1948 – und die meisten Hefte sind längst vergriffen.

Nur noch vereinzelte Exemplare sind von der Broschüre «Dietikon in Wort und Bild» vorhanden, die der Verkehrsverein bereits 1921 herausgegeben hat. Das Unterfangen, jährlich eine solche Schrift herauszugeben, muss dann eingeschlafen sein, wurde aber 1948 wieder aufgegriffen, und seit diesem Jahr erscheint jedes Jahr ein Neujahrsblatt. Das von 1948 wurde von H. Suter

verfasst und hatte als Thema die «Landeskunde vom Limmattal». Nur ein Jahr später beschrieb Lokalhistoriker Karl Heid «Orts- und Flurnamen von Dietikon».

Es wäre müssig, hier die vielen seither erschienen Titel zu erwähnen. Mehrere Hefte hat Karl Heid verfasst, aber auch Robert Müller, der frühere Dietiker Finanzverwalter, gehört ebenso wie Oscar Hummel zu den Autoren. Dem früheren Gemeindepräsidenten Lorenz Wiederkehr sind mindestens zwei Ausgaben zu verdanken. Eine besonders prächtige Ausgabe brachte das Jahr 1966 zum 70. Geburtstag von Karl Heid, für deren Zustandekommen der Verlag Stocker-Schmid verantwortlich war. Vier Jahre später wurde im damaligen Neujahrsblatt die später gescheiterte Zentrumsplanung der Stadt Dietikon vorgestellt.

Ferner sind Bände erschienen, in denen die Entwicklung der beiden Kirchgemeinden dargestellt wurde.

Und 1980 verfasste ein Autorenkollektiv gar eine gut fundierte Geschichte der Dietiker Ortsparteien. Weitere Themen waren etwa die Entwicklung der Volksschule oder jene der Industrie und viele andere. Und noch immer zu haben ist das Neujahrsblatt 1989, das sogar dank der regen Nachfrage jetzt in der zweiten Auflage erhältlich ist. Geschrieben hat es Robert Müller, der voraussichtlich auch Verfasser des nächstjährigen Neujahrsblattes sein wird.

Erwähnt werden muss, dass die jeweiligen Autoren keine Entschädigung für ihre riesige Arbeit erhalten. Auch darf festgestellt werden, dass das Neujahrsblatt seit Jahrzehnten bei der Buchdruckerei Hummel jeweils sehr sorgfältig gestaltet und gedruckt wird. Herausgeber war bisher die Kommission für Heimatkunde, und neuerdings zeichnet der Verkehrsverein selber als solcher.



Betreut von der VVD-Kommission für Heimatkunde: das Ortsmuseum als lebendige kulturelle Mitte (links). Rechts ein Beispiel für die aktive Tätigkeit des Verkehrsvereins: Gegenwärtig wird am Schäfli bach eine Feuerstelle gebaut.

Fotos: ee.

75 Jahre für ein wohnliches Dietikon

Verkehrsverein Dietikon feiert sein Jubiläum in Zwiefalten

Dass der Verkehrsverein alljährlich die Bundesfeier auf der Allmend durchführt, weiss wohl jedes Dietiker Kind. Aber dass der gleiche 1913 gegründete Verein auch Wanderkarten und den Stadtplan herausgibt, über 400 Ruhebänke unterhält und Kinderspielplätze sowie Grünanlagen realisiert, wissen nur Interessierte. Grund genug für das LT, im Hinblick auf die morgige Jubiläumsfahrt nach Zwiefalten ausführlicher über die Tätigkeit des Verkehrsvereins zu berichten. L.T. 26 S. 39

(ee.) Um es gleich vorwegzunehmen: Die über 350 Mitglieder des Verkehrsvereins Dietikon haben ausser der Teilnahme an der Generalversammlung und dem Bezahlen des Beitrages keine zusätzlichen Pflichten. Es ist der siebenköpfige Vereinsvorstand, der Projekte initiiert, plant und realisiert. Ob das schon 1913 so war, als der Verein gegründet wurde, ist aus den Akten nicht ersichtlich. Fest steht jedoch, dass einzelne Vereinsaktivitäten bis in den Zweiten Weltkrieg und noch früher zurückreichen. Als Beispiel sei die Blumenschmuck-Prämierung erwähnt, die seit Jahrzehnten in einem Turnus von zwei Jahren vom Vorstand organisiert wird und für die der Verkehrsverein aus seinen laufenden Einnahmen schon Tausende von Franken bereitgestellt hat.

Auch die Organisation der Bundesfeier ist seit Dutzenden von Jahren «die» Aufgabe der Vereinsorgane. Vormals fand sie auf dem Zentralschulhausplatz, später auf der Wiese unterhalb der reformierten Kirche und seit Eröffnung der Stadthalle auf der angrenzenden Allmend statt. Nur: Finanziert wird die Feier von der Stadt Dietikon, aber Organisator ist in Zusammenarbeit mit mehreren Ortsvereinen der Verkehrsverein. Hauptattraktion ist jeweils das grosse Feuerwerk, aufgebaut und entzündet von den Pontonieren. Schöne «Zutaten» sind jeweils die Kurzanspra-

che eines prominenten Referenten, Vorträge der Stadtmusik und natürlich ein gemütlicher Festbetrieb. Ihn ermöglichen jedes Jahr der Handballclub und der Katholische Arbeiter- und Angestelltenverein (KAB).

Eine wohnlichere Stadt mitgestaltet

In Dietikon und Umgebung stehen etwas über 400 Ruhebänke, meist an belebten Plätzen oder auf Grünanlagen. Die ersten davon wurden schon vor 40 Jahren erstellt und die letzten im vergangenen Jahr. Für den Unterhalt ist eine analoge Arbeitsgruppe zuständig, die mit dem Werkhof der Stadt Dietikon zusammenarbeitet. Letzterer stellt jeweils die Bänke auf und ersetzt sie nach Bedarf.

Damit Dietikon in den vergangenen Jahrzehnten wohnlicher wurde, realisierte der Verkehrsverein etliche Kinderspielplätze und Grünanlagen. Eine solche wurde 1968 an der Reppisch realisiert. Nur sieben Jahre später konnte der Abenteuerspielplatz Vogelau eingeweiht werden. 1971 wurde im Schäflibachquartier ein weiterer Kinderspielplatz fröhlich spielenden Stadtkindern überlassen. Und seit rund einem Jahr steht den Dietiker Familien und anderen Benützern der Spielplatz Röhrenmoos zur Verfügung. Dort gibt's sogar Feuerstellen und Sitzgruppen, damit die Besucher bei schönem

Wetter auch «bräteln» und das Gespräch pflegen können.

Rechtzeitig hat bereits 1921 der Vorstand erkannt, dass Dietikon und das übrige Limmattal manchen schönen Ort haben, den man «erwandern» und so näher kennenlernen könnte. Im selben Jahr wurde nämlich bereits eine kleine Wanderkarte herausgegeben. Der heutige Präsident Georges Künzler, vor bereits 28 Jahren in dieses Amt gewählt, hat später zusammen mit seinen Vorstandskollegen die jetzt erhältliche Wanderkarte Limmattal konzipiert. Deren zweite Auflage wird bald ausverkauft sein, weshalb demnächst eine überarbeitete Neuauflage in Angriff genommen werden muss.

Sehr beliebt ist ferner der Stadtplan, ein weiteres Werk des Verkehrsvereins. Die jetzige dritte Auflage ist an Kiosken und in Papeterien erhältlich. Vor allem Ortsunkundige sind sehr froh über diese Orientierungshilfe, die natürlich laufend den baulichen Veränderungen im Stadtgebiet angepasst wird. Sowohl der Stadtplan als auch die Wanderkarte werden jeweils über Darlehen der Stadt Dietikon finanziert, die dann der Verein laufend amortisiert. Ihm verbleibt schliesslich und endlich vom Verkaufserlös ein kleiner Zustupf in die Vereinskasse.

Zusammenarbeit mit den Behörden

Nicht von ungefähr kommt es, dass Stadtpräsident Hans Frei dem Vereinsvorstand von Amtes wegen angehört. Die erspriessliche Zusammenarbeit mit dem Stadtrat ist dem Vereinsvorstand nämlich seit jeher ein wichtiges Anliegen gewesen. Mitspielen tun da nicht nur die Inanspruchnahme von städtischen Geldern bei der Realisierung der Vereinsprojekte, sondern vorab das Be-

mühen des Vereinsvorstandes, die Behörden bei der Gestaltung einer wohnlicheren Stadt massgebend zu unterstützen. Vereinspräsident Georges Künzler sieht das so: «Der Verkehrsverein will mit seinen Bestrebungen und Projekten mithelfen, dass sich die Bevölkerung in der Stadt wohl fühlt und einander näherkommt.»

Näherkommen können sich die Vereinsmitglieder seit 17 Jahren an der alljährlichen Generalversammlung. Diese wurde früher so schlecht besucht, dass der initiative Vereinspräsident damals eine Idee lancierte, die seither einen durchschlagenden Erfolg verzeichnet: Jedes Jahr verbindet der Vorstand die Jahrestagung mit dem Besuch einer Sehenswürdigkeit. Besichtigt wurden seit 1972 nicht nur das Landesmuseum, sondern auch der Freuler-Palast in Näfels und verschiedene alte Burgen und die Kartause Ittingen, um nur einige Ziele zu nennen. Frappant daran ist, dass seither jedes Jahr rund hundert Vereinsmitglieder die Generalversammlung besuchen.

Morgen Samstag fliegt der Verkehrsverein ebenfalls aus, und die Jubiläumsreise führt über die Burg Wülflingen gar über die Landesgrenzen nach Zwiefalten in Süddeutschland. Dort haben die über 150 mitreisenden Vereinsmitglieder Gelegenheit, das Kloster Zwiefalten zu besichtigen, wo bekanntlich eine Chronik aufbewahrt wurde, in der im Jahre 1089 Dietinchovin erstmals urkundlich erwähnt wird. Ein schöneres Ziel hätten sich die Vereinsorgane im Jubiläumsjahr Dietikons wohl kaum aussuchen können. Und noch erfreulicher ist, dass auch der Verkehrsverein auf 75 Jahre Arbeit für ein wohnlicheres Dietikon zurückblicken darf.

Am 2.5.1989, zwei Tage vor der Reise des Fietikoners "Verkehrs- und Verschönerungs-Vereins" nach Deutschland, erreichte mich ein Telefonanruf. Herr Müller, der ehemalige Gemeindegärtner und Verfasser des letzten Menzjaksblatts, fragte mich, ob ich nach Zwiefalten mitkomme, und ob ich bereit wäre mit meiner Frau eine Statistenrolle zu spielen. Er wolle auf der Burg Wüflingen die Herrschafts- und Familienverhältnisse im frühen Mittelalter durch Personen darstellen und er benötige dazu etwa zwanzig verständige Leute". Gerne versprach ich ihm, mit Maria in den ersten der drei Cars einzusteigen, um dort die nötigen Informationen (während der Fahrt nach Winterthur-Wüflingen) zu empfangen. Maria bekam die Rolle der Williburg von Achaun, und ^{ich} musste den Kaiser Heinrich III darstellen. Dieser lebte vom 28.10.1017 bis 5.10.1056. Er setzte in der Synode von Sutri (Provinz Viterbo, Italien) im Jahr 1046 drei gleichzeitig regierende Päpste ab und begünstigte die Kirchenreformen von Cluny (Frankreich). Es war die Zeit des Kampfes zwischen Kaiser und Päpsten. Die kaiserliche Macht erreichte unter Heinrich III ihren Höhepunkt: Böhmen und Ungarn kamen unter ihm zum deutschen Kaiserreich!

Auf schmalem Waldweg, beständig Äste der Bäume zur Seite schiebend, fuhren die drei riesigen Autobusse in die Gegend der Burg Wüflingen. Alle 160 Teilnehmer kletterten dann den steilen Fussweg durch den Wald hinauf zur renovierten Burg ruine. Im Burghof, an einem Hügel, stellte Herr Müller die Reihe nach seine Statisten auf, Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen, deren Ehefrauen und Kinder und erklärte die Besitz- und Verwandtschaftsverhältnisse. Hier und da starb auch einer und gab seine Insignien, Krone etc., einem Nachfolger. Als Kaiser Heinrich III gestorben war, bekam ich

die goldene Krone und bestieg den höchsten Punkt des Hügels. Mein Reich erstreckte sich von Ungarn über ganz Deutschland und weit hinein nach Frankreich. Bei der Vererbung der Kyburgschen Güter im süddeutschen Raum und in der Schweiz spielten die Frauen eine grosse Rolle, siehe Neujahrsblatt 1989. Seite 15. Maria, als Williburg von Achalm bekam $\frac{3}{4}$ der Erbschaft und Cuno von Wülflingen $\frac{1}{4}$ in der Form von bemalten Kartonschachteln! Der kinderlose Cuno von Wülflingen übertrug 1089 bei der Gründung dem Kloster Zwiefalten einen Teil von Obertikon, und zwar um den „Heimfall der Güter“ aus Reich zu verhindern. Bei Kinderlosigkeit fielen die Güter, weil keine Erben da waren, aus Reich! All dies muss im Rahmen der Auseinandersetzungen zwischen Kaiser und Papst gesehen werden.

Die Cats führten uns dann zur Kaffeepause ins Alters-Pflegeheim Wülflingen, wo wir vor Jahren alte Tänze aufführten. In diesem schönen, grossen Heim verweilten wir etwa eine Stunde. - In der Schaffhauser Altstadt, am Schwabentor steht auf der deutschen Seite „Lappi tue d'Augen uf!“ Was die Schwaben den Schaffhausern verübelten und mit einem riesigen Spruchband ausdrückten: „Der Schwabe wird mit vierzig g'schenkt, der Schweizer nie in Ewigkeit!“ Die Fahrt bei schönstem Wetter durch die wunderschöne süddeutsche, wenig besiedelte Hügel Landschaft führte uns über Stockach, Masskirch, Mengen und Riedlingen nach Zwiefalten, wo wir pünktlich um 12.30 Uhr zum Mittagessen eintrafen. Dann wurde in aufgelockert-witziger Weise, verbunden mit Erörungen und Ansprachen die Generalversammlung des Verkehrsvereins durchgeführt. Architekt Georges Künzler tritt nach 28 Jahren

Im Kloster auf den Spuren der Wurzeln

Jubiläumstagung des Dietiker Verkehrsvereins wählte neuen Präsidenten

Viel einfallen liess sich zum 75jährigen Bestehen des Verkehrsvereins dessen Vorstand: Die Jubiläumstagung fand erstmals nicht in unserem Land, sondern im Klosterdorf Zwiefalten (BRD) statt, wo bei den Wahlen zudem ein neuer Präsident gewählt wurde. Der nach 28 Jahren zurückgetretene Georges Künzler wurde zum Ehrenpräsidenten ernannt.

L. T. 29. 5. 89.

(ee.) Dass die Vereinsleitung mit über 150 Mitgliedern und Gästen für einmal in den «grossen Kanton» reiste, lag wohl angesichts des 900jährigen Bestehens Dietikons darum auf der Hand, weil der Benediktiner Mönch Ortlieb in seiner im Jahre 1137 verfassten Chronik erwähnt, dass 1089 das im gleichen Jahr gegründete Kloster Zwiefalten einen Drittel des damaligen Dietinchovin geschenkt bekam. Wie es zu dieser Schenkung kam, zeigte Robert Müller als Verfasser des diesjährigen Dietiker Neujahrsblattes mit dem Thema «Erste urkundliche Erwähnungen Dietikons» aber schon in Wülflingen auf.

Dort, bei der Burgruine Wülflingen, wurde auch dem letzten Mitreisenden klar, dass 1089 nicht selten Ländereien und Dörfer, darunter eben auch das damalige Dietikon, von Grafen und Königen an die Klöster verschenkt wurden. Müller liess nämlich zahlreiche Vereinsmitglieder in den Rollen von Königen und Grafen auftreten, so die damaligen Ereignisse verständlich nachvollziehend.

Wer bei dieser informativen Geschichtsstunde noch Zweifel hegte, musste sich einige Stunden später in den Räumen des ehemaligen Klosters eines Besseren belehren lassen: Es konnte eine Reproduktion der Chronik des Ortlieb bestaunt werden. Beeindruckt war man ferner vom Münster in Zwiefalten, das als Spätbarockkirche erst vor wenigen Jahren für neun Millionen Deutsche Mark renoviert worden ist.

Problemlose Jubiläumsversammlung

Nach der Ankunft in Zwiefalten überbrachte noch vor dem gemeinsamen Mittagessen der Bürgermeister des

Klosterdorfes dessen Grüsse und Glückwünsche. Zwiefalten feiert übrigens wie Dietikon ebenfalls das 900jährige Bestehen. Das Kloster selber wurde 1803 aufgehoben, und 1812 wurde die Barockkirche Pfarrkirche. Die Räume der ehemaligen Abtei beherbergen heute eine psychiatrische Anstalt. Laut einschlägigen Quellen haben dort während des Zweiten Weltkriegs die Nazis «gewisse Experimente» mit Menschen gemacht, wie Robert Müller bestätigte. Er wird übrigens im November an der Volkshochschule Dietikon in einem Kurs die Geschichte der Gründungszeit des Klosters und damit auch diejenige Dietikons darstellen.

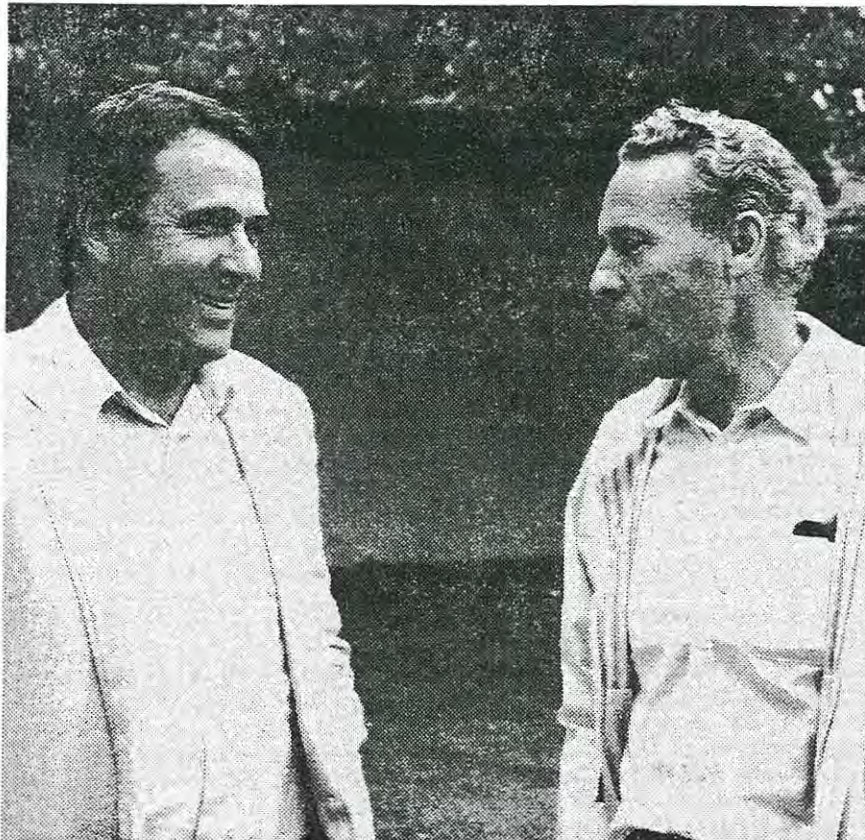
Nach dem Mahl leitete der vor 28 Jahren zum Präsidenten des Verkehrsvereins Dietikon gewählte Georges Künzler letztmals eine Generalversammlung. Deren wichtigstes Geschäft war die Neuwahl der Vereinsorgane. Gewählt wurde als Nachfolger von Künzler als neuer Präsident alt Stadtrat Eugen Guidi. Der ebenfalls (nach gar vierzig Jahren Vorstandstätigkeit) zurückgetretene Walther Zollikofer wurde durch Walter Geissberger, Bahnhofsvorstand, ersetzt. Alle übrigen Vorstandsmitglieder wurden im Amt bestätigt, ebenso die Mitglieder der Kommission für Heimatkunde. In diesem Gremium wurde als Nachfolger des zurückgetretenen Hans Stettler neu Bruno Maier gewählt, der auch als Obmann der Kommission amten wird. Stettler bleibt jedoch Kommissionsmitglied.

Einstimmig und unter anhaltendem Beifall beschloss die Versammlung, Georges Künzler zum ersten Ehrenpräsidenten des Verkehrsvereins zu ernennen. «Der Zurückgetretene hat den Verkehrsverein reaktiviert und zusam-

aus dem Vorstand zurück. Er fand in Herrn Stadtrat Friedl einen Nachfolger. Für Herrn Foltikofes wurde Bekuhof Vorstand Geisberger in den Vorstand gewählt, ebenso Herr Dr. med. Bruno Maier, mein Mitarbeiter seit 1.1.39, in die Heimatkundekommission. Er ist als Präsident dieser Kommission vorgesehen.

Ausschliessend wurde das recht sehenswerte barocke Münster von Zwiefalten unter kundiger Führung besichtigt. In die reiche Ausgestaltung und Ausschmückung gibt auch die kleine Ausstellung im Ortsmuseum Fietikon einen Einblick. Viel überwältigender wirkt aber der Anblick all der Kunstwerke an Ort und Stelle. Die Deckengemälde - in der grossen Kuppel- und andere stammen von einem Maler namens Spiegler. Ausserdem sind über 1000 „Engel“ in der Kirche, die gelegentlich auf Tatsachen der Entstehungszeit anspielen (z. B. ein Engelchen zu oberst, aber mit Totalgläubigkeit, spielt auf eine wichtige Persönlichkeit der Zeit an). Das Kloster selbst ist vor bald zweihundert Jahren aufgehoben worden. Die noch vorhandenen Bauten beherbergen eine psychiatrische Krankenanstalt.

Die Rückfahrt führte auf anderem Wege durch die schöne süddeutsche Landschaft. Da sie wie schon erwähnt nur wenig besiedelt ist und ausserdem nicht allzu viele Industrieanlagen kennt, wurde sie im Kriegeszeiten verschont. Über Pfullendorf und Salem (Zisterzienserkloster. Die Zisterzienser sind die Nachfolger des Benediktiner, wichtige Landbau reformer, welche ihre Laienbrüder nicht nur wie Hilfsarbeiter behandelten) erreichten wir Meersburg und die Autofähre, die nur zwischen den vielen Segelschiffen hindurch nach Konstanz brachte.



Georges Künzler (links) im Gespräch mit seinem Nachfolger Eugen Guidi.

Foto: ee

men mit dem Vorstand dafür gesorgt, dass der Verein neue Aufgaben gekonnt anging und bewältigte», betonte Stadtpräsident Hans Frei in seiner Laudatio. Den wiedergewählten Vereinsorganen dankte er für das Geleistete. Mit der Ernennung von Walther Zollikofer zum Freimitglied wurden die Ehrungen beschlossen. Beide Geehrten erhielten Präsente, die sie herzlich verdankten.

Blumenschmuckprämierung

Alle Berichte und die Rechnungen passierten diskussionslos. Beim Budget wurde vermerkt, dass der Verkehrsverein dieses Jahr wieder die traditionelle Blumenschmuckprämierung durch-

führt. Wann, bleibt Geheimnis der entsprechenden Subkommission. Mit den Vorarbeiten für die Organisation der Bundesfeier 1989 auf der Allmend wurde bereits begonnen. Im Berichtsjahr hat der Verkehrsverein Dietikon 277 Limmattaler Wanderkarten und 1034 Stadtpläne verkauft. Erhältlich ist nach wie vor bei Buchhandlungen und Papeterien sowie im Ortsmuseum das diesjährige Neujahrsblatt. Im Museum ist dazu eine von der Heimatkunde-Kommission gestaltete Begleitausstellung noch bis auf weiteres zu sehen (über die Vereinsaktivitäten hat das LT am vergangenen Freitag ausführlich berichtet).



Nach einer aufwendigen Renovation sind in der «Seehof»-Liegenschaft in Meilen vier exklusive Wohnungen eingerichtet worden. (Bilder hf.)

Barockes Bijou für die Neuzeit

Renovation des «Seehofs» in Meilen abgeschlossen

c. b. Wo vor mehr als 200 Jahren der reiche Zürcher Kaufmann Felix Oeri die lauen Sommermonate genoss, ziehen in diesen Tagen solvente Mieter ein. Nach nur einjähriger Renovation ist der 1767 erbaute Meilemer «Seehof» wieder das, was er einst war und zugleich etwas mehr: ein barockes Herrschaftshaus, angereichert mit den Annehmlichkeiten modernen Wohnkomforts. Tüpfchen auf dem i wird der grosszügige Ziergarten, den die Besitzerin des «Seehofs» ebenfalls im Stil der Zeit wiedererstellen lassen will. 1. 4. 89: 722.

Alles begann mit dem Wunsch, die Geschichte des einstigen Elternhauses aufzuarbeiten, um damit ein Kapitel gelebten Lebens abzurunden. Schon als der herrschaftliche Sommersitz am Zürichsee noch einer Erbengemeinschaft gehörte, begann Esther Eichenberger-Aeberli, Tochter des vorherigen Besitzers, in Archiven und Bibliotheken nach den Ursprüngen des «Seehofs» zu forschen. Die aufwendige Arbeit, der sie mit grossem Engagement nachging, kam ihr bei der darauffolgenden Renovation sehr zugute: Esther Eichenberger war auf Briefe, Dokumente und Pläne gestossen, die viel über das ursprüngliche Aussehen des «See-

hofs» und spätere Umbauten verriet. Dank diesen Kenntnissen förderte sie denn auch einige Schätze zutage, die sonst vielleicht unter altem Mauerwerk verborgen geblieben wären.

Vom Herrschaftshaus zum Amtssitz

Der 1767/68 vom Textilverleger und Mouselinefabrikanten Felix Oeri erbaute «Seehof» gehört in die Reihe der «Campagnen», auf denen die reichen Zürcher Stadtbürger in repräsentativem Rahmen den Landaufenthalt genossen. Oeri, Erbe eines sagenhaften elterlichen Vermögens und Besitzer weiterer Herrschaftshäuser, war ein kulturbeflissener Bauherr von feinstem Geschmack und ausgeprägtem Modebewusstsein. Dies verraten die Chinoiserien und allegorischen Deckenmalereien in den einstigen Wohnräumen des «Seehofs» ebenso wie die Reste des Skulpturenschmucks im «Seehofgarten». Das prachtvolle Landgut blieb jedoch nicht allzulange in der Hand des Erbauers, der bereits 1774 starb. 1792 veräusserte dessen Schwester den «Seehof» an das Stift Einsiedeln, das für die Kirche Meilen ein Pfarrhaus herrschaftlichen Zuschnitts suchte. Von da ging das Haus um die Jahrhundertwende an den Zürcher Kaufherrn Joseph Heinrich Kramer über, der es seinerseits 1816 für 12 500 Gulden an den Staat verkaufte.

Berühmter Mieter: C. F. Meyer

Jetzt wurde der «Seehof» für 16 Jahre repräsentativer Amtssitz des Oberamts Meilen, was allerdings verschiedene Umbauten und Sanierungsarbeiten nötig machte, wie aus manchem Schreiben jener Zeit hervorgeht. 1832, im Zuge der Regenerationsverfassung, verkaufte der Staat den «Seehof» an die Gemeinde Meilen, die ihn bereits ein Jahr später an den Gemeindegamman Johannes Gattiker im Feld veräus-



Neuer Glanz in alten Mauern.

serte. Von dessen Erben erwarb ihn 1866 der Meilemer «Sonnen»-Wirt Heinrich Gattiker. Zwischen 1872 und 1875 war der Dichter Conrad Ferdinand Meyer im «Seehof» zu Gast, wo er eine fruchtbare Schaffensphase erlebte. Wie seine Schwester in Briefen berichtete, genoss Meyer besonders die Aussicht aus dem Garten über den See hin zu den Alpen. 1889 wurde der «Seehof» Doktorhaus, als ihn der Meilemer Dorfarzt Dr. Richard Sturzenegger erwarb. Ihm folgte 1906 Dr. Johannes Aeberli, der Grossvater der jetzigen Besitzerin.

Hindernisse und Überraschungen

Johannes Aeberli machte seiner Enkelin die Renovation nicht ganz leicht: nur ein Jahr nach dem Kauf der Liegenschaft hatte er alles veräussert, was an Zierwerk im «Seehof» nicht

gänzlich niet- und nagelfest war: die Hauptportale samt Stützpfählern, schmuckvolle Zaungitter, zwei Statuen, die beiden schmiedeeisernen Korbbalkone, die Treppengeländer und einen Bleulerofen. Doch Esther Eichenberger hatte Glück: zumindest einen Teil des wertvollen Inventars konnten die Gottfried-Keller-Stiftung und das Landesmuseum bei der Versteigerung retten und der jetzigen Besitzerin des Hauses als Dauerleihgabe zurückgeben. Einige Stücke sind sogar aus einer Villa in Neulaufenburg am Rhein (BRD) nach Meilen zurückgekommen. Heute erscheint der «Seehof» wieder als prächtiges Herrschaftshaus, das im Innern vier exklusive Wohnungen beherbergt. Dass sich die aufwendige Renovation, die von der kantonalen Denkmalpflege und der Gemeinde Meilen unterstützt wurde, in den Mietzinsen niedergeschlagen hat (zwischen 4600 und 6200 Franken), kann nicht verwundern.

Vulkan und Neptun im Keller

Prunkstück des Hauses ist die Beletage, wo sich einst der Bauherr Felix Oeri einrichtete. Hier zeugen prächtige Deckenmalereien, feine Stukkaturen und dekorative Parkettböden in Nussbaum und Esche von Wohlstand und Geschmack des ehemaligen Besitzers. Ein beson-

deres Schmuckstück, das nur dank Esther Eichenbergers umfassender Kenntnisse der Baugeschichte auf dieser Etage zum Vorschein kam, ist das Originalwappen der Familie Oeri. Doch die Arbeiten am «Seehof» förderten noch weitere Überraschungen zutage: im Erdgeschoss den Sandsteinboden aus der Entstehungszeit, der unter fünf Schichten verborgen war, im Dachgeschoss handgemalte Leinwandtapeten mit exotischen Motiven und einen originalen Langriemenboden mit Mittelfries, an der Aussenseite der Fenster barocke Malereien, die einen nicht vorhandenen Rahmen vortäuschen. Mancher alte Fund, der sich am ursprünglichen Platz nicht mehr verwenden liess, erhielt im Haus eine neue Funktion. So etwa die 66 Nussbaumfensterrahmen, die im Obergeschoss zu einem Fussbodenparkett verarbeitet wurden. Ein ähnliches Beispiel sind die Gittertüren im Kreuzbogenkeller, die einst den Abschluss zum Treppenhaus bildeten und heute einen einzigartig schönen Zugang zu den Kellerabteilen der verschiedenen Wohnungen darstellen. In diesem Keller sollen später auch die letzten beiden noch vorhandenen Gartenstatuen, Neptun und Vulkan, aufgestellt werden. Zwei wetterbeständige Kopien werden künftig den wiederhergestellten Barockgarten zieren.

Im 1930 bestand in Zürich eine Lehrer-Arbeitsgruppe für demokratische Erziehung. Mit ihr diskutierte ich die sogenannte „Selbstregierung“ der Schulklassen. In der Praxis wurde ein Klassenchef gewählt, der in der Diskussions-Stunde am Samstagmorgen alles Mögliche zur Sprache brachte. Die Schüler freuten sich darauf, und auch der Klassenlehrer beteiligte sich an den Aussprachen. Bald wurden auch Mehrheitsbeschlüsse gefasst. Ein Protokollführer wurde notwendig und die Führung eines Klassenhefts. Einzelne Klassen brachten es so weit, dass sie Gesetze aufstellten, ja sogar eine richterliche Justiz wählten und Disziplinarfälle selbst erledigten. Ich achtete darauf, dass jeder Schüler mindestens einen geeigneten Aufsatz ins Klassenheft eintrug, und dass dieses Heft mit Beschlüssen, Diskussionsprotokollen und interessanten Aufsätzen nach der Entlassung der Klassen aus der obligatorischen Schulpflicht weiterhin von Schüler zu Schüler zirkulierte. In vielen Klassen tauchte das Heft nach Jahren in den Klassenzusammenkünften wieder auf.

Die treibende Kraft in der Lehrer-Arbeitsgruppe für demokratische Erziehung war Lehrer Jacques Schmid, der auch für seine „Lieder zur Laute“ bekannt war. Mit ihm und etwa fünfzehn weiteren Lehrern verbrachte ich auch erlebnisreiche Sommerferien im Tessin. Unser Standort war die Jugendherberge Muddano am Luganersee, die von einem Herrn Coray in Verbindung mit einem „Grotto“ und einer Kunstausstellung (Kunstmaler Jublet, Oberengstringen) geleitet wurde. Wir diskutierten eifrig. Ich malte und zeichnete, und

abends spielten wir Bocchia in der schattigen Pergola. Wir unternahmen auch Wanderungen, eine Ausfahrt nach Bosco-Gurin, einen Besuch im Kutsaal, Schifffahrten etc. Sehr gut stimmerte ich mich an Georg Thüner, den späteren Poet und Professor. In Montagnola versuchten wir Hermann Herre zu besuchen, doch ach, er empfing uns nicht! Wir fanden den Grund der Abweisung nicht heraus und nahmen an, er sei mit „schriftstellerischen“ beschäftigt und wolle nicht von einigen unwichtigen Lehrkräften dabei gestört werden. In Catona besuchten wir dann eine Kunstgewerblerin, die wunderschöne Wandteppiche knüpfte. Leider vergass ich ihren Namen.

Abends erschien gelegentlich eine ältere, uns ziemlich exzentrisch erscheinende Dame mit sehr auffälligem „Aussehen und ungewohntem Benehmen im gemüthlichen Aufenthaltsraum. Sie setzte sich in den niedrigsten Polsterstuhl und legte ihre langen Beine hin auf auf den mit Obst und Büchern beladenen Tisch! Dabei rauchte sie eine Zigarette in einem etwa vierzig Zentimeter langen Mundstück. Sogleich begannen sie mit uns die interessantesten und spannendsten Diskussionen. Sie wurde ganz von selbst der Mittelpunkt des Geschehens. Sie hatte etwas Ähnliches in ihrem selbständigen Wesen wie „Mama Lillie“ in Catona, was aber offensichtlich viel gebildeter und intellektueller. Diese auffällige Persönlichkeit war Emmy Ball-Hemming, die in der Zürcher „Literatur-“

stere eine große Rolle gespielt hatte.

Gegen das Ende des Aktiveinsatzs weilte unsere Einheit oft in dieser schönen Gegend des Kantons Tessin, und da besuchte ich in der Freizeit mit Militärkameraden die vertrauten Orte. In Carona, an der Friedhofmauer, entdeckten wir das schlichte Grab Lisa Wengers. Wir bewunderten die Einfachheit des glatten Grabsteins, auf dem, wenn ich mich recht erinnere, ausser dem Namen „Lisa Wenger“ nur noch die beiden Jahreszahlen „1858 - 1941“ eingemeisselt sind. (Lisa Wenger, geb. Ruetz: 23.1.1858 bis 16.12.1941).

Ein U. Schaffer schreibt: „Die Liebe geht über Worte hinaus. Liebe kann nicht erzwungen werden, aber man kann sich nach ihr sehnen. Liebe kann nicht verdient werden, aber man kann sie als Geschenk bekommen. Liebe kann nicht verlangt werden, aber man kann auf sie warten. Liebe kann nicht produziert werden, aber man kann eine Atmosphäre schaffen, in der die Liebe besser wachsen kann. Liebe kann durch kein Gesetz verordnet werden, aber man kann sie sich wünschen. Liebe kann nicht erwartet werden, aber man kann auf sie hoffen.“ Sie steigert, erweitert und bereichert unser Leben.

LIZ REGION

Donnerstag, 18. Mai 1989

EDITORIAL

Kunst oder Schrott ?



Das bekannteste Monument aus dem Werkstoff Eisen, der Eiffelturm, feiert dieses Jahr sein 100jähriges Bestehen. Er stiess auf Opposition, noch bevor er gebaut wurde. Unter anderem wurde der 300 Meter hohe Eiffelturm als «widerwärtige Säule aus verschraubtem

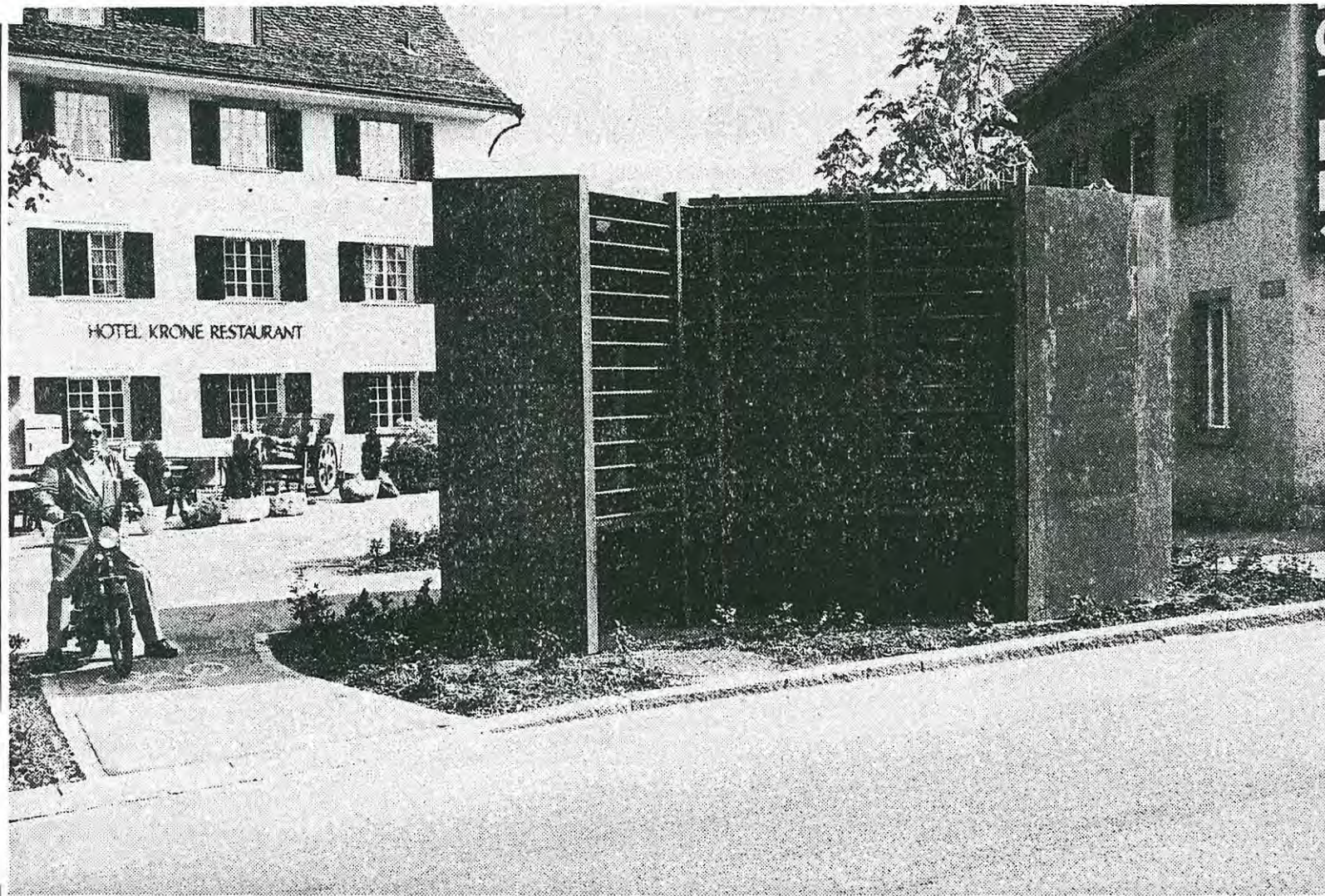
Blech» bezeichnet. Das «nutzlose und schädliche Blechmonument» ist heute eines der beliebtesten Wahrzeichen der Welt.

Noch bevor die Ausstellung «Eisen 89» in Dietikon ihre Tore öffnet, fährt man auch ihr gehörig an den Karren. Besonders die Werke der «Rostkünstler» seien «eine Frechheit dem Bürger gegenüber». Am heftigsten angegriffen wurde wohl Vincenzo Bavieras «Stadtobservatorium», eine begehbare Skulptur: ein eiserner Käfig, aus dem man den Stadtverkehr aus der Perspektive hinter Gittern beobachten kann. Die als «Gefängnis» betitelte Plastik ist allerdings gewollt hässlich und provoziert eben gerade die Frage: «Wer ist hässlicher, ich oder die Stadt mit ihrem Verkehr?»

Der Werkstoff Eisen wird allgemein als kalt und eher abweisend betrachtet. Da konnte auch Serge Brignoni, der 1934 mit der ersten Schweizer Eisenplastik versuchte, «Böseisen» in sogenanntes «Liebeisen» umzupolen, nicht gross Abhilfe schaffen. Wenn sich die «Eisenkunst» in die Aussenwelt wagte, schlug die Öffentlichkeit schon immer brutal mit Verrissen zu.

Doch die teilweise ungeliebten Eisenplastiken in Dietikons Strassen mögen wie der Eiffelturm einige böse Worte ertragen; sie haben ja ein stählernes Rückgrat. Und die Zeit wird da wohl auch einige Urteile revidieren helfen. Die «Eisen 89» jedenfalls ist ein einzigartiges Ereignis.

Beat Suter



Diese Eisenplastik vor dem Hotel Krone erregt in Dietikon die Gemüter.

FOTO: HEGGLIN

Bezirksgefängnis nun doch aktuell?

Bei der Volksabstimmung über den Bezirk Dietikon wurde heftig gegen das Bezirksgefängnis opponiert. In der 2. Abstimmung wurde dieses aus dem Projekt gestrichen. Siehe da, nun bringt die Eisen 89 einen Prototypen, ausgerechnet vor dem Gebäude des Hotels Krone.

Wer es nicht glaubt, überzeugen sie selbst. Ein roher Blechhaufen, in den drei Monaten Existenz dahin-rostend, sich Kunst nennend und nach der Ausstellung auf der Schrotthalde landend, das ist meines Erachtens eine Frechheit dem Bürger gegenüber. Man will dem Volk Kunst in moderner

Ausführung schmackhaft machen und präsentiert solchen Blödsinn. Ob es ein Künstler oder Juror war, der dies veranlasst hat oder die Genehmigung dazu erteilte – es ist nicht zu entschuldigen.

Ich finde, dass es an der Eisen 89 ausserordentlich gute, auch aggressive und sehr interessante Objekte hat, aber auch solche, bei denen der Künstler sehr wenig Idee oder Gestaltungswille zeigt. Ich bin sehr gespannt, was bis zum 20. Mai noch alles aufgestellt wird.

Meines Erachtens sind die Rostgebilde in der Kunstszene nicht mehr aktuell, diese Art – ausgelöst durch den Corten-

stahl, der im Hochbau vor ungefähr 15 Jahren sehr aktuell war, aber anschliessend grosse Probleme ergab (siehe Schulhaus Urdorf) – hat sich leider nicht sehr bewährt. Diese «Rostkünstler» sind meines Erachtens etwas rückständig oder versuchen, dieses vergängliche Material wieder zu aktivieren, ganz im Gegenteil zum Trend in Industrie und Handwerk, wo Dauerhaftigkeit grösstes Gebot ist.

Am 11. Mai wurde aus Richtung Urdorf mit einem der grössten Helikopter eine Grossplastik eingeflogen und auf der Wiese beim Marmorweiher abgesetzt. Dies war leider nicht

anders möglich, weil der Standort nicht angefahren werden kann.

Wir lassen uns also in den nächsten Tagen noch überraschen, was alles anrollt. Ich finde es aber wichtig, dass Pro- und Kontra-Gespräche ausgelöst werden. Ein Anliegen der Ortsvereine ist selbstverständlich, dass die Plastiken nach der Ausstellung blitzartig aus dem Zentrum verschwinden, da theoretisch am nächsten Tag – nach der Ausstellung – die Plätze geräumt sein müssen, zum Aufstellen der Zelte und Wirtschaftsbauten für das kommende grosse Fest zur 900-Jahr-Feier.

Heinz Bracher, Dietikon



UEN-

stik auf dem Dietiker Schulhausplatz.

FOTO: SPICHALE

Eisenblüten

Eisen 89 – in Dietikon wird die umfassendste Ausstellung der Schweizer Eisenplastik am 20. Mai eröffnet. Die Hälfte der über 60 Skulpturen wurden eigens für Orte in der Stadt Dietikon geschaffen. Bei den Dietikern stossen die Eisenwerke aber nicht nur auf Gegenliebe.

Lit. 18.5.89

■ VON BEAT SUTER

«Mit der 900-Jahr-Feier Dietikons hat die Eisen 89 eigentlich nichts zu tun», das sagt Dr. Volker Schunck, künstlerischer Leiter der Eisenplastik-Ausstellung. Die Idee einer umfassenden Präsentation des Schweizer Eisenkunstschaffens sei schon mehr als zwei Jahre alt. Eher könne das Ganze als Parallele zum 100-Jahr-Jubiläum des Eiffelturms gesehen werden – der grössten Eisenplastik überhaupt.

«Was git das?»

«Mami, was git das?» fragt ein Dreikäsehoch auf dem Löwenplatz und zeigt auf die grossen Stahllamellen, die ihre Schatten über den abgerundeten Betonsockel und den Platz werfen. Die flachen Stahlpfosten spannen sich fächerförmig über den Platz und erzeugen eine Wellenbewegung durch die Verschiebung der einzelnen Lamellen.

Christoph Haerles «Stahllamellen» ist eine der 34 Skulpturen im öffentlichen Raum in Dietikon, die eigens für diese

Ausstellung gestaltet wurden. Zusätzlich zu diesen Skulpturen werden in der «Koenig-Halle» ältere Eisenplastiken vorgestellt, darunter solche der Eisenpioniere Serge Brignoni – er schuf die erste Schweizer Eisenplastik 1934 –, Jean Tinguely und Bernhard Luginbühl. Die Ausstellungsmacher John Matheson und Volker Schunck haben die Absicht, die Entwicklung der Schweizer Eisenplastik von ihrem Beginn 1934 bis heute aufzuzeigen. Die 61 geladenen Künstler und Künstlerinnen gehören drei Generationen an, die mit dem Werkstoff Eisen und Stahl künstlerisch umgehen.

Mühe mit dem künstlerischen Werkstoff Eisen

Dietikon ist nicht von ungefähr als Ausstellungsort für die «Eisen 89» ausgewählt worden. Viele Dietiker haben jeden Tag mit dem industriellen Werkstoff Eisen zu tun, denn mehrere bedeutende Schweizer Metallhändler haben hier ihren Sitz: Das Eisen brachte der Region ungefähr 5500 Arbeitsplätze. Die ortsansässigen

Stahlfirmen und Handwerksbetriebe unterstützten dann auch das Vorhaben – und zwar sowohl mit finanziellen Mitteln als auch mit handwerklicher Mithilfe an verschiedenen Eisenplastiken.

Mag Eisen als industrieller Werkstoff akzeptiert sein, so ist dasselbe Material, wenn es von Künstlern verwendet wird, bei den Dietikern doch ziemlich umstritten. Besonders die «Rostskulpturen» geben Anlass zu negativen Äusserungen.

«Eisen 89» in Dietikon: die umfassendste Ausstellung Schweizer Eisenplastik

Peter Gysis «Rundstahl» im Schulhof, der an einen Baumstamm für eine Vita-Parcours-Uebung erinnert, bietet reichlich Stoff für spöttische Bemerkungen der Schüler. Vincenzo Bavieras «Stadtobservatorium» direkt vor dem Hotel Krone, wird mit dem Bezirksgefängnis verglichen und «als roher Blechhaufen, der dahinstrotzt» beschrieben. Und auch Spallo Kolbs «Stehen und Schwim-

men», zwei grosse, rostige Eisenwürfel, mit einer Kette verbunden, der eine im Marmorweiher schwimmend, der andere im Gras am Ufer thronend, gaben zu Unmutsbezeugungen Anlass. Die Oberfläche des einen Kubus wurde mit dem sinnigen Slogan «Bull Shit 89» und dem Ausruf «Das ist Kunst!» besprayt.

Markante Werke

Trotz der mehr oder weniger begründeten Kritik: Viele der Eisenwerke sind sehr sorgfältig in die Umgebung eingeschaffen worden. Manche Orte in Dietikon haben erst durch die temporär aufgestellten Skulpturen ein Gesicht erhalten. Neben Haerles «Stahllamellen» auf dem Löwenplatz zeichnet sich da besonders Silvio Mattioli's dreifarbiges, mächtiges «Stahlkathedrale» auf dem erhöhten Platz zwischen Bahnhof und der Firma Koenig aus. Faszinierend ist auch Ursula Hirschis selbstverliebte Schwimmskulptur mit dem Namen «Narziss», ein feuerrotes Rahmenwerk mitten auf der Limmat, David Zehnders «Hängebrücke», vier Stahlbänder, die sich über den Marmorweiher schwingen oder Christian Mergers «Kinetische Stahlrahmen-Spiegel-Skulptur», ein gelbes Verwirrkabinett hinter dem Bahnhof.

Mehr zu «Eisen 89» im Editorial und im **4. Bund**

Die Skulpturenstadt

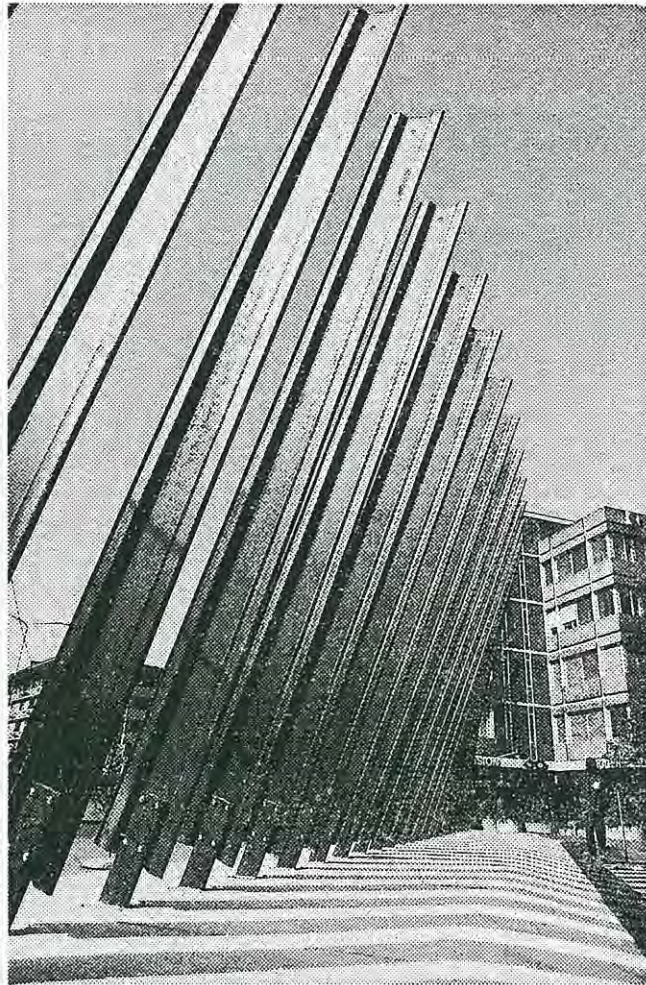
Eisen 89

■ VON ALEX SPICHALE (FOTOS) UND
BEAT SUTER (TEXT)

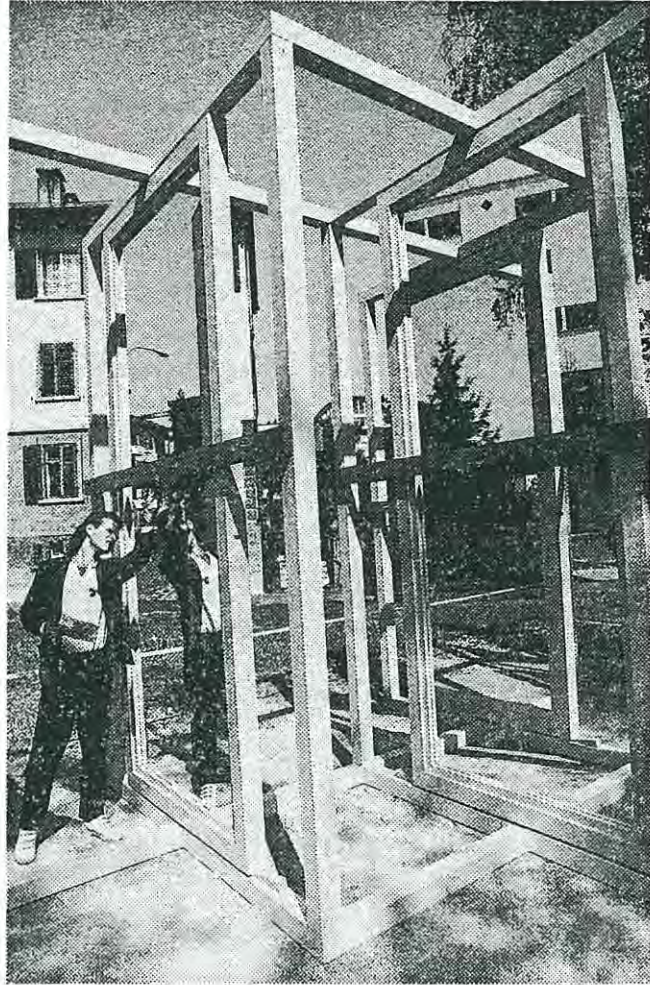


Überall Eisen, rostiges, farbiges, blendendes, zu Wasser, zu Lande und in der Luft: Dietikon wird für drei Monate zur Eisenplastikstadt der Schweiz. Die ganze eidgenössische Plastiker-Szene, rund 60 Künstlerinnen und Künstler, haben in den letzten Wochen ihre zum Teil riesigen Werke in die Limmatstadt gebracht und im öffentlichen Raum oder in der Ausstellungshalle aufgestellt. Darunter sind Skulpturen von Tinguely, Luginbühl, Mattioli und Bodmer. Am 20. Mai geht es nun offiziell los. Stadtpräsident Hans Frei eröffnet um 14.00 Uhr in der Halle auf dem Areal der Koenig AG die grosse Skulpturenshow.

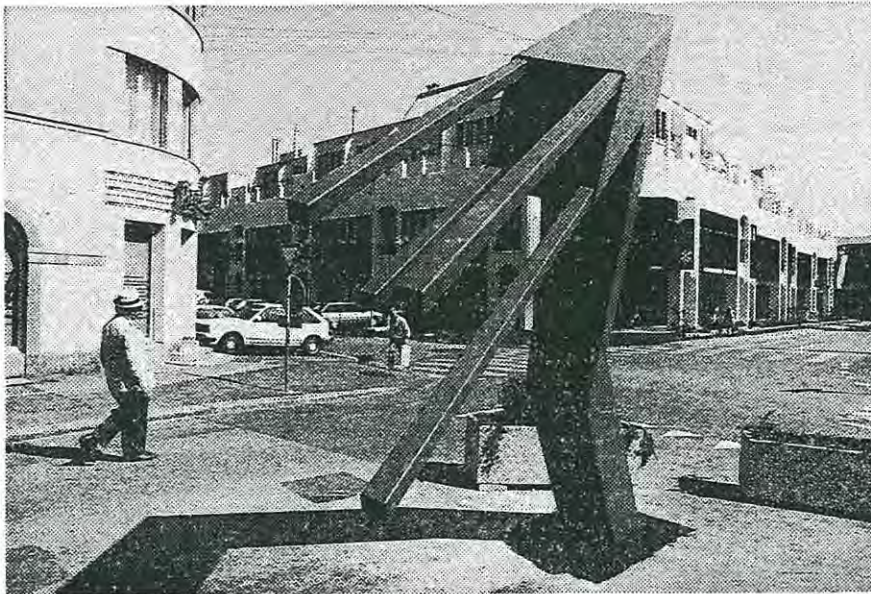
Liz. 28.5.89







**Perspektiven
Schweizer
Eisenplastik
1934-1989**



Mitten in Dietikon trifft man auf diese Plastiken: Ganz oben links die fächerförmigen Stahllamellen von Christoph Haerle auf dem Löwenplatz, oben rechts die imposante Stahlkathedrale von Silvio Mattioli, oben links Jean-Pierre Briands roter Stecker, rechts Christian Megerts Spiegelkabinett beim Bahnhof und unten Gillian Whites Opferschale an der Limmat.

Dietikon drei Monate im Banne des Eisens

Heute öffnet die Plastikausstellung «Eisen 89» offiziell ihre Tore

Was sich in den vergangenen Wochen auf Strassen und Plätzen unübersehbar angedeutet hat, ist mit der Eröffnung von heute nachmittag um 14 Uhr «offiziell»: Bis zum 20. August macht die Plastikausstellung «Eisen 89», die in der Schweiz bisher umfassendste Gesamtschau dieser Gestaltungsrichtung, Dietikon vorübergehend zu einem Magneten für die einheimische Kunstwelt. *L.T. 20. 5. 89.*

(db) Mit der heutigen Türöffnung endet für die Macher der Eisenplastik-Ausstellung – Künstler und Kunstsachverständige genauso wie Behördenvertreter und Industrielle – eine gut zweijährige, intensive Vorbereitungszeit, in der von der ersten Kontaktnahme bis hin zu den Installationen aus einer Idee eine Wirklichkeit gemacht wurde. Und die darf sich sehen lassen, hat nationale, wenn nicht gar internationale Bedeutung: 61 geladene Künstlerinnen und Künstler aus drei Generationen zeigen mit einem in dieser Form noch nie dagewesenen Gesamtkonzept die Entwicklung der Schweizer Eisenplastik von ihrem Beginn 1934 bis in die Gegenwart.

«Es wird diskutiert . . .»

Begreiflicherweise stolz zeigt sich Dietikons Stadtpräsident Hans Frei, dass seiner Stadt die Ehre zufällt, Gastgeber dieses aussergewöhnlichen Kulturereignisses zu sein. Zu verdanken ist dies einerseits dem Umstand, dass der Werkstoff Eisen in der Dietiker Industrie von gewichtiger Bedeutung ist, andererseits ist mit dem bekannten Künstler Sepp Staub einer der Haupt-

initianten von «Eisen 89» ein Sohn der Stadt.

Von der Ausstellung («Ein Volltreffer») erhofft sich Hans Frei für Dietikon einiges. So böte sich dem Besucher die Gelegenheit, auch einmal die idyllischen Seiten der Limmattal-Metropole zu entdecken. Für die Einheimischen selbst sieht Frei die Chance von «Eisen 89» vor allem im Bereich der Kommunikation. Der Stadtpräsident in Anspielung auf die zum Teil bissigen Kommentare im Vorfeld der Ausstellung: «Immerhin wird diskutiert, einander fremde Menschen kommen miteinander ins Gespräch. Auch das macht «Eisen 89» für Dietikon wertvoll.»

Innen . . .

Was den künstlerischen Wert der Plastikschaue anbelangt, so gilt herauszustreichen, dass mehr als 30 Grossskulpturen und Installationen eigens für diese Ausstellung geschaffen wurden, welche sich im wesentlichen in drei Bereiche gliedert. Im Stadtzentrum konzentrieren sich jene Werke, die im urbanen Umfeld eher konfrontativ wirken, während im parkähnlichen Gebiet des Marmorweiher der Dialog und die

Harmonie mit der Natur im Vordergrund stehen.

Drittes Bein von «Eisen 89» ist die Innenausstellung in einer Halle der Koenig AG, eine Retrospektive zum Schaffen von Schweizer Eisenpionieren wie etwa Serge Brignoni, Bernhard Luginbühl oder Jean Tinguely. Nach den Worten des hiefür zuständigen künstlerischen Leiters, John Matheson, wurde beim Aufbau der Werke bewusst darauf geachtet, dass sich der Besucher nicht in einem Museum wähnt; vielmehr solle – dem Wesen des Materials entsprechend – eine Art Werkstattcharakter entstehen. Ausgehend von der «Eisenexplosion» in den fünfziger Jahren markiert die Hallenausstellung die Entwicklung von der damaligen zur heutigen Eisenplastik, mit dem kontinuierlichen Miteinflüssen neuer Formen und der Kombination mit anderen Werkstoffen.

. . . und aussen

Was innen angerissen wird, setzt sich bei den 36 Freiluftwerken fort, wo eine Bestandaufnahme des heutigen Umganges mit dem Werkstoff Eisen vorgenommen wird. Gemäss Volker Schunck, künstlerischer Leiter für den Aussenbereich, wird das, was früher als klassische «Eisenplastik» – eine standortungebundene, meist im Atelier geschaffene Skulptur – verstanden wurde, von der jüngeren Plastikergeneration weit offener interpretiert. Die heute zutreffende künstlerische Haltung

«Eisen 89»-Infos

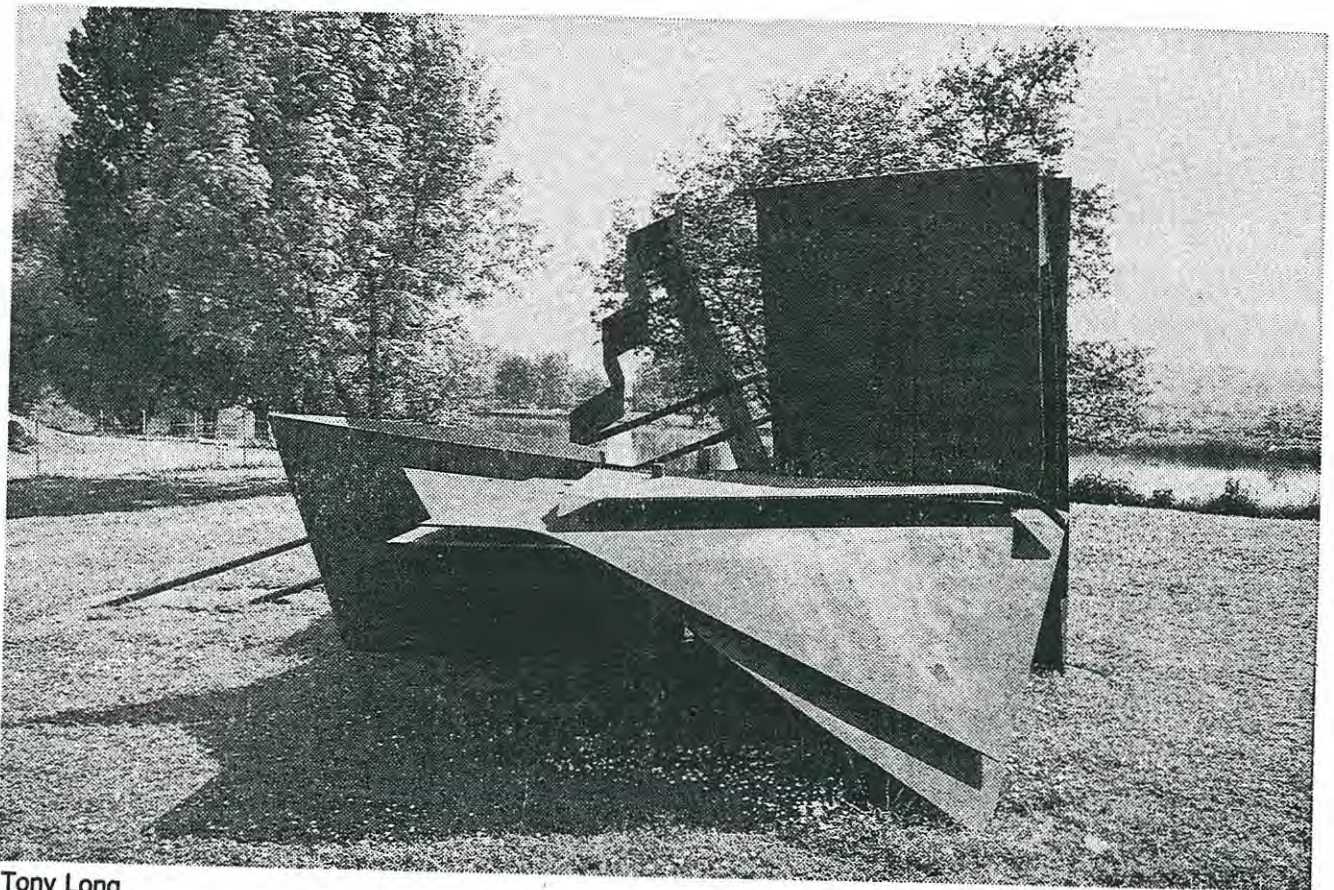
Die Werke im Aussenbereich sind für Besucher frei zugänglich. Die Ausstellungshalle, in der auch die Wegleitung für den Rundgang erhältlich ist (5 Franken, gilt auch als Eintritt für die Halle; Schüler/Lehrlinge/Studenten 3 Franken), ist wie folgt geöffnet: Dienstag bis Freitag 11 bis 19 Uhr, Samstag und Sonntag 10 bis 17 Uhr, Montag geschlossen. Auch der 200seitige Ausstellungskatalog ist in der Halle zu kaufen (25 Franken). Weitere Auskünfte – auch betreffend Führungen – erteilt das «Eisen 89»-Telefon 741 27 28.

müsste vielmehr als «Arbeit mit Eisen» bezeichnet werden, was sich durch den starken Bezug des Werks zur Umgebung manifestiere, sagte der Kunsthistoriker.

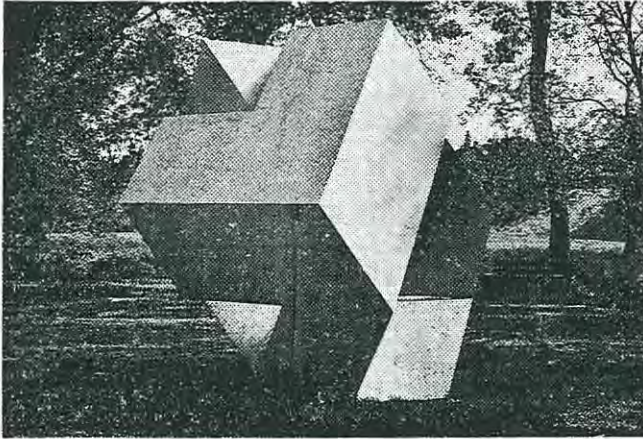
Solcherlei Rauminstallation sind denn für die «Eisen 89» kennzeichnend, und bringen das zum Ausdruck, was Volker Schunck am gewählten Werkstoff besonders schätzt: «Kein anderes Material hat derart grosse gestische Möglichkeiten wie Eisen.» Wer sich davon überzeugen – oder damit auseinandersetzen – will, sei ein Gang durch die Ausstellung empfohlen; ein «Appetitmacher» dazu auf den

Seiten 4 und 5

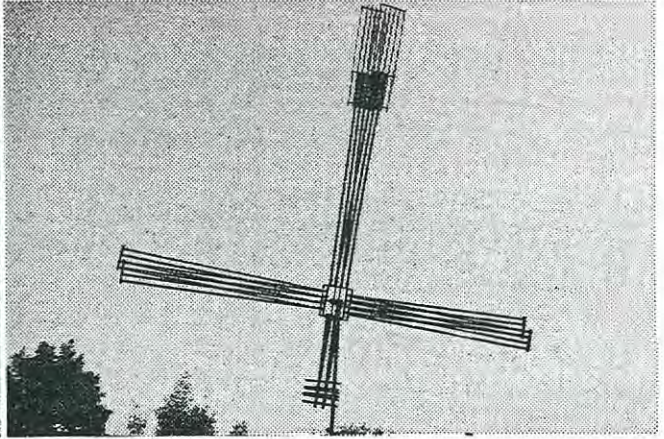
EISEN- -ZEIT



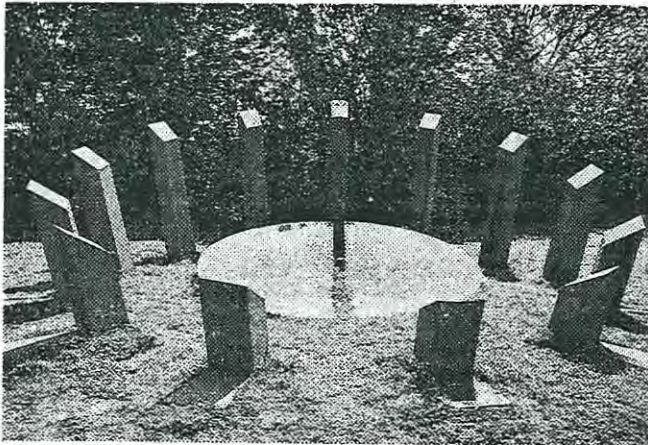
Tony Long
«Epistrophe»
Limmatwiese



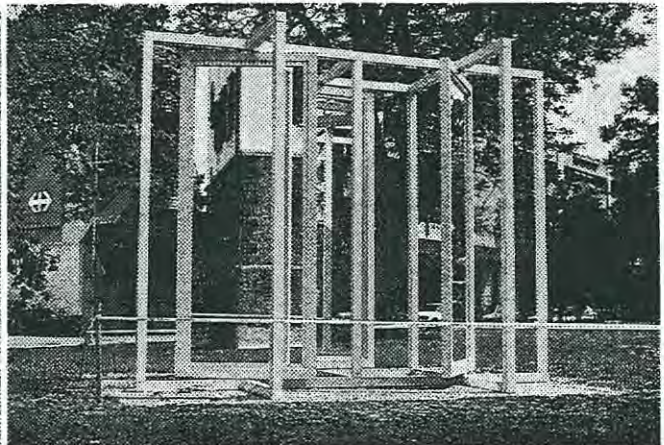
Peter Hächler
«Explorer»
Marmorwiese



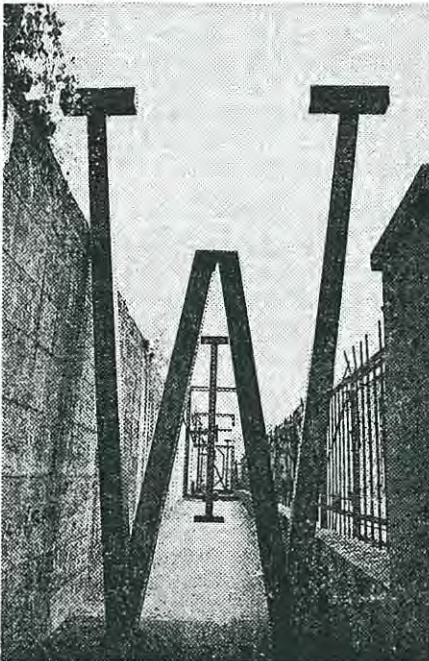
Werner Witschi
«Kreuz-Windpendel»
Marmorwiese



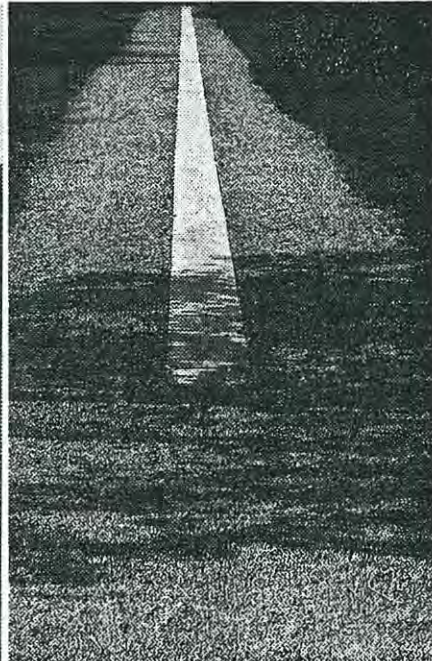
Gillian White
«Sphäre II»
Limmatwiese



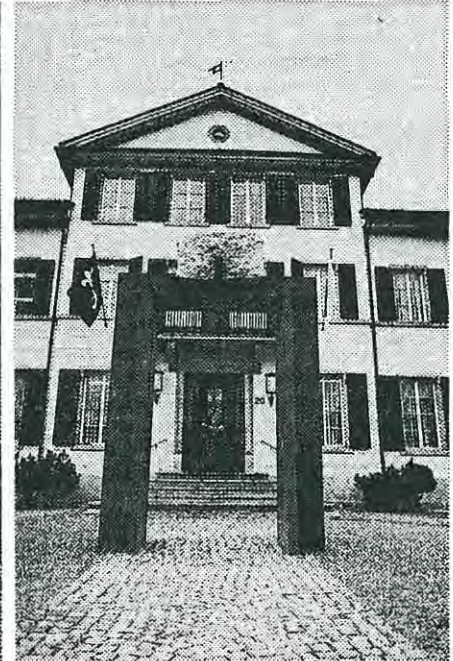
Cristian Megert
«Kinetische Stahlrahmen-Spiegel-Skulptur»
Bahnhofareal vor PTT



Beat Zoderer
«WIESEND»
Chilbigweg/Zentralschulhaus



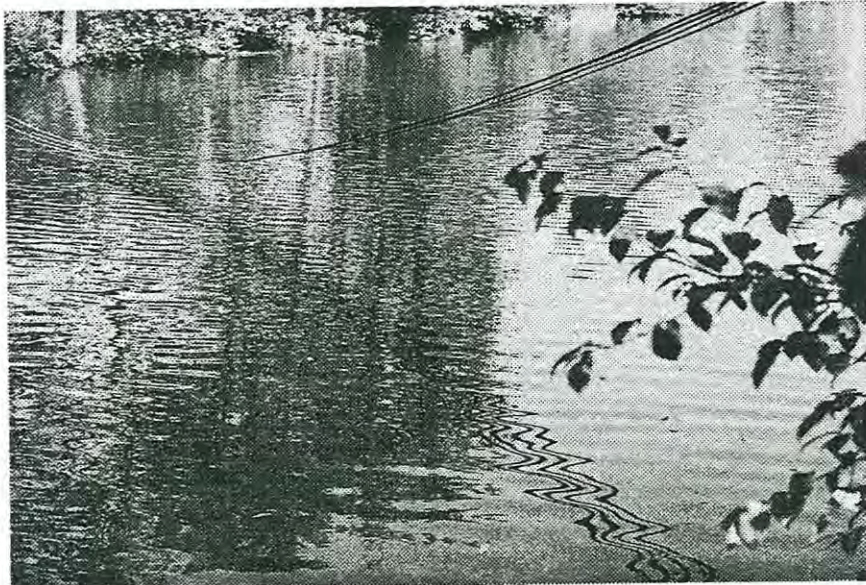
Gunter Frentzel
«Tonspur»
Weg Marmorwiese



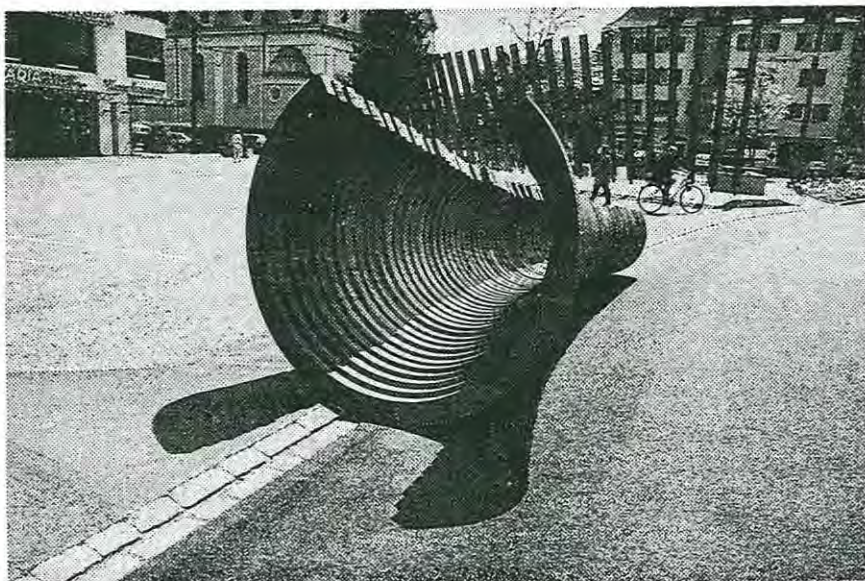
René Moser
«Tor»
Stadthaus



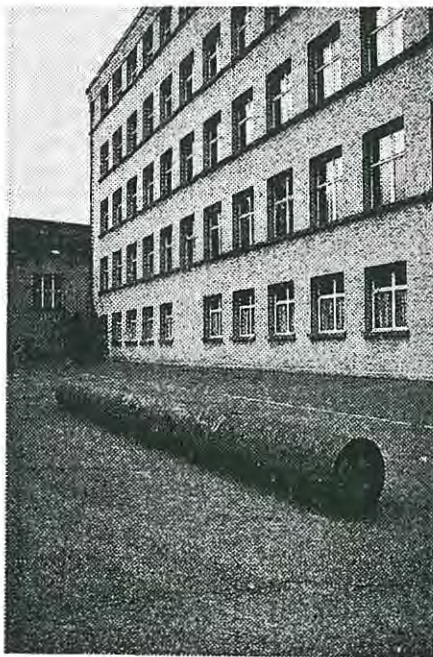
Al Meier
«Seno III»
Aussenwand Koenig AG



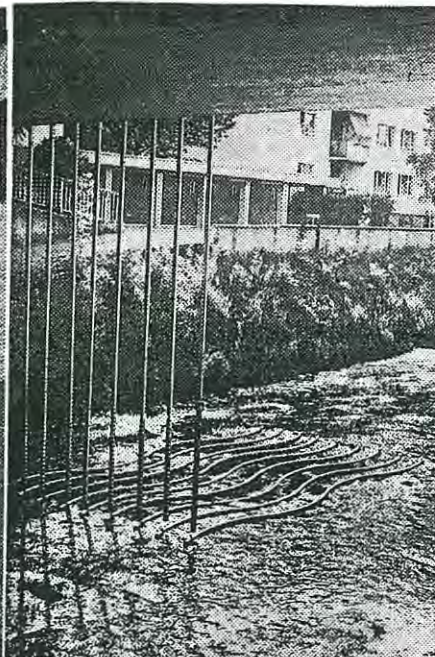
David Zehnder
«Von Schwelle zu Schwelle» ·
Marmorweiher



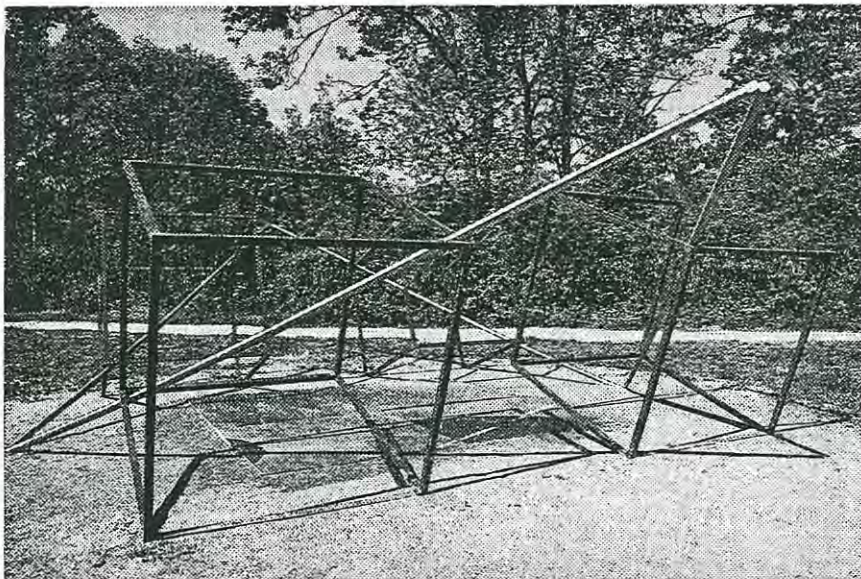
Daniel Galley
«Voie»
Kirchplatz



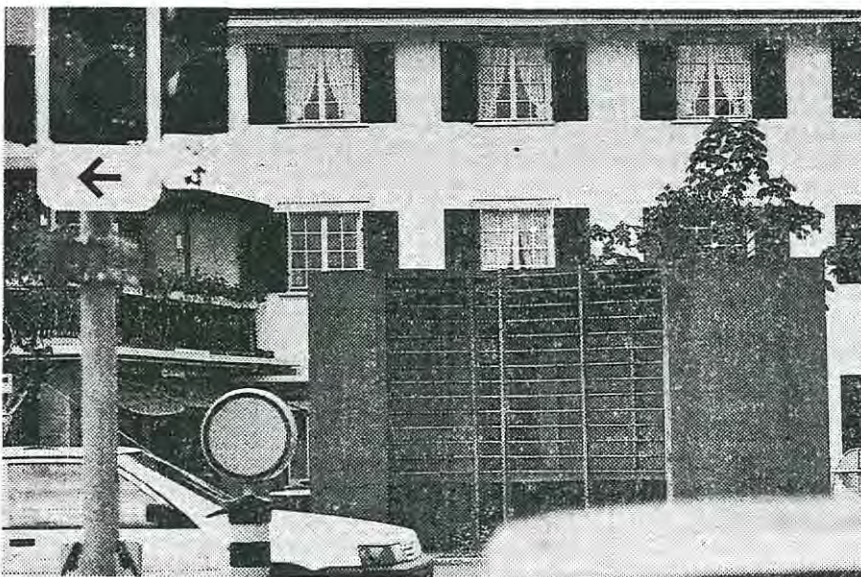
Peter Gysi
«Rundstahl»
Zentralschulhaus



Jean Stern
«Sculpture bidimensionelle»
Hasenbergbrücke/Marmorweiher



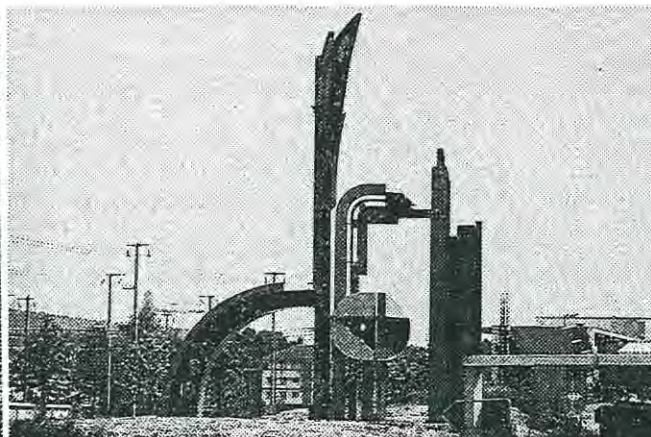
Gianfredo Camesi
«Lambda, Situation IV»
Marmorwiese



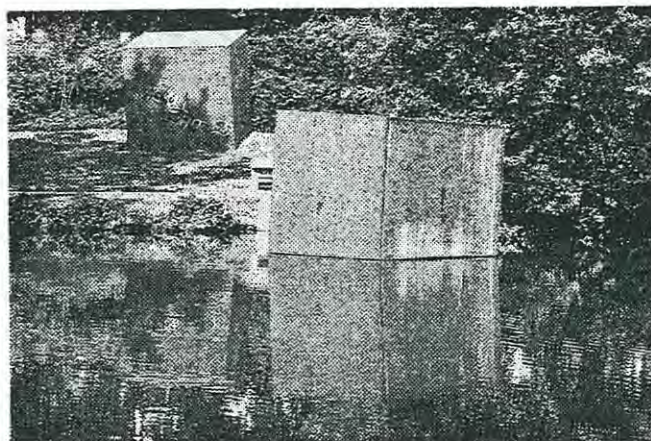
Vincenzo Baviera
«Stadtobservatorium»
Kronenplatz



Andrea Wolfensberger
«Linie»
Marmorweiher



Silvio Mattioli
«Duomo d'acciaio»
Bahnhof-Parkplatz



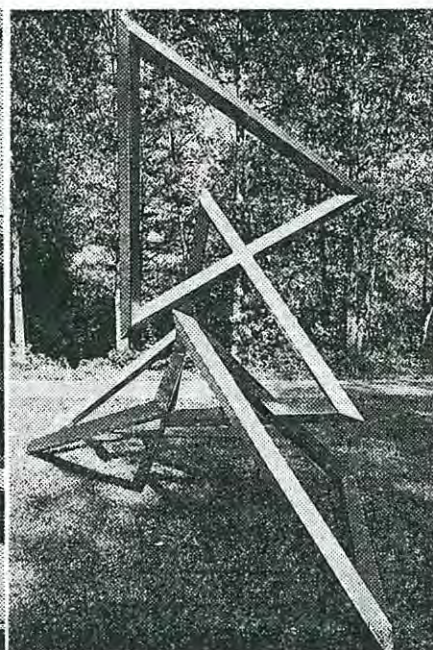
Spallo Kolb
«Stehen und Schwimmen»
Uferzone Marmorweiher



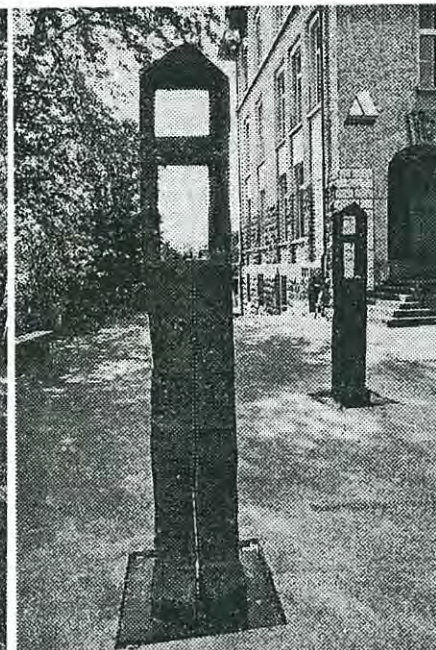
Peter Trachsel
«Eigrenelanigav»
Reppischufer/Marmoriweg



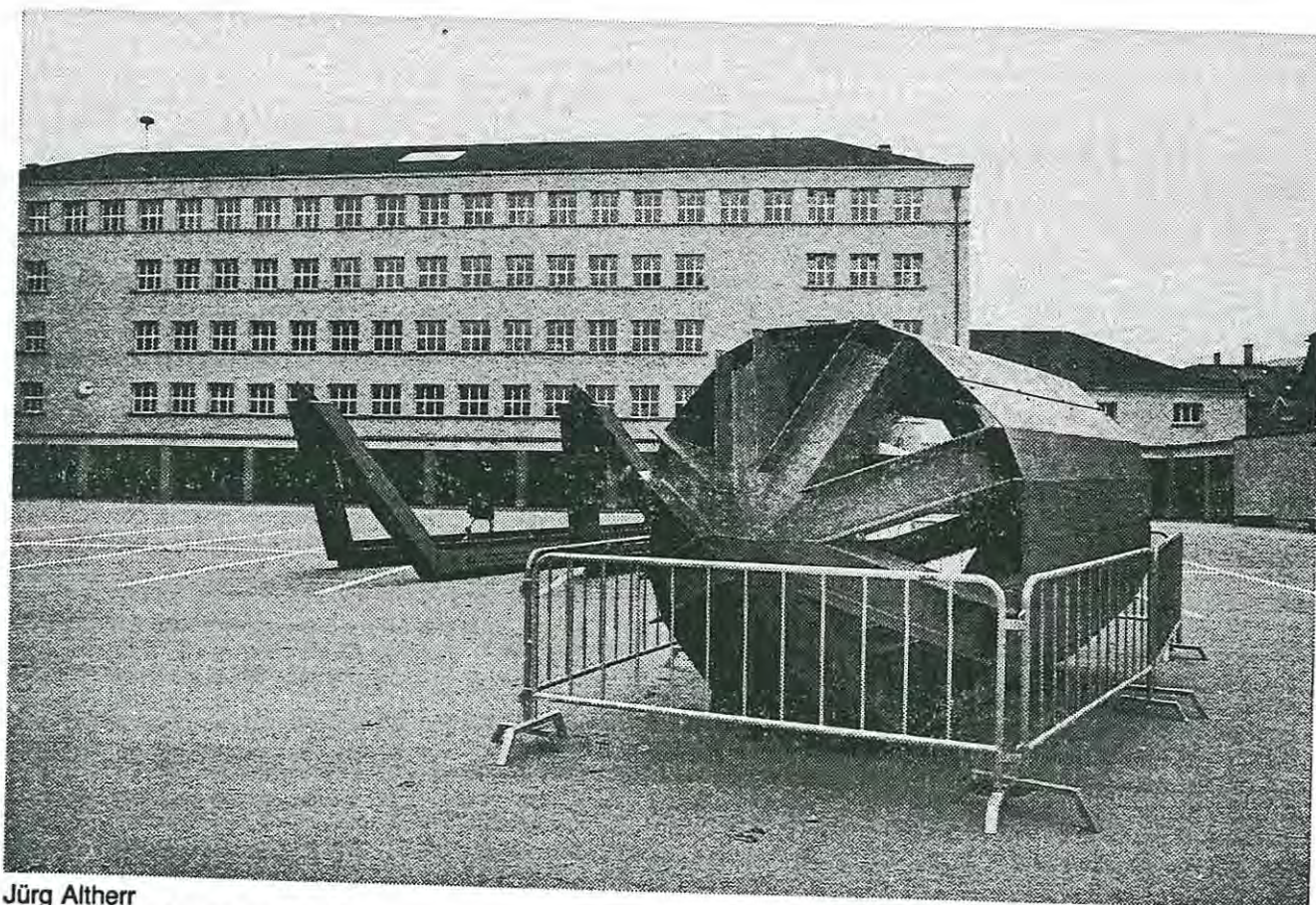
Schang Hutter
«Gruppenfigur mit Masken»
Bahnhof SBB, Perron



Florin Granwehr
«Axiomat»
Marmoriwiese



Kurt Sigrist
«Behausung für einen Platz»
Zentralschulhaus

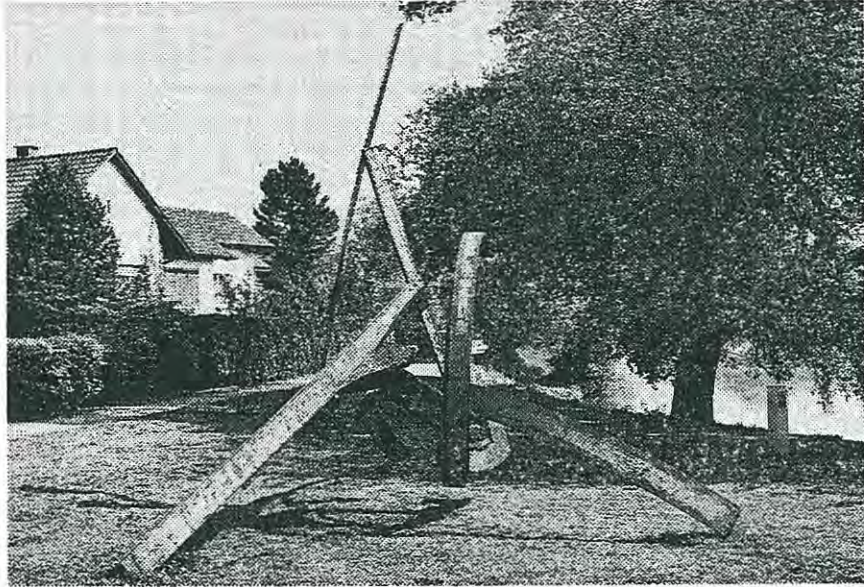


Jürg Altherr
«Ein Teil von Stumm und Taub»
Zentralschulhaus

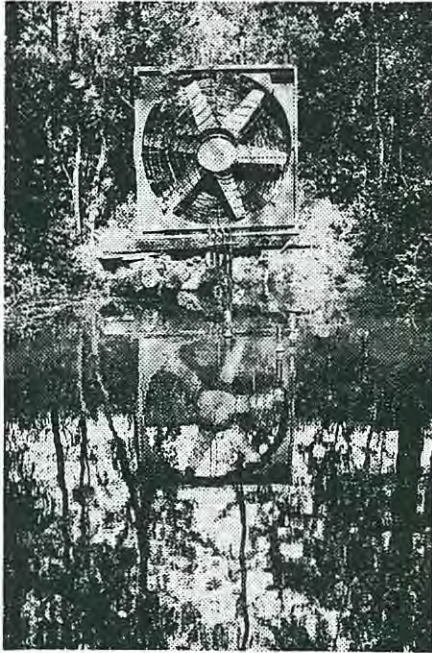
Dietiker «Eisen 89» offiziell eröffnet

17. 22. 5. 89

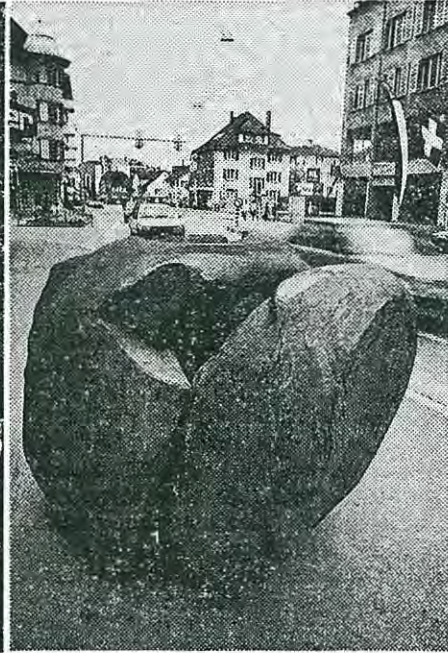
(LT) Am Samstag, punkt 14 Uhr, öffnete die «Eisen 89», die grösste Schau in der Geschichte der Schweizer Eisenplastik, ihre Tore in Dietikon. Für drei Monate, bis zum 20. August, werden Dietikon und das Limmattal zum Zentrum des einheimischen Kunstschaffens. 61 Künstlerinnen und Künstler aus drei Generationen mit über 150 Werken verschaffen dem Besucher in einem einzigartigen Gesamtkonzept einen Ueberblick über die Entwicklung der Schweizer Eisenplastik. * 20. 5



Paul Suter
«Sesimbra»
Limmatwiese



Paul Wiedmer
«Borophryne»
Uferzone Marmorweiher



Heinz Niederer
«Chapalki»
Zürcherstrasse/Kirchplatz

«Eisen 89» – ein wuchtiger Rundschlag

Avantgardisten und bestandene Eisenplastiker sind in der Dietiker Ausstellung vereint

Kunstschaffende, Sammler, Vertreter von Museen und Kunstinteressierte aus allen Landesteilen gaben sich in Dietikon ein anregendes Stelldichein zur offiziellen Eröffnung der bisher grössten Schau in der Geschichte der Schweizer Eisenplastik. Neu wurde dem Publikum die Sammlung Schweizer Eisenpioniere mit über 150 Werken zugänglich gemacht. L. N. 22. 5. 1989

(eg) Brodelnde Vernissagenstimmung herrscht in der Ausstellungshalle auf dem Areal der Firma Dr. Ing. Koenig AG. Chronologisch und nach Künstlern übersichtlich geordnet ist da ein aufregender Querschnitt durch das Schaffen namhafter einheimischer Eisenplastiker mit Akzent auf die fünfziger und sechziger Jahre zu sehen. Stadtpräsident Hans Frei verweist in seiner Grussadresse auf die Bedeutung der zweiteiligen Ausstellung für die Kunstszene allgemein und den Kommunikationswert der Aussenplastiken für die ansässige Bevölkerung im besonderen. Die Festwirtschaft läuft auf Hochtouren. Busse führen die überaus zahlreichen Besucher zu den Plastiken im Freien, die vermehrt von der jüngeren Generation geschaffen wurden und mitunter betont experimentellen Charakter aufweisen.

Die Ausstellungshalle – man hätte sie sich angesichts der Fülle und der inneren Kraft der einzelnen Exponate noch etwas weiträumiger gewünscht – wirkt wie ein riesiges Atelier einer Künstlergemeinschaft. Von der elementaren Schmiedeskulptur über raumöffnende und bewegliche Objekte bis hin zur filigranen Drahtplastik, der vielfältige Umgang mit dem harten Material und sein variabler, ästhetischer Ausdruck werden deutlich. Die grossen Eisenpioniere sind mit Werkgruppen vertreten, die inmitten einer überwältigenden Gesamtschau kleine, ausgesuchte Einzelausstellungen bilden. Die Kunstkom-

mission des Vereins Eisen 89 hatte sowohl bei der Präsentation wie bei der Auswahl der Werke eine glückliche Hand. Die Mehrzahl der Plastiken sind Leihgaben von Museen und Privatsammlungen.

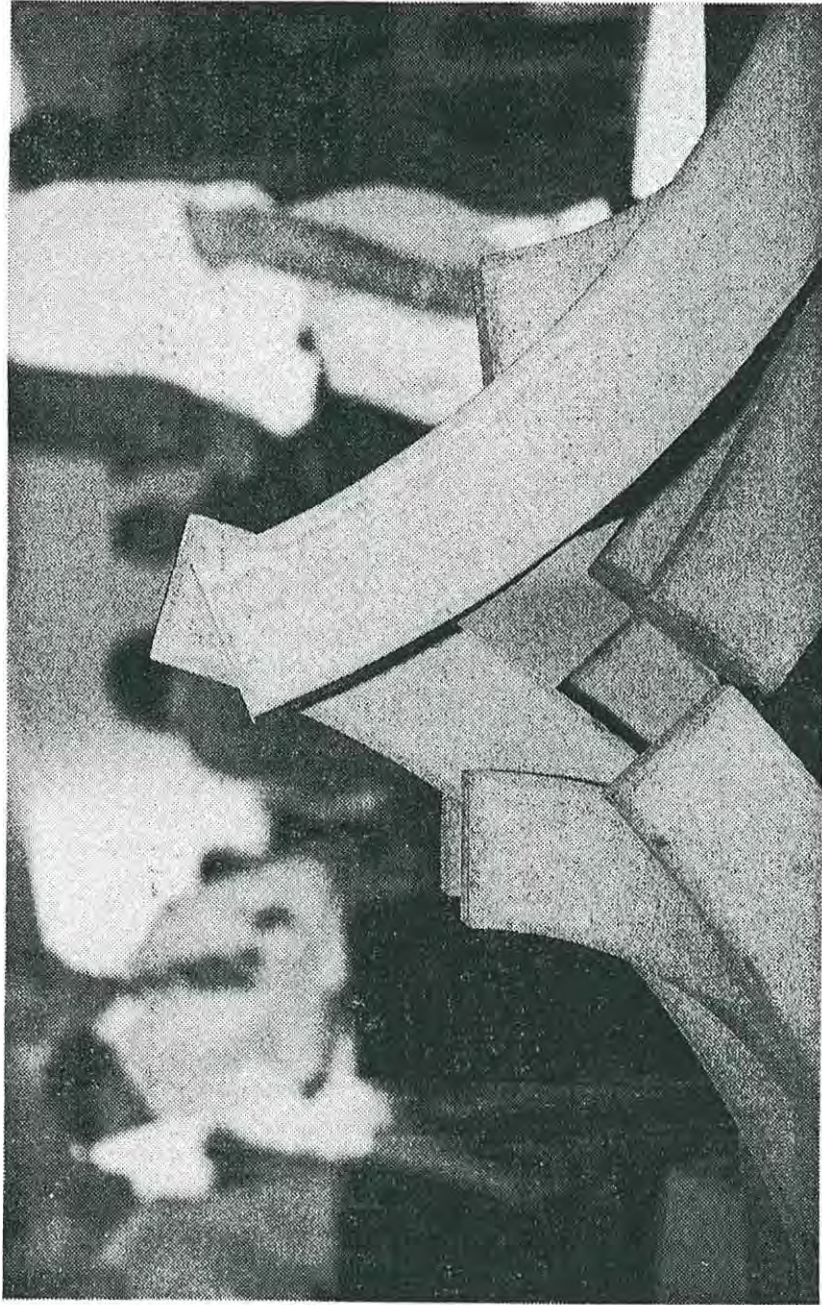
Kaltes Eisen erhitzt Gemüter

Während die Pioniere ausschliesslich mit Eisen arbeiteten, zeigt sich die jüngere Generation weniger puritanisch. Neue Werkstoffe (Chromstahl, Corten, Beton, Glas, Lacke) werden allein oder in Verbindung mit Industriestahl verwendet. Dadurch erweitert sich der Begriff «Eisenplastik»; die unterschiedlichen Materialien erzeugen ein zusätzliches Spannungsfeld.

Wie weit der Bogen gespannt werden kann, nicht zuletzt im Hinblick auf die monumentale Grösse der Installationen und ihren Standorten im Zentrum von Dietikon, liefert umfangreichen Gesprächsstoff. Ablehnung («Muss man die Stadt unbedingt mit Schrott verbauen?»), Ratlosigkeit («Was sollen bloss diese Rosthaufen?»), Protestfreude («Wenn auch eisig, es weht immerhin ein neuer Wind durch die sterilen Strassen») und Anerkennung («Mutig, mutig . . .») kristallisieren sich heraus. In der Tat, Konfrontation und nicht etwa Verschönerungsbestreben ist das Anliegen der innovativen Garde, und in die-



Zeugnis der fünfziger Jahre: Werner Witschi, Lamellenkörper mit Hohlform.



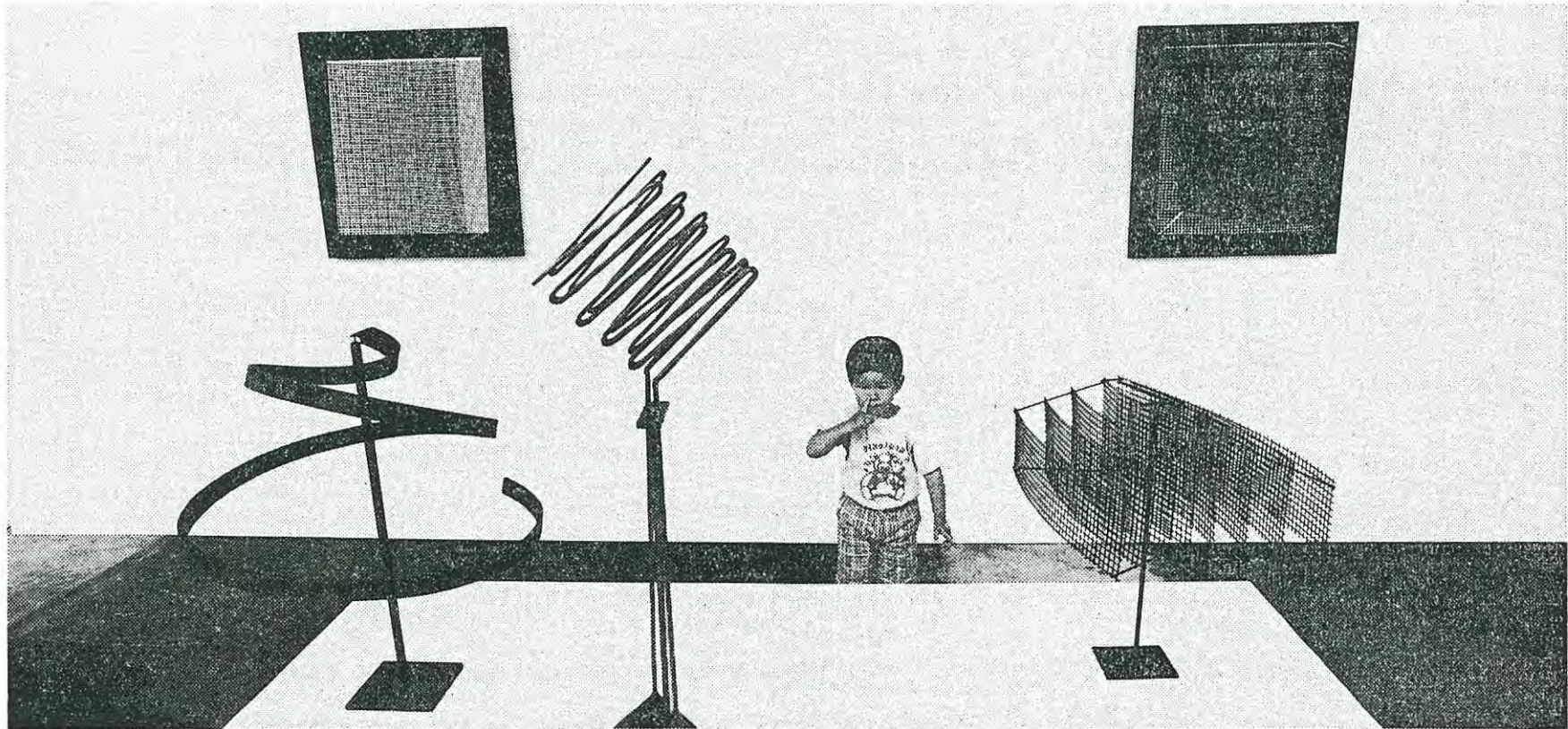
Eisen türmt sich auf in der Ausstellungshalle – und erzeugt Spannung. Im Vordergrund Figur I, 1989, von Willy Wimpfheimer.

Fotos: eg

sem Punkt haben die harten Revoluzzer ihr Ziel zweifellos erreicht.

Bildhauer Josef Staub, der sich um die «Eisen 89» sehr verdient gemacht hat, gab im Vorfeld der Ausstellung seiner Hoffnung Ausdruck, das gestalterische Grossereignis möge dazu beitragen, dem als Provinz abgestempelten Limmattal zu mehr Prestige zu verhelfen. Der Grosse Aufmarsch am Eröffnungstag dürfte ein gutes Omen sein. Sowohl Dieter Burckhardt, Präsident des Vereins Eisen 89, und die künstlerischen Leiter, Volker Schunck und John Matheson, zeigten sich über das erste Echo zufrieden. Der 200seitige Ausstellungskatalog, mit einem Ueberblick zur Entwicklungsgeschichte der Eisenplastik sowie aufschlussreichen Künstlerzitate und Biografien aller Beteiligten, dürfte massgebend mithelfen, den Namen Dietikon als Begegnungsort von Industrie und bildender Kunst hinauszutragen. Der informative, zweisprachige Führer ist in der Ausstellungshalle für 25 Franken erhältlich.

Die «Eisen 89» dauert bis zum 20. August. Die Ausstellung Schweizer Eisenpioniere ist Dienstag bis Freitag von 11 bis 19 Uhr, Samstag und Sonntag von 10 bis 17 Uhr geöffnet. Die erste öffentliche Führung durch die Pionierausstellung findet am Sonntag, 28. Mai, um 11 Uhr statt, die nächste Führung zu den Aussenskulpturen am Sonntag, 4. Juni, mit Treffpunkt um 11 Uhr beim Marmorweiher.



Der Laie staunt, der Fachmann wundert sich: «Eisen 89» gibt Anlass zu Kontroversen.

Foto: Belapo

«Nicht gerade glücklich» oder «Ereignis der Superlative»?

Die Dietiker «Eisen 89»-Ausstellung im Spiegel der Zürcher Presse

(db) Die Plastikausstellung «Eisen 89» bringt der Stadt Dietikon auch überregional Publizität: In den Tagen vor und nach der offiziellen Eröffnung vom letzten Samstag widmeten zahlreiche Zeitungen und Zeitschriften, aber auch die elektronischen Medien dem seit langer Zeit bedeutendsten Kunstereignis im Limmattal grosszügigen Raum. Das LT hat den Zürcher Blätterwald nach «Eisernem» durchforstet und eine Auswahl des Gefundenen zusammengestellt.

Sonntagszeitung

Die «Sonntagszeitung» befasste sich bereits im Vorfeld auf zwei vollen und reich illustrierten Seiten mit der «Eisen 89», wobei sich der Verfasser – neben der auch in allen übrigen Berichten vorkommenden Betrachtung des Werkstoffs Eisen aus künstlerischer Sicht – insbesondere auf die geteilten Reaktionen der Dietiker Bevölkerung konzentrierte. «... dort liegen, schwimmen, hängen oder recken sich 34 Exponate unter freiem Himmel, von denen drei mehrtonnige Objekte den Dietikern schwer auf dem Magen liegen», liess er die Leserschaft beispielsweise wissen, und sprach damit Peter Gysis «Rundstahl» beim Zentralschulhaus, Vincenzo Bavieras «Stadtobservatorium» am Kronenplatz und Spallo Kolbs «Stehen und Schwimmen» am Marmorweiher an.

Diese Werke liess die «Sonntagszeitung» von den Dietikern pointiert kommentieren. So schlussfolgerte ein Halbwüchsiger beim Anblick des «Rundstahls» dass «dä, wo das gmacht hät, es Joghurt i dä Hose» gehabt haben muss, während die beiden anderen Objekte in den Genuss der bereits bekannten Bezeichnungen bzw. Sprayereien «Gefängnis» und «Bullshit» kamen. Zu

Wort kam auch Dietikons Stapi Hans Frei, der bekanntgab, dass er das Stadthaus «wie immer durch den hinteren Eingang», und nicht etwa durch René Mosers «Tor» betrete.

Züritip

Ebenfalls eine bebilderte Doppelseite widmete der «Züritip» der Dietiker Eisenausstellung, welche vom Autor im Vorspann als «Ereignis der Superlative» bejubelt wird. Recht ausführlich eingegangen wurde in dieser Zeitung auf die Gastgebergemeinde der «Eisen 89»: *Als späte künstlerische Antwort auf die industrielle Moderne steht die Modernität der Eisenplastik ausser Zweifel. Dietikon ist dafür in zweifacher Hinsicht ein idealer Standort. Erstens ist hier ein bedeutendes metallverarbeitendes Gewerbe beheimatet, und zweitens spiegelt sein Stadtbild die ganze Wucht des rasant angreifenden industriellen Fortschrittes – nicht zuletzt seine wenig freundlichen Kehrseiten».*

Mehr Dietikerisches auch beim Thema Standortwahl der einzelnen Kunstwerke: *«Die Standortsuche war beschwerlich, einerseits wegen der Ueberstelltheit des Orts mit Verkehrsschildern, Ampeln und Betonblumenkästen, andererseits wegen polizeilich-behördlicher Sicherheitsauflagen».*

Neue Zürcher Zeitung

Die kritischste Beurteilung der Plastikschaue kam aus dem Hause «Neue Zürcher Zeitung». Mit unmissverständlichen Vorwürfen über das Konzept wurden die Ausstellungsmacher bereits im allerersten Abschnitt des Artikels konfrontiert: *«Dass John Matheson und Volker Schunck (. . .) ihrer Ausstellung*

«Eisen 89» den fehlerhaften Untertitel «Perspektiven Schweizer Eisenplastik 1934–1989» gegeben haben, ist für ihr betont unwissenschaftliches Vorgehen bezeichnend». Unzufrieden zeigte sich der «NZZ»-Kritiker insbesondere über die *«subjektive Werkauswahl»*, kam er doch zum Schluss, dass *«die Vorläufer aus dem Kreis der Vorkriegsavantgarde sind mit Serge Brignoni und Walter Bodmer eindeutig untervertreten, und unverzeihlich ist das völlige Fehlen von Max Bill».* Und weiter unten: *«Verunklärend wirkt ferner, dass die Schau weder thematisch, stilistisch noch chronologisch klar strukturiert ist».*

Etwas besser als die Hallenausstellung kamen in der «NZZ» die Werke im Aussenraum weg, welche nach Kritikermeinung *«belegen, dass Eisen das ideale Material für Grossplastiken ist».* Die Einschränkung folgte allerdings auch hier auf dem Fuss: *«Nicht immer stehen hinter grossen Werken auch grosse Ideen».*

Tages-Anzeiger

Nicht mit allem einverstanden, was die «Eisen 89» bietet, zeigte sich auch der «Tages-Anzeiger»: *«Das nach zweijähriger Projektierungsarbeit nun vorliegende Resultat wird den publizistischen hochgeschraubten Erwartungen nur zum Teil gerecht. «Eisen 89» geht es offenbar ähnlich wie etlichen Grosskunstereignissen der jüngeren Vergangenheit, die mit in den Medien forcierten Versprechungen die Enttäuschung bereits mitprogrammieren.»*

Wie sein Kritiker-Kollege von der «NZZ» fand auch der «Tagi»-Autor mehr Gefallen am Aussenbereich, protokollierte er doch folgendes: *«Gelun-*

gen, wegen der Stärke einiger beteiligter Werke, ist die von Volker Schunck realisierte Freiraum-Ausstellung». Dies vor allem deshalb, wie weiter hinten zu lesen war, durch die Arbeiten der «Stadtkünstler», wo *«Betroffene, Getroffene sprechen, deren Sensibilität auch mal in Bissigkeit umschlägt».* Erfreuliches bekam im gleichen Zug auch Dietikon zu hören: *«Die von den Mehrheit gewählten Naturzonen bestätigen dem Besucher, was Stadtpräsident Hans Frei für seinen oft bemäkelten Ort reklamierte: «Dietikon ist schöner als sein Ruf»».*

Dann schlug aber auch beim «TA» die Kritik ins Gegenteil um: *«Nicht gerade glücklich geraten ist die von John Matheson betreute historische Hallenausstellung. (. . .) Sie wurde Opfer des Kompromisses zwischen Chaos und Ordnung. Mathesons Bemühen, durch Gruppierungen künstlerische und historische Zusammenhänge sichtbar zu machen, geht in der Ueberfülle unter».* Bemängelt wurde auch hier die Werkauswahl, sind doch nach Ansicht des Verfassers *«Luginbühl und Tinguely weg vom Fenster, von denen man einfach gewichtigere Werke erwartet».*

Tagblatt der Stadt Zürich

Wie Balsam auf die Wunden der derart angeschossenen Ausstellungsmacher dürfte der reich illustrierte Frontseiten-Bericht des «Tagblatts der Stadt Zürich» gewirkt haben. Unter dem Titel *«In Dietikon wird die Eisenzeit lebendig»* vermerkte die Verfasserin schon in der Einleitung ihr Fazit: *««Eisen 89, kann im doppelten Wortsinn als gross bezeichnet werden: im Sinne des Umfangs und der Qualität».*

«Bezirksgefängnis nun doch aktuell?»

Zum Leserbrief «Bezirksgefängnis nun doch aktuell» von Heinz Bracher in der LIZ vom 18. 5. 89
LIZ 1.6.89

Ich habe mal eine schöne Definition von Kunst gehört, die ich Herrn Heinz Bracher, Dietikon, gerne mitteilen möchte. Kunst ist, was zum Denken anregt.

Als weiteres möchte ich ihn darauf hinweisen, dass es in der Natur des Eisens liegt, dass es rostet und somit auch vergänglich ist wie fast alles auf dieser Welt. Leider steht diese Ausstellung unter dem Motto Eisen 89 und nicht Stein 89, Stein wie steinhart.

Als eher bedauerlich be-

trachte ich, dass unsere heutige Kunst auf der Schrotthalde landet, dort, wo ja auch unser Statussymbol Auto landet, vielleicht sollte man das aber eher als Ehre auffassen, nicht jedem Gegenstand in unserer Gesellschaft wird eine solche Ehre zuteil. Eine Frechheit gegenüber dem Bürger ist es vermutlich kaum, denn wie man ja weiss, dem Schweizer steht sein Geldbeutel am nächsten, und in diesem konkreten Fall kostet es ihn, nach meiner Informationslage, nichts. Getragen wird das ganze Projekt von Sponsoren und durch die Künstler selbst, die ihre Werke z. T. zum Selbstkostenpreis überlassen.

Eine farbige Feder möchte

ich dem Brief von Herrn Bracher doch noch lassen. Er hat richtig erkannt, dass das kritische Objekt eine Art Gefängnis ist, nur hat er leider nicht begriffen, dass ein Gefängnis auch ein Schutz sein kann. Ein Schutz, in diesem konkreten Fall vor dem Statussymbol Auto, denn wie sicher jedermann mir zustimmen kann, nur mit einem massiven Eisenschutz fühlt man sich vor der Kollision mit einem Auto sicher.

Es gäbe noch viele andere Interpretationsmöglichkeiten, womit ich wieder am Anfang wäre, Kunst ist, was zum Denken anregt.

Gregor Kohler,
Geroldswil

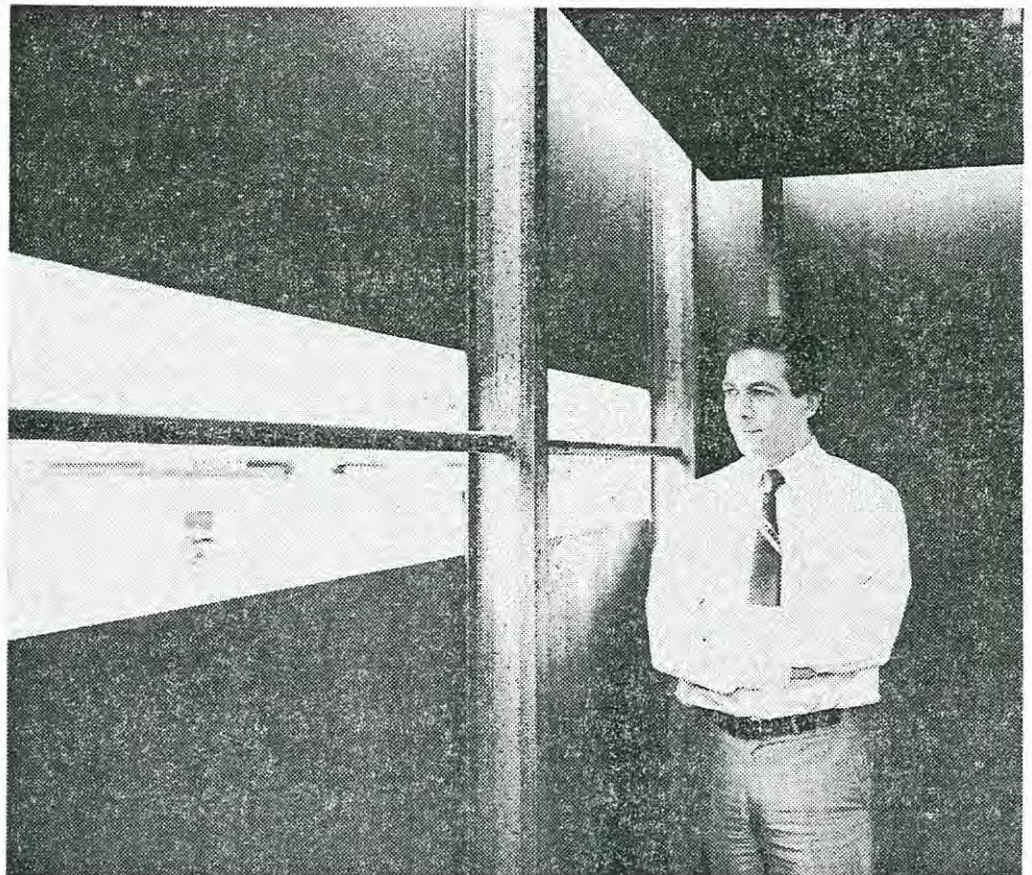
«Es ist eine Schande»

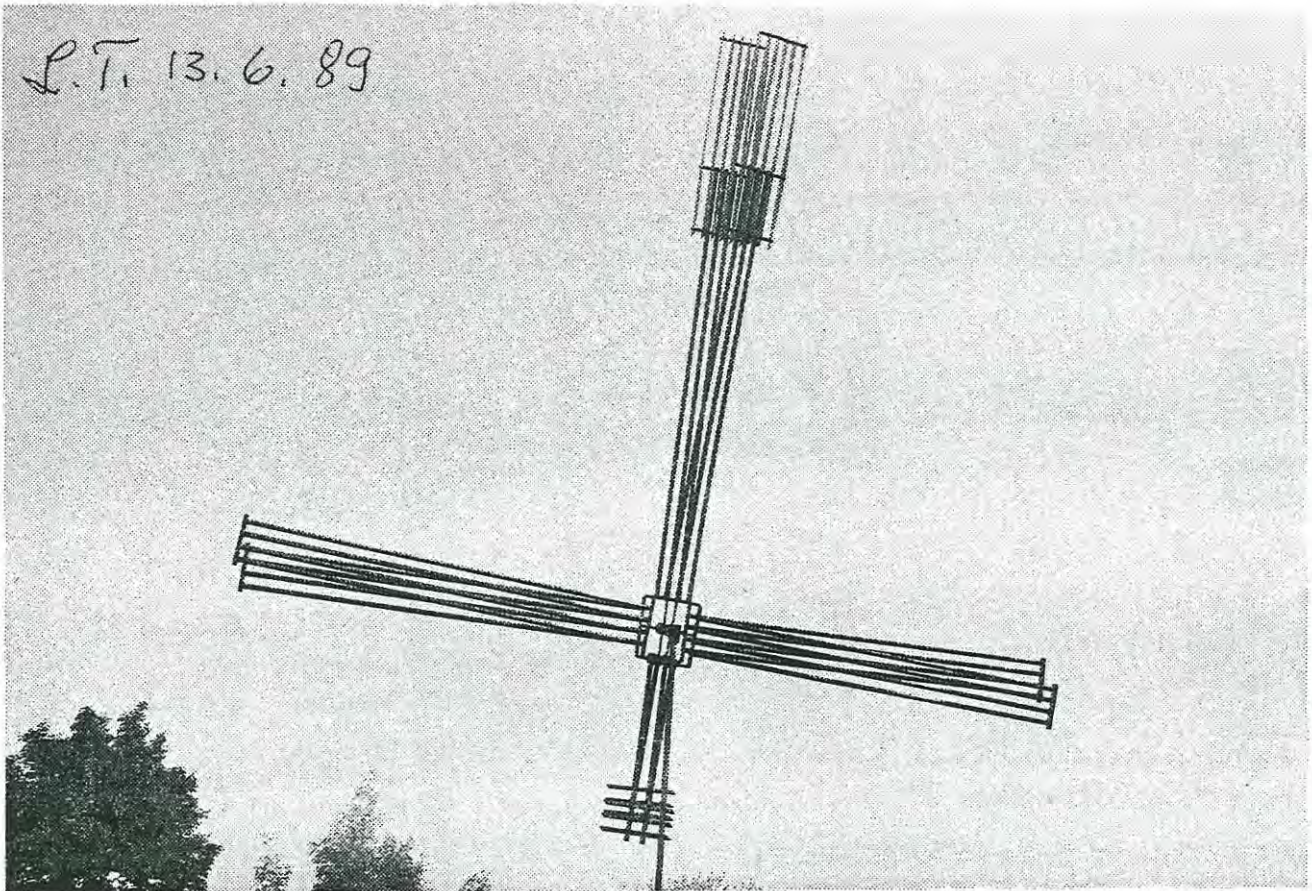
Italo Segabinazzi, Wirt des Restaurants Krone, zum «Stadtobservatorium» von Vincenzo Baviera:

«Es ist einfach eine Schande. Ich habe nichts gegen moderne Kunst, aber ein schlimmeres Objekt hätten sie nicht vor unser Restaurant stellen können. Von der einen Seite sieht es wie ein öffentliches Pissoir aus, von der andern wie ein Gefängnis. Zu alledem ist es noch rostig, man fühlt sich wie in einem Eisenlager der Firma Pestalozzi.»

Geteilte Meinungen

Die Ausstellung «Eisen 89» in Dietikon wird von Kunstverständigen in den höchsten Tönen gelobt, in der Bevölkerung bleibt sie umstritten. Die LIZ hat vier Personen zu jenem Objekt befragt, dem sie bei ihrem Gang zur Arbeit täglich begegnen.





«Kreuz-Windpendel», 1983, von Werner Witschi. Die Skulptur steht auf der Marmoriwiese.

Fotos: Rickli.

Führungen durch die «Eisen 89»

Perspektiven Schweizer Eisenplastik 1934–1989 in Dietikon

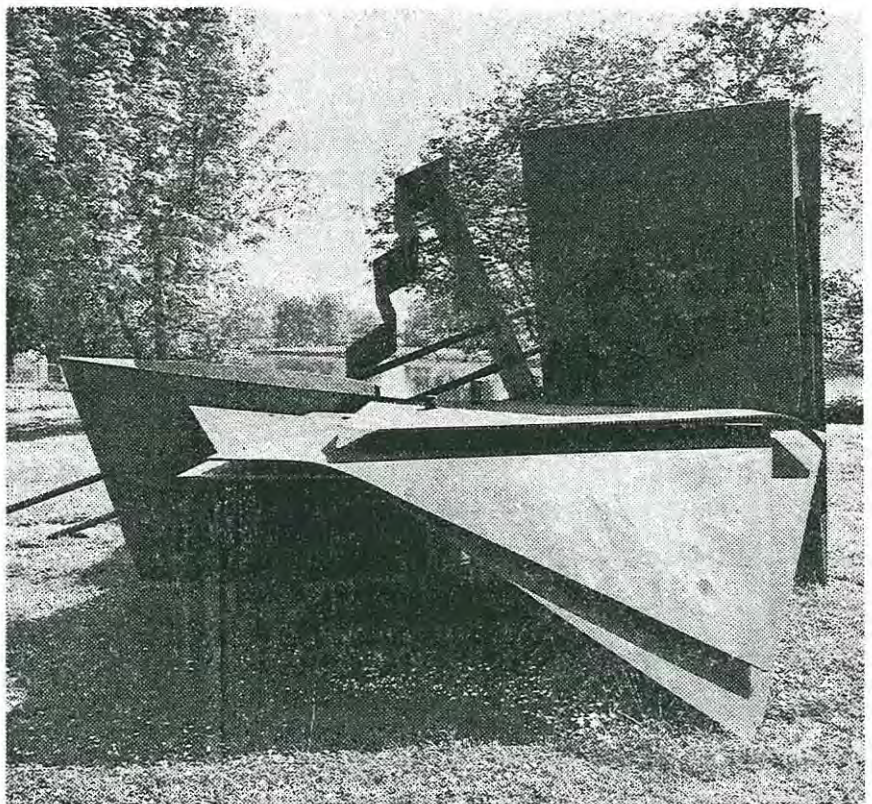
In Dietikon findet zur Zeit die Ausstellung «Eisen 89» statt, die noch bis zum 20. August dauern wird. Die Skulpturen der Künstler sind an verschiedenen Plätzen in ganz Dietikon sowie in der Ausstellungshalle auf dem Koenig-Areal plaziert. Um nun der Bevölkerung einen umfassenden Ueberblick über die gesamte Ausstellung zu vermitteln, veranstalten die Organisatoren mehrere öffentliche Führungen, die an den nachfolgenden Daten abgehalten werden:

Skulpturen im Aussenraum: 18. Juni, 2. Juli und 13. August; Besammlung ist um 11 Uhr beim Eingang zum Marmorweiher in Dietikon.

Hallenausstellung Pioniere: 11./25. Juni, 9. Juli und 20. August; Besammlung ist um 11 Uhr in der Ausstellungshalle auf dem Koenig-Areal in Dietikon.

Nach telefonischer Vereinbarung (741 27 28) werden auch private Führungen für Gruppen ab zwölf Personen durchgeführt.

Der Eintrittspreis beträgt 5 Franken. Er wird für die Wegleitung erhoben, die als Eintritt gilt und in der Ausstellungshalle erhältlich ist. Schüler, Lehrlinge und Studenten bezahlen 3 Franken.



«Epistrophe», 1989, von Tony Long, zu finden auf der Limmatwiese.



Thomas Furger, Stadtschreiber, zum «Tor» von René Moser:

«Man sieht es dem Werk an, dass der Künstler vor der Ausgestaltung den Standort genau studiert hat. Es ist tatsächlich ein Tor geworden. Wenn ich zur Arbeit gehe, ist es für mich jedesmal, wie wenn man in einen Garten gelangt. Es ist ein echtes Erlebnis. Interessant ist auch der Blick von meinem Büro. Von oben sieht das Objekt mit dem Stein darauf wie ein überdimensionierter Ring aus.»

Auch der Rost stört mich nicht, für mich macht er das Werk lebendig. Ich würde es begrüßen, wenn man die Skulptur nach der Ausstellung hier stehen lassen würde.»

Nadia Bader, Boutique Wanna Superstore, zu den «Stahllamellen» von Christoph Haerle:

«Der Fischbrunnen hätte mir besser gefallen als diese blöden Stangen. Das sieht nach nichts aus, das ist so richtig «stier». Aufregen tue ich mich jedoch nicht mehr gross, ich habe mich jetzt daran gewöhnt. Und man weiss wenigstens, dass sie nur für das Jubiläum aufgestellt wurden und dann wieder verschwinden.»



**LIZ-Umfrage
zur Diefiker
Ausstellung
«Eisen 89»**



Xhafar Bardheci, SBB-Angestellter, Albaner, zur «Kinetischen Stahlrahmen-Spiegel-Skulptur» von Christian Mergert:

«Das Objekt gefällt mir nicht, ich weiss gar nicht, was es bedeutet. Ich verstehe sowieso nichts von solchen Dingen. Auch die anderen Sachen, die in der Stadt herumliegen, interessieren mich nicht.»

■ UMFRAGE: PETER WÄCHTER/
MARKUS HEGGLIN

Sing-, Musik- und Volkstanzwoche Schliersee 1989 7. bis 15. August.

Am 7. 8. 1989, morgens um neun Uhr, nachdem im Haus alles aufgeräumt war, fuhren wir ab, Richtung Sargans. Dort tankten wir die „Sera“ auf und beschafften in der Bank für Fr. 40.- 320 österreichische Schillinge. An der Tankstelle hatte uns der Kassier auf meine Frage gesagt, die Durchfahrt durch den Alpegtunnel koste etwas. Es wurde zwar nicht wie viel. Der wintersichere Alpegtunnel ist beinahe fünfzehn Kilometer lang, erspart den Reisenden viel Zeit, wenn sie bereit sind, auf den Ausblick der schönen Gebirgslandschaft zu verzichten und die Durchfahrt kostet 150 ö.S. Unser Geld reichte also gerade für die Hin- und die Rückfahrt. Über Landeck, Durnsbruck und Schwarz erreichten wir Jenbach, wo die Zillertalbahn ihren Anfang nimmt. Wir fuhren hinüber zum Schloss Rotholz (Landwirtschaftliche Schule und Kurszentrum) und fragten, ob vielleicht zufällig eben der Volkstanzkurs stattfinden würde. Wir wussten, dass wahrscheinlich einige Mitglieder des VTKZ

dabei sein würden! Diese hätten wir gerne mit unserem Besuch überbrückt. Vor Jahren besuchten wir hier mehrmals schöne Tanzkurse bei Herrn Professor Horak, die immer gut besucht waren. Auch beteiligten sich immer größere Gruppen aus Frankreich. Da der Kurs dieses Jahr schon im Juli stattgefunden hatte, fuhren wir gleich weiter, hinauf zum Achensee und über den Achenpass hinüber nach Deutschland. Unser Weg führte über Kreuth und Rattach zum Tegernsee nach Gmund und hinüber nach Schliersee, wo wir um 16 Uhr eintrafen.

Das katholische Kurszentrum liegt etwa sechs Kilometer südlich, am anderen Ende des Sees in einem wunderschönen Park und besitzt ein eigenes Bootshaus am 20 Minuten entfernten Seenufer. In der Gegend befinden sich, zerstreut zwischen prächtigen, alten Bäumen in grossen Naturparkanlagen viele schöne Villen, in denen meist ältere Leute, pensionierte Ärzte und Professoren etc. wohnen.

Im Kurs wurde zuerst das obligatorische "Jei" eingeführt. Als ich später in meiner Kartei nachschaute, fand ich über die Hauptleiterin und Organisatorin folgende Notiz: "Ruth Feiler, Leiterin der Münchner Volkstanzgruppe, Lehrerin und evangelische Katechetin, macht kurzis! Stuttgart 1977". Die Tischkärtchen, klug gemixt von Ruth Feiler, mussten bei jeder Mahlzeit von den Machbarn zur Rechten und zur Linken unterzeichnet werden, und es gelang der Kursleiterin tatsächlich, die Leute während der ganzen Woche

so zu setzen, dass niemand zweimal die gleichen Tischnachbarn hatte! Auf jedem Tisch lagen immer mindestens zwei Kugelschreiber bereit, und die Kästchen wurden von einer netten Erstklässlerin kontrolliert und gewissenhaft eingesammelt.

Zwischen dem musikalischen Weckan und dem Frühstück führte eine Turnlehrerin ein kurzes Morgenturnen durch, das wir zwar nie besuchten. Sofort nach dem Morgenessen wurde in Gruppen gearbeitet. Es gab zwei Bastelgruppen, eine für Lederarbeiten und eine zweite für die Herstellung anderer Geschenke. Gleichzeitig lernten die Musikanten das Improvisieren und Begleiten von Volkesmusik ohne Musiknoten und spielten abschließend den ganzen Vormittag, bis zwölf Uhr, d. h. recht ausgiebig! Nach dem Mittagessen badeten die jungen Leute im See, denn das Wetter war tagsüber meist sonnig und warm. Es regnete nur ein paar mal abends und in der Nacht. Wir ruhten aus, schrieben Postkarten und wanderten durch die Gegend und dem See entlang bis Schliersee, wo wir die prächtigen Anlagen, das schöne Rathaus, den Maibaum etc. bewunderten und im Gästehaus zum "Milchhäusel" einkehrten. Mit dem Motorboot fuhren wir um die Insel Wörth herum zurück nach Fischhausen, von wo das "Josefstal" in Memhaus in zwanzig Minuten erreicht werden kann, es sei denn man hatte sich noch

eine Weile in der kleinen sehr schönen und unter Denkmalschutz stehenden Barockkirche St. Leonhard auf.

Um 16 Uhr begann dann das Singen mit einem ausgezeichneten jungen Singschüler, der eine ganze Anzahl junger Leute aus „seiner“ Musikschule in den Kurs „mitgebracht“ hatte. Vor 18 Uhr, d.h. vor dem Nachessen reichte die Zeit meist noch für ein kurzes Täänzchen (Marienlieder, Krebspolka, Böhmerwald-Ländler, Tiroler, Krakpolka...). Ausführlich getanzt wurde aber erst abends von 19.30 bis 22 Uhr. Ganz war stets endgültig Schluss. Einige, etwa ein Drittel der Leute, versammelten sich dann noch im „Bierstüberl“, wo laut diskutiert, gelacht und gesungen wurde, meist bis nach Mitternacht, je nach Stimmung. Wir waren nur zweimal etwa eine Stunde lang in diesem Keller, wo es wegen des Lärmes sehr schwierig war, sich ernsthaft mit Gertrud und Frau Frischmann, sowie mit Ruth Feiler zu unterhalten. Hier bekamen wir auch viele Farbphotos zu sehen, u.a. von der Gruppe Hans Walter Mauters, die einmal bei den Münchnern war. Da wurde z. B. der „Bernerweitz“ getanzt. Auch Inge Baer besuchte mehrmals die Münchner, um Musiksätze für Gertruds Harfe zu schreiben und um zum Tanz zu spielen. All dies und vieles mehr sahen wir auf den Photos.

Am Donnerstag, 10. 8. 1989, wurde der grosse Ausflug durchgeführt. Wir fuhren mit dem Privatwagen hinauf zum Spitzingsee und von dort zur unteren Fittstalp. In zehn Minuten erreichten wir die obere Fittstalp und stiegen gleich weiter hinauf über einen „Skilift-Abhang“ zum „Botecherspitz“. Im

obern felsigen Teil der Wanderung, besonders bei der „Gegensteigung“ des sehr schmalen Grats, mussten wir richtig klettern. Damit hier keine Unfälle passieren, sind wie im Säntisgebiet Trahtseile angebracht, an denen man sich festhalten kann. Am frühen Nachmittag trafen die verschiedenen Wandergruppen auf der oberen Firnalp wieder zusammen. Die Musikanten hatten Geigen, Gitarren, Clarinetten, die Handorgel und die Posaune mit heraufgebracht, so dass hier unter freiem Himmel fröhlich gesungen und getaut werden konnte.

Der lustige Singlehrer verlor beim Herumwerfen einer Jacke eine Wette und versprach jedem seiner beteiligten Musikschüler ein Eis. Diese Wette löste er am folgenden Tag nach dem Mittagessen ein. Er rief alle neun Schülerinnen und Schüler zur Stelle in die Speisesaal, wo die Speisen herausgereicht wurden. Auf sein Klopfen öffnete eine der Köchinnen und reichte auf einer Platte neun Eiswürfel (!) heraus, und nicht Erdbeere-, Vanille- oder Mokka-glacé, was sich alle vorgestellt und freudig erwartet hatten! Buh-Laute der Enttäuschung ertönten. Die Tochter des Lehrers rächte sich, ergriff schnell einen der Eiswürfel und steckte ihn ihrem Vater vorn ins Hemd hinten unter. Dies war das Signal für alle anderen, die flug auch ihre Eiswürfel ergriffen und sie dem ewigen Witzbold vorn und hinten ins Hemd hinunterstopften. Der Geplagte ergriff die Flucht. Alle rannten ihm nach, während die letzten auch noch ihr Eiswürfel platzierten. Nach einer Weile kehrte der Geplagte mit tropfnassem Hemd zurück. Er musste es nach dem Mittagessen gegen ein frisches, trockenes tauschen.

Die Kurswoche dauerte vom Montag 7. 8. bis und mit Freitag 15. 8. 1989. Am Sonntag sangen und musizierten wir im Gottesdienst des unmittelbar neben dem katholischen Jugendhaus Josefstal stehenden Kirche. Am Montag gestalteten wir eine Serenade im Park, und am Freitagmorgen wurden, ebenfalls im Park, die hübschen gebastelten Gegenstände auf langen Tischen ausgestellt. Da konnten wir ausgesprochen schöne kunstgewerbliche Handarbeiten bewundern: überzogene mit Stickereien verzierte Plastik-Ostereier, gestickte Glückwunschkarten und Weihnachtskarten, verzierte Ledergürtel, Lederbeutel und Postermoussais... auch geschnitzte und mit Brandmalerei verzierte Holzgegenstände etc. - k. Franz Frischmann, der in der Optikerbranche auf einem Konstruktionsposten arbeitet, fotografierte fleissig und verriet nebenbei, er besitze aus früheren Kursen der letzten 20, 30 Jahre über 6000 (sechstausend) Dias!

Nur etwa die gute Hälfte der Teilnehmer war katholisch. Der 15. 8. 89, Mariä Himmelfahrt, wird in Bayern, aber auch in Oesterreich als offizieller Feiertag begangen. Wir hatten wohlweislich schon am Montag für die Heimreise etwas eingekauft und hofften, an der Grenze vor Kufstein noch eine kleine Summe oesterreichisches Geld eintauschen zu können. Es könnte ja möglich sein, dass wir vor der Schweizergrenze nochmals auftanken müssten. Der freundliche Beamte am Zoll riet uns, in Kufstein beim Einschwenken auf die Autobahn nicht nach rechts, Richtung Adberg-Schweiz, sondern nach links drei Kilometer Richtung Mümchen Deutschland zum dortigen Zoll zu fahren. Wir verliessen also beim grösseren Grenzposten Oesterreich wieder und fuhren nach dem Besuch des Wechsel-

stube 500 Meter weiter nördlich über eine Brücke
und in der Gegenrichtung wieder nach Österreich zu-
rück. Die Heimreise verlief dann problemlos. Im At-
bergtunnel waren wir mehr oder weniger allein und
nicht wie acht Tage zuvor in einer dichtgedrängten
Autokolonne von Privat-, Wohn- und Lastwagen.

In Schliersee, 7. bis 15. August 1989, versuchten wir auch herauszufinden, wie die Volkstanzverbindung zwischen Zürich und München, zwischen der Schweiz und Bayern, entstand. Hier das Ergebnis der Umfrage:

Zwischen 1960 und 1970 besuchte ich, meist mit einigen Mitgliedern des Volkstanzkreises Zürich, Kurse in Rotholz, Oesterreich, und in Deutschland (Burg Stettenfels bei Heilbronn, Lamprecht in der Pfalz, Reut bei Stuttgart). In einer dieser Kurswochen wurde u.a. auch für die "Musikantenzeitung" geworben, und Probe-Exemplare wurden verteilt. Als ich diese Zeitschrift nicht sofort abonnieren wollte, fragte mich der geschäftstüchtige Anbieter, ob wir nicht auch in der Schweiz Volkstanzkurse hätten, die man in der "Musikantenzeitung" anzeigen könnte. Ich erwähnte den nächsten Sommer Volkstanzkurs im "Lilui", Kerenzerberg.

Nach einigen Monaten wurden mir zu meiner größten Verwunderung zwei "Belegexemplare" der "Musikantenzeitung" zugestellt, und ich staunte noch viel mehr, als ich darin meinen Lihukurs von 1972 ausgeschrieben sah! Wir können solche Kurse in der Schweiz nicht gut anzeigen, da wir viel zu viele Anmeldungen bekämen und allzu viele Interessenten abweisen und enttäuschen müssten!

Zufällig las nun eine gewisse Judith Weinmann

in München diese nicht bestellte Anzeige und übersetzte Gertrud Metz, mit ihr diesen Kurs zu besuchen. Judith hoffte, in der Schweiz einen netten Burschen kennen zu lernen; Gertrud hatte grössere Hemmungen. Als schliesslich alle inneren und äusseren Widerstände überwunden waren, wagten die beiden die Reise in die Schweiz. Der Lihnkurs scheint den beiden Tänzerinnen gut gefallen zu haben. Sie kamen Jahr für Jahr wieder, ja sie brachten sogar meist weitere junge Leute, Tänzerinnen und Tänzer aus der Gegend von München und aus andern Gegenden Deutschlands mit. Judith blieb schliesslich weg. Sie war 1972, 73, 74, 75 und 77 im Lihnkurs. Gertrud jedoch kam weiterhin ^{und} brachte eines Tages Franz Frischmann mit. Seit die beiden verheiratet sind, kommen sie immer miteinander, bis auf den heutigen Tag [1989],* jedes Jahr, zuerst auf den Kerenzer Berg und später in die Landinella, St. Moritz-Bad, wohin die Kutse 1977 verlegt wurden.

Pfarrer Hans Walter Maurer hatte in meinen Kursen Bekanntschaft mit dem schweizerischen Volkstanz gemacht. Er bedauerte es, als ich die Kutse nicht mehr weiter durchführen wollte. Es waren auch Termenschwierigkeiten wegen anderweitiger Veranstaltungen im Lihm entstanden. Pfr. Dr. Maurer suchte daher eine andere Unterkunft für die Tanzkurse. Er schlug das Kutszentrum „Landinella“ vor, übernahm selbst die Organisation und Administration, überliess mir aber weiterhin die Tanzleitung, die er erst
x beinahe

1986 selbst übernahm. Hans Walter Maurer war nie Mitglied des seit den Zwanzigerjahren unseres Jahrhunderts bestehenden Volkstanzkreises in Zürich, denn er hatte in seiner Kirchengemeinde Gelegenheit mit der Trachtengruppe zu tanzen. Diese örtlichen Trachtengruppen pflegen die Tracht dieser Region, das Brauchtum, das Volkslied, die Volksmusik und den schweizerischen Volkstanz, während in den 18 städtischen Volkstanzkreisen der Schweiz der Volkstanz das einzige Vereinsziel ist.

Als sich Pfr. Hr. Maurer von Zürich-Albisrieden nach Zürich-Wiedikon versetzen liess, trennten sich einige Tänzerinnen und Tänzer von der Albisriedergruppe und gründeten mit Pfr. Maurer in Wiedikon eine neue Tanzgruppe. Einige dieser Leute hatten in St. Moritz Getrud und Franz Fischmann kennen gelernt und es kam zu einem Besuch der Zürcher Gruppe Hans Walter Maurers in München.

Junge Baet-Gräu gehört nicht zu dieser Gruppe. Sie ist die Geigerin des Volkstanzkreises Zürich und spielte stets auch in den schweizerischen Volkstanzwochen "Lilun" und "Laudinella". Auch sie reiste mehrmals nach München und half bei der Lösung musikalischer Probleme.

Der Zürcher Volkstanzball ist eine Vet-

ausstattung des Volkstanzkreises Zürich, die von allen möglichen Volkstanzgruppen der Schweiz und auch von ausländischen Gästen besucht wird, so auch einmal von Gertrud und Frau Frischmann. Auch Interessenten aus Wien, Stuttgart, London etc. tauchten schon an diesem Anlass auf.

Ruth Feilers Tanzkreis in München tanzte 1971 die ersten drei Schweizer Tänze, die Ruth in einem Tanzkurs gelernt hatte. Nach 1972 brachten Gertrud und Frau Frischmann laufend weitere Schweizertänze nach München. Ernst Brunner, der auch meine Kurse im Litz und in St. Moritz besuchte, war mehrmals in Josefstalwochen am Schliersee und lehrte dort Appenzeller Tänze. Alexander und Hadmut Steffens, Mitglieder des Wiedikonner Kreises brachten weitere Schweizertänze in die Schliersee-Tanzwoche des Münchner Volkstanzkreises, so dass heute (1989) das Repertoire der Münchner die folgenden Tänze umfasst:

A. Allgemeiner Kreis: Dreifache Kreuzpolka, Klostertet Schottisch (= Variante des Niderschietli-Sch.), La chanson des vieux prés, Mistkräppeler-Maz., Titterersch., Nagelschmied,

Hüllmasolleke, Je sot da Crusch, Lüdere-P.,
Senterkette, Stampfpolka, Junerschweizer Ale-
wander, Achtschritt, Luterbacher, Nach alter
Mode, s'houmt em Babeli, Rössli-Sch., Fule-
bacher, Rösli-Walzer.

Arbeitskreis: So tauft de Bernermutz, At-
boldswiler W., Je Seppel, La faisa da strada
Mia Matusa, P. d' Echallens, P. da Tumasch,
Polka au Mayen, Züri Alewander,
Mutterder P.

Im Gegenzug wurden natürlich im
Tanzkreis Zürich entsprechend viele deut-
sche und österreichische Tänze über-
nommen, die bei uns von Kurt Wager,
Haus Severin, Gertrud und Franz Frischmann,
Richard Wolfram, Herbert Lager, den Herren
Schmidt, Jülg und Horak instruiert wur-
den und zwar z. Teil schon vor 1939.

Im Sommer 1952 traf sich der VVKZ in Jancy, Burgund mit der schwedischen Volkstanzgruppe Bertil Lundbergs und mit der französischen eines monsieur Guéaault. Da aber die Franzosen tagsüber arbeiteten, tanzten wir in der Regel vormittags und nachmittags ausschliesslich mit den Schweden, von denen wir sehr viel lernen konnten. Die Burgunder sahen wir nur abends. Unsere Tänzerinnen wohnten in einem Kloster, unsere Familien und Tänzer waren privat untergebracht, Maria und ich z. B. in einer ländlichen Bäckerei. Offenbar war auch Marinette Aristow, Paris, anwesend, denn sie führte uns nach Cluny zu einer Volkstanzveranstaltung, wo auch Herr Hans Moebius, Zürich, mit seiner internationalen Ferienkolonie als Zuschauer auftauchte. (NB. Frau Ursula Moebius spielt Geige im Orchesterverein Gietikon. Sie wird von ihrem Mann, Hans Moebius, im Auto von Zürich-König in jede Probe gebracht und nach zwei Stunden mit dem Auto wieder abgeholt). Unter den Ferienkindern der internationalen Kolonie waren auch einige reizende Megezmädchen, mit denen sich Inges Tochter Roswitha fotografieren liess. Das Publikum war begeistert von den Vorführungen der Schweden, Schweizer und Baudouen. Unter den zuletzt Genannten war auch ein älterer Herr, der flott einen Dreiertanz mit zwei jungen Tänzerinnen vorführte. Er erntete grossen Applaus, weil er mit 70 Jahren noch so munter war!!!

Als wir in Burgund weilten, war die Taizé-Bewegung noch ganz neu und kaum bekannt. Uns wurde erklärt, es handle sich um „reformierte“ Mönche mit einer ganz neuen Ordensregel. Diese jungen Mönche arbeiteten tagsüber in Fabriken, in gewerblichen Betrieben, in der Landwirtschaft und „missionierten durch ihr Vorbild am Arbeitsplatz“. In einem kleinen und einfachen Kloster lebten sie zusammen, führten einen Kollektivhaushalt, sangen zur Gitarre fromme und andere Lieder und verfestigten Kunsthandwerklich gearbeitete Gegenstände, die sie auch verkauften. Ich erinnere mich an ihre Töpferei. Die Mitglieder dieses Ordens machten einen fröhlichen und glücklichen Eindruck. Wir hatten die Gelegenheit in Taizé die damals noch kleine und einfache Klosteranlage zu besichtigen. Man erfährt man, dass der Gründer dieser „Bewegung“, Roger Schutz, 1933 den Karlspreis erhielt. Bitte lesen!

Karlspreis für Frère Roger Schutz

(spk) Der Begründer und Prior der ökumenischen Gemeinschaft von Taizé, der Schweizer Pastorsohn *Frère Roger Schutz*, hat im historischen Krönungssaal des Aachener Rathauses den *Internationalen Karlspreis* erhalten. Er wurde «für sein Vorbild des Vertrauens, der Versöhnung und der Gemeinschaft als notwendigem Fundament der Europäischen Einigung» ausgezeichnet.

Das Dorf Taizé in Burgund, wo

der heute 73jährige Theologe Roger Schutz in den vierziger Jahren eine klosterähnliche Gemeinschaft gründete, wurde internationaler Treffpunkt besonders junger Christen verschiedener Konfessionen. Er vertraue auf die Jugend, die über alles verfüge, «um die Menschheitsfamilie aus einem Zeitalter des Misstrauens» herauszuführen, sagte Frère Roger in seiner Ansprache. Schutz hatte verfolgte Juden und später deutschen Kriegsgefangenen in

Frankreich beigestanden. Es sei für Christen Pflicht, «Sauerteig des Friedens und des Vertrauens in der ganzen Menschheitsfamilie, unter Gläubigen wie Nichtgläubigen», zu sein, sagte er.

Der evangelische Theologe, der von Kindern verschiedener Hautfarben ins Aachener Rathaus begleitet worden war, bekannte, er habe in den vergangenen Jahren zweimal den Karlspreis abgelehnt.

Ich konnte zum Glück die Zeremonie am Fernsehen mit verfolgen!



Gegen die Verleumdung des Rechtsstaates

Walter Stürm, unser «Ausbrecherkönig», wurde nach anderthalbjähriger Abwesenheit wieder einmal gefasst. Damit haben unsere Schweizer Berufsdemonstranten wieder ein «Objekt», für das sie protestierend auf die Strasse gehen können. Vermutlich malen sie bereits wieder an den Transparenten mit dem Schlagwort «Isolationshaft ist Folter», schreiben an neuen Flugblättern und bereiten die nächste Sprayeraktion vor: «Freiheit für Walter Stürm». Die Aufhebung der «Isolationshaft» sei «die Vorstufe für die Freiheit aller Gefangenen», schrieben sie vor zwei Jahren, als Stürm gegen seine Haftbedingungen in einen Hungerstreik trat. Man dürfe keine Ruhe geben, erklärten die Demonstranten damals, «bis alle Knäste in Schutt und Asche» lägen und «jegliche Herrschaft zerstört» sei. Damit haben sie sich wenigstens offen und eindeutig zu ihrem wahren Ziel bekannt: «Zerstörung jeglicher Herrschaft» – das aber bedeutet: Anarchie. Darum geht es den vereinigten «Stürm-Freunden». Nicht um Stürm – sondern um die Anarchie. Nicht gegen die «Isolationshaft» – sondern gegen den Staat überhaupt. Stürm ist nur ein Mittel zum Zweck. Stürm und die «Isolationshaft» sind nur der Punkt, in dem sie die ganze rechtsstaatliche Ordnung aus den Angeln heben möchten.

*

Es waren die Anarchisten in der Bundesrepublik, die zum gleichen Zweck das Schlagwort «Isolationshaft ist Folter» erfunden haben. Man will damit den Staat zum gemeinen Folterknecht machen und die Emotionen naiver Bürger gegen den Staat, gegen Gerichte und Richter, gegen Polizei und Strafanstalten schüren. Anarchistische Gruppen bei uns haben das Schlagwort «Isolationshaft ist Folter» unbesehen «von draussen» übernommen. Ihnen kam der «Fall Stürm» gerade recht, um damit auch bei uns anarchistische Stimmungsmache zu betreiben.

Nun wird kein denkender und fühlender Mensch einen Staat verteidigen wollen, der foltergleiche Haftbedingungen duldet. Auch der Strafgefangene, der sich eines schweren Verbrechens schuldig gemacht hat, hat Anspruch auf einen menschlichen und menschenwürdigen Strafvollzug. Ob dieser Strafvollzug aber in Gemeinschaftshaft oder als Einzelhaft erfolgt, hängt von jeweiligen Umständen ab: Der mehrfache Ausbrecher muss sich nicht wundern, wenn man ihn aus Sicherheitsgründen in eine besonders gut geschützte Zelle verlegt; auch Terroristen, bei denen selbst in der Strafanstalt eine neue Verschwörungsgefahr besteht, werden sich die Einzelhaft gefallen lassen müssen. Wenn für einen Gefangenen aus guten Gründen Einzelhaft verfügt werden müsse, so habe das «der Gefangene selbst zu verantworten» – sagte schon vor Jahren unser Bundesgericht! Oder muss man Terroristen wirklich gutmütig und leichtfertig Gelegenheit geben, aus der Strafanstalt heraus neue Attentate vorzubereiten?

Im übrigen kommt der Begriff «Isolationshaft» weder im Strafrecht noch im Strafgesetz noch im Strafprozessrecht vor. Das Wort «Isolationshaft» ist eine rein anarchistische Erfindung. Es soll die Vorstellung wecken, der Häftling habe in seiner Zelle unsägliche Folterqualen zu erleiden. Man betreibt damit eine absichtliche Verzerrung der Tatsachen. Die Einzelhaft soll durch diesen Begriff ins Tragische gesteigert werden; man will die Leute glauben machen, der Gefangene werde aufs grausamste misshandelt und psychisch kaputtgemacht. Man dramatisiert das Problem, um damit dem Staat verbrecherische Züge anhängen zu können. Man tut alles, um aus der Einzelhaft eine «Folter», ja sogar einen «Mord» zu machen. Der Rechtsstaat muss mit allen Mitteln diffamiert werden. Man gibt vor, im Namen eines «humanen Strafvollzugs» zu protestieren – und will doch am Ende nichts anderes, als den verhassten Staat verleumden. Die Anarchisten wiederholen das Schlagwort «Isolationshaft ist

Folter» so oft und so laut, bis es immer mehr Leute gibt, die anfangen, gedankenlos daran zu glauben. Es ist die Gefahr, dass falsche Behauptungen so lange eingehämmert werden, bis die Leute sie für wahr halten. Gegen diese Gefahr gibt es nur eines: man muss solch perfider Indoktrination mit nackten Fakten begegnen.

*

Der deutsche Bundesanwalt Kurt Rebmann ist jetzt der Legende von der «Isolationshaft» mit harten Tatsachen entgegengetreten. Er hat in einer umfassenden Dokumentation die wahren Haftbedingungen von 25 Terroristen und Terroristinnen, die in deutschen Gefängnissen sitzen, bis in alle Einzelheiten hinein offengelegt. In dieser Dokumentation geht es um Gefangene wie:

Karl-Heinz Dellwo (zweimal lebenslange Freiheitsstrafe wegen zweifachen gemeinschaftlichen Mordes), Knut Folkerts (lebenslange Freiheitsstrafe wegen dreifachen Mordes), Christian Klar (fünfmal lebenslange Freiheitsstrafe wegen neunfachen Mordes), Adelheid Schulz (dreimal lebenslange Freiheitsstrafe wegen fünffachen gemeinschaftlichen Mordes), Irmgard Möller (lebenslange Freiheitsstrafe wegen dreifachen Mordes), Rolf Clemens Wagner (lebenslange Freiheitsstrafe wegen fünffachen Mordes) . . . usf.

Für diese scheusslichen Kapitalverbrechen haben die Gerichte schwerste Haftstrafen verfügt. Dass für Terroristen und Terroristinnen dieser Art Einzelhaft in besonders gesicherten Gefängnissen notwendig wurde, kommt allein daher, dass bei ihnen einerseits anhaltende Flucht- und Befreiungsgefahr besteht und dass andererseits verhindert werden muss, dass sie aus dem Gefängnis heraus neue Verbrechen organisieren können. Aber selbst unter den strengeren Bedingungen der Einzelhaft ist es diesen Gefangenen zu Beginn dieses Jahres gelungen, einen genau geplanten, gestaffelten Hungerstreik untereinander zu besprechen und zu verabreden (mit Hilfe ihrer Anwälte, wie die Behörden annehmen).

Wie sieht nun diese Einzelhaft in Tat und Wahrheit aus? Bundesanwalt Rebmann legt hierüber in jedem einzelnen Fall genaue Rechenschaft ab. Hier kann nur zusammenfassend festgehalten werden, was für alle diese Gefangenen gilt: Sie verfügen in ihrem Haftraum alle über einen Radioempfänger; die meisten haben einen Plattenspieler oder Kassettenrecorder; sie besitzen eine Schreibmaschine und zahlreiche Bücher; sie können die Anstaltsbibliothek benutzen; sie beziehen fünf, sechs oder sieben Zeitungen und Zeitschriften; sie können beliebig viele Briefe schreiben und empfangen (Adelheid Schulz, zum Beispiel, erhielt im vergangenen Jahr 1073 Briefe und verschickte ihrerseits 778 Briefe); sie können Aussenkontakte pflegen, Besucher empfangen und mit ihren Anwälten reden (an die hundert Besuche jährlich); sie können am täglichen Umgang im Hof teilnehmen; einzelnen ist auch der Kontakt mit anderen Gefangenen erlaubt; die meisten haben tägliche Dusch- und Bademöglichkeiten; sie können an Gemeinschaftsveranstaltungen im Freizeitraum teilnehmen (Tischtennis, Gymnastik, Fernsehen, Gottesdienste, Gesprächsgruppen); es sind ihnen Fortbildungsmöglichkeiten geboten (Sprachkurse zum Beispiel); es ist ihnen gestattet, ihre eigenen Zivilkleider zu tragen . . . Allerdings lehnen es manche ab, an den Gemeinschaftsveranstaltungen teilzunehmen, oder sie weigern sich, von den Fortbildungsmöglichkeiten Gebrauch zu machen. Damit verschärfen sie ihre Einzelhaft gewissermassen selber, weil man sonst draussen nicht gegen ihre «Isolationshaft» demonstrieren könnte.

*

So sieht in Wirklichkeit diese «mörderische Isolationshaft» aus. Die Gefangenen werden auch ärztlich betreut; gegebenenfalls wird ihnen jede medizinische Hilfe zuteil. Bundesanwalt Rebmann hat in einem eindrücklichen Do-

kument die Verbrechen und die Haftbedingungen aller dieser Gefangenen dargestellt, so dass sich jedermann in jedem einzelnen Falle eine genaue Vorstellung vom Verhältnis zwischen Schuld und Strafe machen kann.

Natürlich wird auch durch solche Haftverleumdung aus einer Terroristenstrafanstalt noch lange kein «fideles Gefängnis». Es wird niemand behaupten, eine lebenslange Haft zu verbüssen sei, selbst unter mildernden Umständen, ein leichtes Schicksal. Aber man darf auch nicht vergessen, welche tragischen Schicksale diese Terroristen ihren Opfern und deren Angehörigen bereitet haben. Es geht nicht an, dass die Untaten dieser Verbrecher bagatellisiert und beschönigt werden. Mit dem Schlagwort «Isolationshaft ist Folter» sollen tendenziöse Behauptungen verbreitet und soll falsches Mitleid geweckt werden. Die Realität der Einzelhaft wird damit absichtlich und böswillig verfälscht. Man darf auf diesen sprachlichen Manipulationstrick anarchistischer Demonstranten nicht hereinfallen. Sie wollen mit diesem masslos verzeichneten Schreckbild der Einzelhaft nur die Emotionen gegen den angeblich unmenschlichen Staat anheizen. Mit der nüchternen und sachlichen Dokumentation von Bundesanwalt Rebmann ist das Schlagwort «Isolationshaft ist Folter» definitiv als eine rein anarchistische Kampfansage gegen den liberalen Staat entlarvt.

Auch bei der seinerzeitigen Einzelhaft von Walter Stürm konnte von «Isolationshaft» und «Folter» keine Rede sein. Und wenn namhafte Schweizer Schriftsteller in einer «Solidaritätserklärung» für Walter Stürm die Legende von «Isolationshaft» und «Folter» weiterverbreiten, so liefern sie damit höchstens einen Beweis ihrer völligen Ahnungslosigkeit – oder sie machen sich zu Gesinnungsgenossen jener, denen an der Diffamierung unseres Rechtsstaates mehr gelegen ist als am Einsatz für Wahrheit, für Recht und Gerechtigkeit und für einen humanen Strafvollzug.

Denn natürlich wissen wir, dass mit Strafen allein wenig erreicht wird. Selbst durch die Todesstrafe lassen sich Terroristen nicht von Verbrechen gegen die Gesellschaft abhalten. Natürlich wissen wir, dass auch der Kriminelle ein Mensch ist, der selbst in der Strafanstalt Anspruch auf eine menschenwürdige Behandlung hat. Natürlich soll auch im Strafvollzug alles Menschenmögliche getan werden, um den Gefangenen die Rückkehr in die menschliche Gesellschaft zu erleichtern. Natürlich darf sich eine Gesellschaft nicht ungehemmt ihren Rache- und Vergeltungsgelüsten überlassen; denn noch nie ist es gelungen, ein Uebel durch ein anderes Uebel auszurotten. Aber die Gesellschaft darf auch vom Verbrecher Einsicht in seine Schuld erwarten; sie hat ein Recht, auf Verletzungen ihrer Gesetze und Normen zu reagieren, sonst müsste ja jede Gesellschaftsordnung aus den Fugen geraten. Gewiss lehnen wir alle «Isolationshaft» und «Folter» ab – aber wir wehren uns ebenso gegen den Bruch von Recht und Gesetz, gegen jegliche Zerstörung einer menschenwürdigen gesellschaftlichen Ordnung. Davon lassen wir uns auch nicht abbringen, wenn seine Anhänger den Heimkehrer aus spanischen Feriengefilden wieder mit der heuchlerischen Forderung «Freiheit für Walter Stürm» begrüssen werden.

Kulturnotiz

Peter Mieg in Japan

Das Schweizer Novsak-Trio ist zu einer Konzert-Tournee nach Japan aufgebrochen, die bis zum 4. August dauert. Als einziges Werk eines lebenden Komponisten figuriert Peter Miegs Streichtrio auf den Programmen der Schweizer Künstler; es gelangt an sechs der insgesamt sieben Konzerten des Trios zur Aufführung. Die Tournee wird von der Stiftung Pro Helvetia und vom Migros-Genossenschafts-Bund unterstützt.

Der Zürcher Predigerchor und sein geschichtliches Umfeld

Seit über 650 Jahren zählt der hochragende Predigerchor zu den prägenden Bauwerken der Zürcher Altstadt – Zeuge einer fernen Zeit. Wie seine Zukunft aussehen wird, ist im Moment noch ungewiss: Über seine Innengestaltung werden die Stadtzürcher in der kommenden Abstimmung vom 24. September entscheiden. Besser bekannt ist seine bewegte Vergangenheit, auf die wir hier einen kurzen Blick werfen möchten.

Bau des Klosters als Ausdruck städtischer Autonomie

Der stolze Chor war einst Bestandteil des Zürcher Predigerklosters, das im Jahre 1230 gegründet worden war, und zwar als früheste Niederlassung des noch jungen Bettelordens der *Dominikaner* (= «Prediger») in der heutigen Deutschschweiz. Laut *Martina Wehrli*, welche die Geschichte des Predigerklosters in ihrer Dissertation grundlegend erforscht hat, stammten die ersten Brüder wahrscheinlich von einem Strassburger Konvent und kamen wohl auf Wunsch der Zürcher Bürgerschaft, die ihnen ein Areal am damaligen Stadtrand zuwies und sie beim Bau eines Klosters tatkräftig unterstützte.

Eine selbständig handelnde Stadtgemeinde mit eigenem Rat gab es damals in Zürich erst seit wenigen Jahren – seit die Stadt mit dem Aussterben der Zähringer reichsfrei geworden war. Durch die Aufnahme der *Bettelbrüder* setzte sich die Stadtgemeinde deutlich vom etablierten Klerus der beiden Stadtstifte (Grossmünster und Fraumünster) ab, der die Anwesenheit der populären Predigermönche zunächst ausdrücklich als unerwünscht erklärt hatte. Innerhalb der mittelalterlichen Kirche stellten die Bettelorden ja eine revolutionäre Neuheit dar, indem sie ein Armutsideal mit einem bescheidenen Lebensstil befolgten und sich, anders als die kontemplativen älteren Mönchsorden, aktiv in der Seelsorge und der Predigtätigkeit engagierten. Dass die noch junge Stadtgemeinde die Ansiedlung der Bettelmönche durchsetzte, ist nach *Martina Wehrli* als bewusster Akt kommunaler Selbständigkeit und Zeichen der Emanzipation aus der Abhängigkeit von den beiden alten Stadtstiften zu werten.

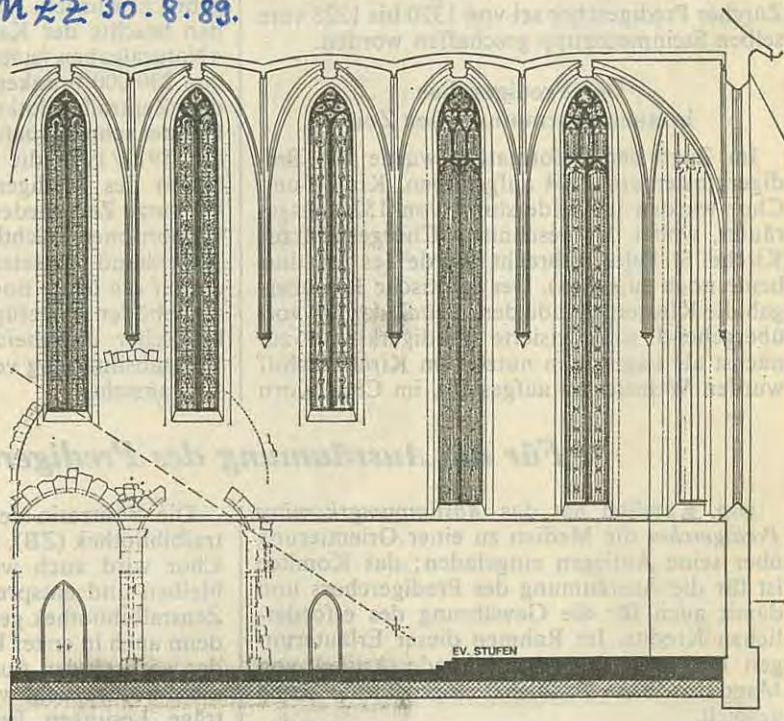
Prior Hugo Ripelin als «Bestseller-Autor»

Da die Dominikaner bestrebt waren, ihre Predigtätigkeit auch wissenschaftlich abzustützen, legten sie grossen Wert auf eine fundierte *Bildung* und ein gründliches Theologiestudium. Auch der Zürcher Konvent scheint Sitz einer *theologischen Ordensschule* gewesen zu sein.

Einer der ersten Mönche, *Hugo Ripelin* aus Strassburg, der rund 30 Jahre (bis 1261) in Zürich wirkte und lange das Amt eines Subpriors und Priors innehatte, war ein hochbegabter, berühmter Theologe. Er verfasste unter anderem ein vielbenütztes theologisches Handbuch mit dem Titel «*Compendium theologiae veritatis*», von dem heute noch in ganz Europa über 1600 mittelalterliche Handschriften verbreitet sind.

Mit ihrem hohen intellektuellen Niveau zogen die Predigermönche den Landadel der Umgebung und die gebildete städtische Oberschicht in ihren Bann. Enge Beziehungen bestanden auch zum «*Manesse-Kreis*», den literarisch interessierten Patriziern, die sich um die Zürcher Ritterfamilie der *Manesse* scharten. So trugen die Mönche aktiv zur kulturellen Glanzzeit der Stadt Zürich um 1300 bei, in der hier

NZZ 30.8.89.



Blick auf eine Innenwand des ausgeräumten Predigerchors. Die Fenster sind mit Masswerk versehen; man denkt auch an eine Bemalung. Zwischen den Fenstern die Dienste, die nur bis zur Wandmitte herabgezogen sind. (Zeichnung Balz Baechi)

die berühmte «*Manessische Liederhandschrift*» – das «schönste Buch der Welt» – entstand. In dieser einzigartigen Sammlung höfischer Minnelieder ist auch der Predigermönch *Eberhard von Sax* mit einem Gedicht und seinem Bild als «geistlicher Minnesänger» vertreten. Als dann im Laufe des 15. Jahrhunderts allmählich der Buchdruck aufkam, war das Predigerkloster wiederum führend, wurde hier doch 1479 die *älteste Zürcher Druckerei* eingerichtet.

Eine Rolle spielten die Predigermönche aber auch für die *Frauenmystik*, indem sie mehrere

Nonnenklöster betreuten, darunter die für die Mystik bedeutenden Dominikanerinnenklöster Oetenbach und Töss. In Töss lebte zu Beginn des 14. Jahrhunderts die aus Zürich gebürtige Mystikerin Elsbeth Stigel, die Biographin des berühmten Mystikers Heinrich Seuse und eine der frühesten deutschsprachigen Schriftstellerinnen.

Beginenquartier als erste Zürcher «Soziälsiedlung»

Die Seelsorge der Prediger betraf aber auch die städtische Mittel- und Unterschicht. Zu erwähnen ist hier z. B. die mit den Predigern verbundene, spätmittelalterliche *Bruderschaft der Bäcker- und Müllerknechte*. Besonders interessant ist auch der von Martina Wehrli minuziös erbrachte Nachweis einer überraschend grossen *Beginensiedlung*, wie wir sie sonst nur von den belgisch-niederländischen Beginenhöfen her kennen. Sie stand unter der Obhut der Predigermönche und erstreckte sich vor allem südlich des Predigerklosters bis zum Neumarkt (Bereiche von Chorgasse und Predigergasse). Die Beginen rekrutierten sich aus einer gesellschaftlichen Randgruppe, nämlich aus allein-stehenden Frauen der Unterschicht, die oft arm und schutzlos dastanden. Solche religiös gesinnte Frauen, denen der Eintritt in ein Kloster aus materiellen oder sonstigen Gründen verwehrt war, konnten sich hier mit Hilfe der Predigermönche eine Existenz aufbauen und ein religiöses Leben führen, ohne einem Orden anzugehören. In der Regel verdienten sich die Beginen ihren Lebensunterhalt durch karitative Werke und Handarbeit selbst. Die Zürcher Prediger überliessen ihnen ab etwa 1270 nach und nach insgesamt 37 Häuser gegen ein bescheidenes Entgelt zur lebenslänglichen Nutzung. Mit dieser frühesten Zürcher «Soziälsiedlung» nahmen sie somit eine wichtige sozialfürsorgerische Funktion wahr.

Keimstätte der Gotik in Zürich

Der glänzende Aufstieg des Predigerklosters widerspiegelte sich auch in der Bautätigkeit der Mönche. Bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts wurde die Gründungskirche durch einen relativ grossen romanischen Neubau ersetzt, der dem zur Predigt der Brüder drängenden Publikum Platz bot. Das Langhaus dieser romanischen Kirche ist teilweise heute noch unter dem barocken Innenmantel der Predigerkirche erhalten.

Nördlich an die Kirche schloss sich das Konventsgebäude mit *Kreuzgang* an, das nach einem Brand 1887 abgebrochen wurde. In diesem Kreuzgang fand erstmals in Zürich die neue Formensprache der Gotik Eingang, denn während im Südflügel noch romanische Rundbögen gebaut worden waren, wiesen die drei anderen Seiten bereits gotische Spitzbögen auf. Massgeblich waren somit die Dominikaner, deren Rolle als Vermittler der französischen Gotik auch anderswo bekannt ist, an der «Geburt» der Gotik in Zürich beteiligt.

Doch es kam noch besser: Im frühen 14. Jahrhundert setzten die Predigermönche der Gotik in Zürich die Krone auf, indem sie anstelle des bisherigen romanischen Chors ihrer Kirche einen eindrucklichen gotischen Langchor errichten liessen – ein strahlendes Juwel hochgotischer Baukunst. Mit seiner Länge von 28 m, seiner Raumhöhe von 21,7, seinen vier Jochen und dem Fünffachtel-Schluss gilt der heute noch bestehende Predigerchor – wenn man von den entstellenden modernen Zwischenböden aus Beton absieht – als *elegantester*

und bedeutendster hochgotischer Chor in der Schweiz. Auf die mittelalterlichen Zeitgenossen, die damals grösstenteils noch in primitiven, niedrigen Holzhäuschen mit kleinen, unverglasten Fensteröffnungen wohnten, muss der himmelstrebend hohe, lichtdurchflutete Raum einen atemraubenden Eindruck gemacht haben! Laut Prof. Dr. Adolf Reinle war dieser Chor «wohl der reinste Ausdruck und das kostbarste künstlerische Denkmal, welches die Kultur

Zürichs im Zeitalter der klösterlichen Mystik und der profanen Blüte der Manessischen Liederhandschrift repräsentierte».

Gleiche Steinmetzen wie in Königsfelden?

Wesentliches Schmuckelement des Chors ist die steinerne Bauplastik, die heute noch – wenn auch zum Teil durch moderne Metallschränke und dergleichen lieblos verdeckt – vom hohen Kunstsinn der damaligen Steinmetzen zeugt.

Ins Auge fällt dabei das lineare *Zirkelspiel der Masswerkfenster*, das sich durch eine ungewöhnliche Vielfalt und Originalität auszeichnet. Während sich viele gotische Kirchen in ihren Fensterfüllungen auf eines oder einige wenige Muster beschränken, finden wir in den dreizehn Fenstern des Predigerchors zehn unterschiedliche Kompositionen. Die erazilen kannelierten ausgeschüttet, wofür von 1535 bis 1540 Holzböden eingezogen und 1541 die Trennwand zwischen Chor und Langhaus errichtet wurde.

Schon von 1544 an wurde das Erdgeschoss des Predigerchors aber wieder kirchlich genutzt, und zwar als Predigtkapelle für die Insassen des nahen Spitals und die Bewohner des Niederdorfs. So entwickelte sich hier eine eigene neue Gemeinde, die sich zu Beginn des 17. Jahrhunderts von der bisherigen Kirchgemeinde des Grossmünsters ablöste und selbständig wurde. Bald darauf, in den Jahren von 1609 bis 1614, liess die neue Kirchgemeinde zu den Predigern das Langhaus der Predigerkirche zur festlich barockisierten Pfarrkirche umwandeln. Auch die zwei untersten Geschosse des Predigerchors wurden weiterhin kirchlich genutzt und waren bis zum Ende des 19. Jahrhunderts durch drei Türen mit der Predigerkirche verbunden. Noch sind aus dem 18. Jahrhundert Bestuhlungspläne dieser beiden Predigträume im Chor erhalten, die Martina Wehrli im Buch «Zürcher Predigerchor» publiziert hat. Das Erdgeschoss des Predigerchors diente seit Beginn des 17. Jahrhunderts zudem zahlreichen angesehenen Zürchern, darunter diversen Bürgermeistern, als *Begräbnisstätte*, was den kirchlichen Charakter des Predigerchors in nachreformatorischer Zeit ebenfalls unterstreicht.

1873 erhielt der Chor eine neue Zweckbestimmung, indem hier die Kantonsbibliothek und Teile der Universitätsbibliothek untergebracht wurden. Nach langwierigen Diskussionen brachte der Kanton den Predigerchor als «Naturalgabe» (statt eines finanziellen Beitrags von 230 000 Franken) in die 1913/1914 gegründete Zentralbibliothek ein. Um der Stadt diesen Handel schmackhaft zu machen, liess der Kanton 1917/1918 die fünf hölzernen Zwischenböden des Predigerchors entfernen, wodurch für kurze Zeit wieder die grossartigen gotischen Proportionen sichtbar wurden. Gegen den Widerstand entsetzter Kunstfreunde wurden darauf die heute noch bestehenden Beton-Zwischenböden eingefügt – ein unsensibler technokratischer Entscheid, der in der kommenden Volksabstimmung vom 24. September zur Revision ansteht.

Magdalen Bless-Grabher

Belauschtes Gespräch mit Joel

Joel, der Erstklässler, geboren am 28.12.1980, jetzt also acht Jahre alt, weilte bei uns in den Ferien. Eines Morgens, beim Aufstehen, kommt er auf den Gedanken, mit seiner Grossmutter ein Wett-Ankleiden zu veranstalten. Maria, die Grossmutter, sagt aber: „Das geht nicht, ich brauche ganz bestimmt länger als du. Ich muss ja noch einen B.-H. anziehen und du nicht!“

Joel: „Hast du einen B.-H. und nicht einen B.M.W.?“

Die Grossmutter versteht die komische Frage nicht und meint: „Ein B.M.W. ist doch ein Auto! Was hat das denn mit einem Kleidungsstück zu tun? Was mit dem Ankleiden?“ Darauf der Kleine: „B.M.W. heisst eben ganz verschiedenes: „Bayerische Motoren Werke“, „Berner Mistwagen“ und „Busen müssen wackeln“!“

Was doch heutzutage die kleinen Buben einander erzählen! Früher hörte man „solches“ frühestens in der Rekrutenschule, wo ja alle Volksschichten zusammenkommen.

Ausgeplaudert!

Jrgend etwas ist kaputtgegangen, was Joel, achtjährig, nicht stark beeindruckt. Er meint, seine Mutter habe immer genügend Haushalts-geld, um so einen Schaden + auch wieder gut zu machen. Und er fügt noch bei:

„Außerdem besitzt sie noch eine „Super-kasse“, in der sie immer eine oder zwei Hundert-franken-Noten versteckt. Kein Dieb kann die Noten finden, sie stecken nämlich in der Bibel und zwar bei den zehn Geboten, wo es heisst: „Du sollst nicht stehlen!““

Sagen aus dem Zimmattal

Herausgegeben
von der Kommission für Heimatkunde des
Verkehrs- und Verschönerungs-Vereins
Dietikon



1942

Buchdruckerei Oscar Hummel
Dietikon

Vorbemerkung: Es ist das Verdienst von Herrn Sekundarlehrer Klent, das in spärlichen Resten noch lebende Sagengut unserer Gegend neu aufzustoßern und durch Schüleraufsätze der ersten Klassen unserer Sekundarschule zu sammeln. Der erste Erfolg dieser Sammlung war derart erfreulich, daß in der Folge eine interessante Sammlung neuer Beiträge zusammengestellt werden konnte, wobei die Kommission für Heimatkunde des Verkehrs- und Verschönerungsvereins Dietikon sich der Sache angenommen hat und diese Sagen und Erinnerungen aus dem alten Volksglauben in einem Werklein der Nachwelt erhalten möchte durch die Herausgabe dieses Separatdruckes aus dem „Zimmattaler“.

Kommission für Heimatkunde Dietikon.

Sagenkreis Egelsee

Der langsam verlandende Egelsee wird noch heute von vielen Leuten für unergründlich gehalten, auch wird behauptet, er friere nie zu, obwohl dies in den letzten Jahren mehrmals geschehen ist. Am Ufer des seltsamen Seeleins findet man Mauerreste, die von einer hier versunkenen Stadt herrühren sollen. Werfe man von diesen Mauerresten in den See, so steige er auf und überschwemme das ganze Land. Die vielen Blutegel im See sollen beweisen, daß hier früher viel unschuldig Blut geflossen ist.

*

Der Egelsee war früher doppelt so groß. Auf Befehl des Ritters sollte er gemessen werden. Aber, oh weh! — da rief aus der Tiefe des Sees eine Stimme:

„Mißt du mich, so friß ich dich!“

Raum war dies gesprochen, verschwand das ganze Schloß samt Ritter in der Tiefe des Sees. Von diesem Augenblick an getraute sich niemand mehr, diesen See zu messen, wie tief er wäre.

*

Am Hasenberg liegt ein kleines Seelein, der Egelsee. Unmittelbar daneben erhebt sich ein steiler Hügel, auf dessen Gipfel eine düstere Zwingburg thronte. Der grausame Vogt quälte die Landleute mit Frondienst und nahm ihnen das Vieh vom Pfluge weg. Die Bauern verfluchten daher den Vogt.

Eines Tages stürzte die Burg samt dem grausamen Burgherrn den steilen Hang hinunter und versank spurlos im See. Da atmeten die Bauern erleichtert auf.

*

In uralten Zeiten lebte auf dem Heitersberg ein stolzer Graf namens Niko. Der war ein hartherziger Tyrann und peinigte die Bauern soviel er nur konnte mit Frondienst und Abgaben. In einer Nacht versanken Schloß und Graf in den Boden, und über der Stelle entstand ein See, dessen Grund so tief in der Erde versunken ist, daß kein Lot ihn erreichen kann. Die Bauern haben bis heute eine Abscheu vor dem See, den sie verächtlich „Egelsee“ nennen.

Der Raubritter auf dem Hasenberg soll Niko geheißen haben. In der ganzen Gegend wurde sein finsternes Schloß „Bauernweh“ genannt, weil es den Bauern nur Weh und Jammer brachte. Täglich zog der Ritter mit großen Hund und wilden Kriegsgesellen aus und kehrte erst am Abend mit schwerem Raub wieder ins Schloß zurück. Einst nahmen sie nun einem armen Bäuerlein die ganze Habe weg. Da kniete die Frau vor dem Ritter nieder und bat ihn, er möchte ihr nur ein wenig Mehl und Milch für ihr krankes Kindlein lassen. Der Bäterich aber zog sein Schwert, durchbohrte die Frau, zündete das Haus an und sprengte mit der Beute davon.

Da kniete der Mann mit dem franken Kind im Arm vor dem brennenden Haus bei der Leiche der Mutter und rief zum Himmel empor, Gott möge sich des armen Volkes erbarmen und seinen Jammer enden.

Und siehe, in derselben Nacht zog mit Sturm und Blitz, Donner und Wolkenbruch ein solches Ungewitter daher, als ob der jüngste Tag erscheinen wollte. Am Morgen aber war das Schloß Bauernweh von der Höhe des Berges verschwunden, und an der Stelle, wo es in den Abgrund geschossen, war ein schwarzer, tiefer See entstanden, der bis auf den heutigen Tag der Egelsee genannt wird.

*

Auf der Höhe des Hasenberges, wo sich jetzt alter Wald in dem gemiedenen Gewässer des kleinen Egelsees abschattet, stand früher einmal ein Schloß, oder wie andere meinen, ein Herrentloster. Man nannte die Feste „Bauernweh“; ihr letzter Besitzer war Graf Niko. Der soll die Bewohner des benachbarten Reuß- und Vimmattales unbarmherzig gedrückt und ausgefogen haben. Seine Herrschaft reichte vom Schloß Schönenwerd bis nach Bremgarten und Baden, war aber eigentümlicherweise nur auf die Wochentage beschränkt. Wenn es am Samstag zu Mittag läutete so war seine Macht gebrochen bis Montags zu derselben Stunde. Dieser grausame Herr schickte einen noch viel grausameren Vogt mit einer Schar von Knechten täglich durchs Land, um Zins und Zehnten einzutreiben. Wer nicht sogleich bezahlte, den ließ er unbarmherzig in die Gewölbe seiner Burg werfen.

Als diese Gewalttätigen einst am Samstagabend aus dem Vimmattal heimkehrten, sahen sie zu Rindhausen bei einer Witwe mit sieben Kindern noch Licht. Auch sie hatte aus Armut dem Vogt die geschuldeten Abgaben noch nicht

entrichten können. Wutentbrannt rief der Wüterich: „Die Alte hier hat auch die Pacht versessen! Nehmt ihren wertlosen Plunder als Ersatz!“ Sogleich packten die Knechte Hab und Gut der Witwe zusammen und trieben sie samt den ihrigen aus. Nur eine Hand voll Mehl wollte sie noch mitnehmen zum Brei für ihr Jüngstes. Man riß es ihr aber vom Arm und warf es in das brennende Haus. „Nun braucht es keinen Brei mehr!“ höhnte der Bogt und ritt hinweg. In ihrem Schmerz schrie die verlassene Mutter den Himmel um Rache an und stammelte: „Wenn nu de Dunner Di un Dini Burg in Boden ie verschlueg!“ Noch in derselben Nacht erhob sich ein furchtbares Ungewitter; es regnete Blitzschläge auf das Schloß herab und unter langem Krachen versank es mit Mann und Maus hundert Klafter tief in den Abgrund hinein. Am folgenden Sonntagmorgen war ein dunkelgrüner See an jener Stelle.

*

Von der Egelseefage sind noch viele Varianten im Umlauf. Immer ist aber der Graf streng, grausam, hart, tyrannisch. Bald reitet er durch reisende Kornäcker, bald nimmt er den Bauern Hof und Vieh. Gelegentlich raubt er auch unschuldige Kaufleute aus. Mit dem Zehnten ist er nie zufrieden.

Sollte sich ihm jemand in gerechter Auflehnung entgegenstellen, dann schreckt er vor dem Neuffersten nicht zurück. Eine bescheidene Bitte beantwortet er mit einem Peitschenhieb ins Gesicht, wenn nicht gar mit einem Schwertstreich.

Samt seiner Burg nimmt er aber immer ein Ende mit Schrecken. Er versinkt im Egelsee, meist mit Donnerkrachen, in einer Variante gerade in dem Augenblick, wo beim Festmahl ein Hoch auf seine letzte Gemeinheit ausgebracht wird!

Ist der See besonders klar, dann kann man tief unten die Ziegel des versunkenen Schlosses erkennen. Der Bogt und seine Hunde geistern noch immer in der Gegend. Gelegentlich versperren sie einem Wanderer den Weg.

*

Sagen aus der Franzosenzeit

Von den in Dietikon einquartierten Franzosen wird erzählt, sie hätten in der Limmat eine große Kirchenglocke versenkt, später aber wieder herausgezogen.

*

Ewig gefangen!

Im Guggenbühlwald, nicht weit von Dietikon, ist eine unheimliche Stelle. Der mit dichtem Gestrüpp bewachsene Boden senkt sich muldenartig, und beim Betreten beginnt er ins Bodenlose nachzugeben. Es scheint, als liege eine verborgene Kammer oder ein unterirdischer Gang unter jener Stelle.

Furchtlosen Knaben bereitet es seit jeher nicht geringen Spaß, den gruselig schwankenden Grund jenes Gebietes auszuprobieren; ja, ihre Streifzüge gelten daher öfters diesem Sumpfwald, den sie den Gigeliboden nennen.

In besonders dunkeln Herbst- und Winternächten gibt es aber auch Stunden, wo es nicht möglich ist, bis zu jener Stelle vorzudringen. Von ferne erkennt man dann hagere Gestalten, die traurig um ein flackerndes Feuer sitzen. Deutlich sieht man ihre Pelzmützen und ihre langen Bärte, die zerlumpten Uniformen und die schweren Ketten, die sie an den Knöcheln und an den Handgelenken tragen.

Es sind dies die Geister all jener Russen, die der französische General Massena einst hier verborgen hielt. Immer wieder treffen sie heimlich zusammen, um ihr trauriges Schicksal zu beklagen. Den Sinn ihres Lebens versuchen sie zu verstehen, was ihnen bis zum heutigen Tage nicht gelungen ist.

*

Der Reifer im Guggenbühl.

Als im Kriegsjahr 1799 die Franzosen in unserer Gegend lagen, wurde im Guggenbühlwald nächtlicherweile nicht wenig Holz gestohlen. Trieben Einheimische oder fremde Soldaten diesen Frevel? Solches genau festzustellen wagte damals in der allgemeinen Belagerung niemand. Gefocht und gebraten wurde zwar allenthalben, doch den Vorwurf, Holz gestohlen zu haben, wollte kein Franzose auf sich sitzen lassen.

Längst sind die französischen Heere fortgezogen. Unser schönes Limmatthal liegt ruhig und friedlich ausgebreitet, und jene Soldaten sind bei Zürich, in Rußland oder bei Leipzig gefallen. Im Guggenbühl jedoch streiten die Diebe weiter ums Holz bis auf den heutigen Tag. Wenn sich nämlich nachts ein Holzfreveler dem Walde nähert, so taucht im Westen plötzlich ein unheimlich rotglühender Reiter auf. Lautlos fliegt er am zurückweichenden Dieb vorbei und verschwindet im Osten. Hat sich der erschreckte Holzzer erholt, und will er seinen Weg gegen den unheimlichen Wald fortsetzen, so bannt ihn die gleiche geisterhafte Erscheinung schon beim ersten Schritt aufs Neue. So lange der Dieb sein böses Vorhaben nicht aufgibt, wiederholt sich die spukhafte Erscheinung des französischen Reiters, der unablässig lautlos aufsteht, vorbeifliegt und verschwindet, als ritte er beständig um den Guggenbühlwald. Es ist die verfluchte Seele des französischen Holzdiebes, die ewig nicht zur Ruhe kommen kann und nun, um den eigenen Frevel wieder gut zu machen, in jeder Nacht und bis in alle Ewigkeit das Holz im Guggenbühl beschützen muß.

*

In der Franzosenzeit waren auch in Detwil Truppen einquartiert und die Bevölkerung ergriff, je nach ihren Sympathien, Partei für Freund oder Feind. Sogar innerhalb einzelner Familien ergaben sich verschiedene Meinungen. Heimlich soll ein Müller namens Schmid dem französischen Posten mit einer Steinschleuder Nachrichten über die Limmat zugeschleudert und so zum Gelingen des Flußüberganges nicht wenig beigetragen haben.

*

Der französische Tambour.

Als im September 1799 die Franzosen bei Dietikon über die Limmat setzten, schlug ihr Tambour einen Marsch. Jedes Jahr zur gleichen Stunde wiederholt sich dies, und man vernimmt dann in der Nähe der uralten Burgruine Schönenwerd gedämpfte Trommelwirbel und schaurige Klagerufe. Harte, unerbittliche Kommandoworte erschrecken jeden, der dann in jener Gegend weilt, so daß er von Angst ergriffen ins Dorf zurückflieht.

*

Die schaurige Septembernacht.

Als einst des Nachts in Höngg eine große Scheune niederbrannte, sah man sogar in Dietikon den unheimlichen roten Schein des riesigen Brandes und eilte neugierig nach Höngg zur Unglücksstätte. Auf dem Rückweg erzählte meine Großtante ihren Enkelkindern von der Franzosenzeit. Als die Wanderer in der nun stockdunkeln Nacht der Limmat entlangschritten, hörten sie plötzlich in der Gegend der uralten, bereits zerfallenen Burg Schönenwerd dumpfe Trommelwirbel. Wie sie näher zur spukhaften Gegend kamen, konnten sie ganz deutlich herzerreißende Schreie vernehmen und die französischen Befehle verstehen. Die Nachtwanderer wurden dermaßen von Angst und Schrecken erfaßt, daß sie umkehrten und auf einem weiten Umweg Dietikon erreichten, wo sie ihr Erlebnis der gesamten Nachbarschaft erzählten.

*

Vom Franzosenweiber.

In den alten, stillen Zeiten, als auch das Limmatthal noch von mancherlei dienstbaren Zwergen und Erdmännlein bewohnt war, staunten oft die armen Landleute über unerwartete Hilfe und vielerlei Wohlthaten der so menschenfreundlichen aber stets unsichtbar bleibenden Geister. Solange man ihnen am einsamen Fischweiber im Wilental zu hausen gestattete, bewahrten sie Mensch und Vieh der ganzen Gegend vor Unglück und Not und bewiesen so immer wieder aufs neue ihre Dankbarkeit. Wohl duldeten sie feierabends friedliche Landleute, die das Wilental betraten, führten aber gelegentlich Fischfrevler oder lärmend vorbeiziehende Rauf- und Trunkenbolde jämmerlich in die Irre und ergöhten sich an ihrer Angst und Not. Solch häßliche Ruhestörungen waren indessen so selten, daß die Zwerge sich dadurch keineswegs vertreiben ließen.

Dieser löbliche Zustand dauerte bis zur Franzosenzeit, welche 1798 den Värm und das Unrecht des Krieges bis ins vergessene Wilental trug. Als der erste Franzose unsern Grund und Boden betrat, war es endgültig vorbei mit der guten alten Zeit, vorbei mit der scheinbar zeitlosen Ruhe am einsamen Waldseelein.

Es war wohl die erste Beleidigung der Ortsgeister, als diese fremden Kriegerleute ehrfurchtslos die schönsten und ältesten Bäume des Tälchens abholzten, um mit dem Holz ihr Lagerfeuer zu unterhalten. Dieser Frevler ärgerte die Heimatfreunde; am meisten aber war die Sippe der Erd-

männchen erboft, die sich anfänglich verzweifelt zur Wehr setzten. Auf unerklärliche Weise verschwanden mehrmals nächtlicherweise die Wachtsoldaten, wenn sie durchs Wilental ihre Runde machten. Doch daran lehrte sich niemand. Mit viel Lärm und wüstem Gesuch wurden die Rosse im Seelein getränkt und im Abfluß geschwemmt. Den heißgeschossenen Lauf der großen Kanone kühlten die wilden Gesellen im frischen Wasser, und dieses selbst mußte ihnen zum Trunke dienen. Auch die Fische waren nicht mehr sicher. In der alten Zeit war nur einmal jährlich gefischt worden, fürs Kloster. Jetzt aber hatten die armen Tiere keine ruhige Stunde mehr, so wurden sie von den fremden Gästen gehegt und verfolgt. Als eines Tages der „Spaß“ der französischen Feldküche ausgeblieben war, gruben die Soldaten kurzerhand den Ausfluß des Seeleins ab, so daß der klare Spiegel sich langsam senkte, und die Fische sich in einer schlammigen Ecke zusammendrängten. Die Franzosen hofften, sie hier mit Leichtigkeit fangen zu können, staunten aber nicht wenig, als plötzlich zwei der wildesten Krieger im Schlamm versanken und nicht mehr gefunden werden konnten. Das war die Rache der Ortsgeister, die es nicht mitansehen konnten, wie sich die gesättigten Soldaten im Uebermut die Fische an den Kopf warfen. Beim geringsten Mangel an Lebensmitteln aber bedrängten sie in unverschämter Weise die Bevölkerung und scheuten sich nicht, Gewalt anzuwenden. Eine Frau, die ihren Willen nicht sofort erfüllen wollte, erschossen sie kurzerhand. Dies tägliche Unrecht verleidete den Erdmännchen den Aufenthalt am verschandelten See, wo nach und nach immer mehr Schanzen aufgeworfen wurden. Rache schwörend, verließen sie die Gegend und lehrten nicht mehr zurück.

In mondhellten Nächten geistern noch heute die verirrtten und versunkenen Franzosen im Wilental. Es behauptet mehr als einer, schaurige Schreie im Wald gehört zu haben!

*

Auffällige Grenzmarken und Grenzstreite

Der Wald im Röhrenmoos

Es wird erzählt, die Dietiker Gemeindegrenze im Röhrenmoos sei durch einen lustigen Zufall so eigenartig geworden, daß jetzt ein großer Waldzipfel im Spreitenbachergebiet unbegreiflicherweise zu Dietikon gehört.

Nach der Franzosenzeit habe niemand mehr gewußt, welcher Gemeinde eigentlich der Wald gehöre. Die Ge-

meinderäte hätten sich daher zusammengesetzt und in guter Stimmung den Wald ausgejagt, wobei die Dietiker gewannen!

*

„Usgmarchet!“

In der alten Zeit wohnte im „Herweg“ einer, dem es niemand recht machen konnte. Joggeli Weber hieß er und hatte, seiner Natur entsprechend, beständig Streit mit der Niederurdorfer Behörde. Er scheint entweder ein recht unbequemer Umstürzler und Neuerer gewesen zu sein oder dann ein eigenfönniger Querkopf, der sich in keine der behördlichen Anordnungen zu fügen vermochte. Ein Streit löste den andern ab, ja schon bevor ein Handel abgeschlossen war, hatte Joggeli wieder einen neuen Prozeß begonnen. Mit ihm war auf die Dauer einfach nicht auszukommen, was der Urdorfer Gemeinderat auch endlich einsehen mußte.

In einer Sitzung wurde daher beschlossen, den unbequemen Bürger los zu werden. Da Joggelis Gut hart an der Gemeindegrenze lag, kam einer der Ratsherren auf den Gedanken, den unbequemen Wirt samt seinem Gasthaus durch Abänderung des Grenzverlaufs auszubürgern. Das wurde zum Beschluß, und schon am folgenden Tag wurden die Grenzmarken verlegt, so, daß Joggelis Wirtschast nicht mehr zu Urdorf gehörte! Daraus erklärt sich der eigenartige Grenzverlauf zwischen der Vogelau und dem „Herweg“.

Joggeli war also „usgmarchet“ und hatte in Urdorf nichts mehr zu suchen; er gehörte nun zu Dietikon. Auch hier scheint es ihm nicht sonderlich gefallen zu haben. Doch das bekümmerte die Urdorfer wenig. Sie mußten aber bald bemerken, daß sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht hatten, denn dieser verkaufte sein ganzes Gut samt der Herberge und siedelte sich neuerdings in Urdorf an, mitten in der Gemeinde, wo er sich ein Häuslein gebaut hatte und nun eine Bäckerei betrieb. Joggeli freute sich seiner List, denn von hier konnten sie ihn wahrhaftig nicht vertreiben!

*

Der Geisterschaden

Im fruchtbaren Zimmattal, das sich als ein besonderes Lieblingsplätzchen des Herrgotts zwischen zwei schützenden Bergzügen ausbreitet, lagen einst zwei stattliche Bauern-

höfe. Beide ernährten die auf den Gütern lebenden Familien schon seit undenklichen Zeiten. Durch Erbschaft und Heirat war indessen im Lauf der Jahrzehnte und Jahrhunderte der Grenzverlauf zwischen den beiden Gütern ziemlich kompliziert geworden. Die vielfach vom Land des einen ins Gut des andern vorspringenden Gebiete, all die Stelzen und Dreiecke, hatten schon öfters zu Grenzstreitigkeiten geführt, wodurch sich die beiden Familien mehr und mehr verfeindeten.

Wieder einmal hatte ein kleines Mißverständnis zu einem ärgerlichen Wortwechsel zwischen den Nachbarn geführt. Da beschloß der eine in seiner Wut, nachts einen im sumpfigen Schachen verborgenen und nur ihm allein bekannten Grenzstein zu werfen. Der Nachbar bemerkte nichts. Dadurch ermutigt, wagte es der Bösewicht, nach und nach noch weitere, bedeutend weniger harmlose Grenzsteine zu seinen Gunsten zu werfen. Nach Jahren, als im Schachen das Holz gefällt werden sollte, entdeckte der betrogene Nachbar viel zu spät das Geschehene. Doch, da die Steine längst wieder von Moos und Gestrüpp überwuchert waren, gewann der Missetäter den gegen ihn eingeleiteten Prozeß; der ohnehin schon Geschädigte wurde durch die unmenschlichen Prozeßkosten, die er als Verlierer zu tragen hatte, völlig ruiniert; er verarmte und starb im Kummer über die Ungerechtigkeit dieser Welt.

Der reiche Nachbar indessen, der die Grenzsteine versetzt und einen ansehnlichen Teil der vom Nachbarn bezahlten Summen eingefackt hatte, litt mehr und mehr unter seiner Tat. Je angesehenener er wurde, um so weniger wagte er es, seine Missetat zu bekennen. Seine immer häufiger werdenden schlaflosen Nächte verbrachte er im Schachen, wo er die Grenzsteine, Stück um Stück, an ihren ursprünglichen Platz zurückversetzte. Er starb jedoch, bevor er mit dieser Arbeit fertig werden konnte.

Die Gegend im Schachen ist heute noch gefürchtet. Viele haben dort nachts einen einsamen, feurigen Mann arbeiten sehen.

Eines Tages fuhr ein Bauer durch den Schachen von Dietikon nach Spreitenbach. Da scheute plötzlich sein Pferd und wollte keinen Schritt mehr weiter. Als auch Schläge nichts mehr nützten, sah sich der Bauer nach Hilfe um und gewahrte an einer riesigen Tanne ein schneeweißes Totengerippe. Der Bauer erschrak; kalt und heiß liefs ihm über den Rücken und sein Atem stockte. Auch als er mit der Peitsche nach der grauenhaften Erscheinung schlug, blieb sie stehen. Da bekam es der Bauer erst recht mit Angst und

Entsetzen zu tun; er wollte davonlaufen, konnte aber nicht von der Stelle kommen. Der Geist sagte mit hoher Stimme, die wie fernes Donnerrollen klang: „Auf diesem Gut habe ich vor vielen hundert Jahren die Grenzsteine versetzt und dadurch meinen Nachbarn ums Leben gebracht. Lebend konnte ich meine Schandtaten nicht wieder gutmachen. Ich kann aber durch einen Bauern der Gegend erlöst werden, wenn er das tut, was ich hätte tun sollen. Ich frage dich, bist du bereit, einen Drittel deines Gutes dem armen Nachbarn zu geben? Sag schnell ja, bevor es zu spät ist, denn in wenigen Augenblicken ist meine Zeit um, und ich muß wieder hundert Jahre warten, bis ich einen Bauern um diesen Liebesdienst bitten darf.“ Da das Menschengeschlecht von Natur habgütig und geizig ist, konnte das Gute im Bauern nicht sogleich hervordringen. Da schlug aus heiterem Himmel der Blitz neben der Gestalt in der Lanne ein, und verschwunden war der ganze Spuk.

*

Aus Oetwil

Auf der Mühle an der Limmat betrieben die Gebrüder Schmid ihr Gewerbe und besaßen in ihrem Stall ein weißes Pferd, das an Schönheit weit und breit nicht seinesgleichen hatte. Der Abt von Wettingen bot den Gebrüdern Schmid den ganzen Bickwald gegen das Pferd, doch ohne Erfolg. Dieser angebotene Tausch zeigt, wie tief der Wald in jener Zeit im Preise stand.

*

Der letzte Wolf

Im Grüt bei Oetwil erinnert noch heute die Gatterwies daran, daß hier ehemals eine Pferdeweide war, die den reichen Berner gehörte. Ueber Nacht wurden die Pferde von der freien Weide in die Inhegi getrieben und ohne Aufsicht gelassen.

Eines Morgens seien nun die Pferde höchst aufgeregert im Dorf erschienen und kaum zu beruhigen gewesen. Man vermutete etwas Außergewöhnliches und begab sich ins Grüt. Dort sah man, daß die Pferde über den Hag entflohen waren. In der Weide selbst lag ein toter Wolf. Leicht erkannte man, daß er durch einen Hufschlag getötet worden war.

Das soll sich ums Jahr 1800 zugetragen haben.

Im Spinnmütterli an der Straße von Detwil nach Würenlos soll es früher gegeistert haben. Dem Großvater des Erzählers soll es noch passiert sein, daß er bei nächtlicher Heimkehr von Würenlos im Spinnmütterli plötzlich vom Sturm erfaßt, ringsum gedreht und in den Graben geworfen wurde.

*

Das Jahr 1836 war allgemein ein Hungerjahr, und die Not im Detwiler Unterdorf war so groß, daß man eine Deputation nach Zürich um Hilfe sandte. Diesen Abgeordneten wurde in der Stadt der Bescheid, daß man in Zürich keine solche Gemeinde kenne, sie sollten sich an Narau wenden, um Hilfe zu erhalten. Die Deputierten machten sich also auf den Weg nach Narau, um dort ihr Gesuch zu stellen, wurden aber auch hier abgewiesen. Sie erhielten den Bescheid, Detwil gehöre eben seit 1803 zum Kanton Zürich. Nach einem Schriftwechsel anerkannte Zürich seine Verbindlichkeit und lieferte unentgeltlich Korn für die Armen, das im Dorf gemahlen und verteilt wurde.

*

Don unterirdischen Gängen

Von der Burg Schönenwerd führte in alten Zeiten ein unterirdischer Gang unter der Limmat hindurch zum gegenüberliegenden Schloß Glanzenberg. Durch ihn verkehrten die beiden Rittergeschlechter miteinander.

*

Ein weiterer unterirdischer Gang soll von der Burg Schönenwerd gegen Urdorf verlaufen sein.

*

In Urdorf heißt ein Haus „zum Kloster“, weil früher an der Stelle ein Kloster stand. Man erzählt, von hier aus führe ein unterirdischer Gang ins Reppischtal, dorthin, wo früher eine Kirche war, heute aber ein stattliches Bauernhaus steht.

*

Ein weiterer unterirdischer Gang soll von Gwinden nach der Burg Schönenwerd geführt haben. In Gwinden

ist nämlich unterhalb der Burgstelle der Erdboden mehrmals eigentümlich eingesunken, so daß der Boden immer wieder ausgeebnet, das eingesunkene Gebiet aufgefüllt werden mußte.

*

Aus Dietikon und Umgebung

Nach der Ueberlieferung sollen Büthold von Regensburg und seine Gemahlin Judenta das Klosterlein Fahr an der Limmat gestiftet haben, weil ihr Sohn in diesem Flusse ertrunken sei.

In der Steinmürli floß die Limmat vor dem Stau ziemlich breit mit einer Zufahrt am rechten Ufer. Auf der linken Uferseite war ein Hohlweg. Hier sei früher eine Furt gewesen, die von den Regensbergern vom Bick herkommend benützt wurde, um ins Limmattal zu gelangen. Da früher die Limmat in großen Schlingen das Tal durchfloß, mußte sie an mehreren Stellen überschnitten werden.

*

In Urdorf erzählt man sich von einem boshaften Pintenwirt, der das halbe Dorf um Geld und Gut gebracht haben soll. Mehr und mehr plagte ihn aber das Gewissen und zwar dermaßen, daß er sich eines Tages im Hohneret erhängte. Kinder, die zwischen dem Neujahr und der Fastnacht geboren sind, sollen ja bekanntlich mehr sehen als andere Leute. Für sie, wird behauptet, sei das Lotengerippe des Bösewichts noch heute sichtbar.

*

Gigellbode

Im Guggenbühlholz ist eine sumpfige Stelle, wo zwischen den Lannen nur Gestrüpp und giftiges Unkraut wächst. Da drinnen ist einst ein tyrannischer Bogt versunken, als er, neue blutige Schandtaten ausheckend, in seiner schweren Rüstung einsam durch den Wald ritt.

*

Im Haus Nummer 21 an der Oberrn Reppischstraße, dort, wo gegenwärtig der Kindergarten untergebracht ist, soll es früher gegeistert haben. Nach der Sage wurde der

Geist von einem Kapuziner in ein Fläschchen gebannt, das heute noch im Hause versteckt sein soll.

*

Der „Giigepeter“

Im „Fondli“, wo jetzt Herr Haug in einem schönen Bauernhaus wohnt, stand vor Zeiten ein recht armseliges Hüttlein. Darin hauste ein bettelarmer Musikant namens Peter, der mehr als ein Duzend bleiche Kinder und nichts für sie zu essen hatte. Peter, der zu keiner rechten Arbeit geschickt war, verstand aber sein Violinspiel wie kein zweiter im ganzen Nimmattal. Er wußte auch, wie sehr sich seine Kinder freuten, wenn er lustige Lieder fiedelte oder übermütige Tänze aufspielte. Deshalb fragte er die Kleinen oft zur Mittagsstunde: „Wänd er Brot, oder muen i giige?“ Ohne die Antwort der Hungrigen abzuwarten, begann er dann mit den Worten: „Ja, ja, i tuen eu giige!“ sein altes Instrument auszupacken. So konnte er Brot sparen.

Bis auf den heutigen Tag kennen die alten Leute den Flurnamen „Fondli“ nicht; für sie heißt jenes Gebiet „im Giigepeter“.

*

Der „Giigepeter“

Von ihm wird weiter noch erzählt, er sei mit einer dreibeinigen Geiß im Land umhergezogen. Auf der Kirchweih, bei Hochzeits- und Tauffesten spielte er zum Tanze auf, spielte, bis selbst auch die Geiß zu tanzen begann, was dann immer ein großes Vergnügen für die Zuschauer war!

Rudolf von Habsburg

Ein Bild am Nonnenchor in der Klosterkirche Fahr zeigt, daß nach der Sage eine Klosterfrau an dieser Stelle dem Grafen Rudolf von Habsburg geweissagt hat, er werde zum Kaiser gewählt werden.

*

Die Vernichtung des Städtchens Glanzenberg

Rudolf von Habsburg soll das stark befestigte und gut verteidigte Städtchen erobert haben, indem er ein Schiffsunglück vortäuschte. Als ihm die raublustigen Leute des regensbergischen Städtchens „zu Hilfe“ eilen wollten, gelang es den Habsburgern und Zürchern, in die geöffneten und unbewachten Tore einzudringen.

Dies schildert Meinrad Lienert ausführlich im Zusammenhang mit andern listigen Kriegstaten des beliebten Habsburger Rudolf.

*

Meinrad Lienert:

Der listige Habsburger

Einstmals, in alter Zeit, waren die Bürger der aufstrebenden Stadt Zürich gar böds in Nöten.

Nämlich, nicht allzuweit vom lieblichen Ragensee, in dem sich die silbernen Birken so schön spiegeln, lebte auf seiner Burg im Mauerring des Städtchens Regensberg ein mächtiger Edelmann, namens Lütthold von Regensberg. Dieser Freiherr war weit und breit um Zürich der gewichtigste Mann. Nicht nur hatte er sein hochthronendes festes Städtlein voll von Dienstleuten und Kriegszeug, auch anderwärts gehörten ihm viele schöne Landschaften, die von seinen trotzigen Burgställen beherrscht wurden. Auch um die Stadt Zürich und am ganzen untern Zürichsee hatte er eine große Herrlichkeit. Seine Festen, Schlösser und Burgsteine umringten denn auch die Stadt völlig, also daß keine Maus zu ihren Toren hinauskam, die nicht von den Edelknechten auf des Regensbergers Hochsitzén hätte gesehen werden können. Wollten die Zürcher mit ihren Waren den See hinauf, so mußten sie immer gewärtigen, daß man sie aus der Burg Wulp im Rüschnacher Tobel oder von der Baldern und der Uetliburg auf dem Albisberg oder aus andern Nestern dieses Falken von Regensberg beunruhige. Schwammen ihre Nauen gar die Limmat hinunter, so

mußten sie fürchten, beim Städtlein Glanzenberg, das unweit des Klosters Fahr am Strome lag, überfallen oder doch gebrandschatzt zu werden. Und je mehr seine Macht zunahm, desto begehrllicher und eifersüchtiger schaute der stolze Freiherr von seinem Turme hinüber gen die Stadt Zürich und sann daran herum, wie er das immer mutiger auftretende Gemeinwesen unter seinen Daumen bringen könnte. Die Zürcher, die seine Absicht wohl bemerkten, wollten sich von ihm aber keineswegs unterkriegen lassen. Sie hatten nun schon eine geraume Weile die Freiheit geschmeckt, und diese bedünkte sie von Tag zu Tag süßer. So sperreten sie sich denn gegen ihn, so gut sie's vermochten. Da ward er aber wild und begann sie zu necken, wie er konnte, und immer mehr engte und schnürte er sie mit Zoll und allerlei Plakerei ein, also daß es nach und nach unerträglich werden wollte.

Nun versuchten sie's mit ihm zuerst mit ernstern Vorstellungen im Guten. Aber er nahm das für Schwäche, schlug hochmütig das angebotene Bündnis aus und ließ sie hohnlachend und drohend abfahren.

Jetzt beschloßen die tatkräftigen Zürcher, sich des herrschsüchtigen Nachbarn mit Gewalt zu erwehren. Sie verschlossen ihm und seinem Anhang die Tore der Stadt und rückten bewaffnet aus. Doch erging's ihnen meistens recht böß, denn der Regensberger hatte aus seinen eigenen Untertanenschaften und von anderwärts viel Zuzug, weil man die junge freiheitsfüchtige Stadt auf den adeligen Raubnestern überall zu hassen und zu fürchten begann. Da es den Zürchern nun übel erging, wandten sie sich an den Grafen Rudolf von Habsburg, der im Aargau in einer sonnigen Wildnis hauste. Dieser, ein umsichtiger Kopf, der dem mächtigen Regensberger schon längst gern Abbruch getan hätte, empfing sie gar freundlich, und sein einfaches, leutfeliges Wesen gewann sie im Handumdrehen. Sie verbündeten sich also mit ihm und gingen nun dem Freiherrn von Regensberg gemeinsam zu Leibe. Nun ließ es sich für die Zürcher besser an. Eine Burg nach der andern kam in ihre Gewalt, aber wie sie sich auch mühten, mit Schwert und Steigleiter, die beiden trohigen Felsenester auf dem Albis, die Waldern und die Uetliburg, wollten ihnen nicht werden.

Da versuchte es Graf Rudolf von Habsburg mit List, denn er war ein witziger Mann.

Eines schönen Abends vertritt er heimlich mit fünfunddreißig Reitern aus der Stadt Zürich. So still als möglich machten sie sich durch den Hochwald des Sihltales an die

hochgelegene Burg Baldern hinauf. Dort sprangen nun die fünfunddreißig aus dem Sattel und doch saßen merkwürdigerweise immer noch ihrer fünfunddreißig zu Pferd. Nämlich, jeder Reiter hatte noch einen Hintermann mit sich auf den Berg gebracht. Alsdann machten sich die fünfunddreißig Abgefessenen zur Nächtigung bereit. Die Reiter­schar trabte mit ihrem Grafen wieder heimlich zu Tal, während sich die Zurückgebliebenen im Haselgestäude um die Burg versteckten.

Am andern Morgen nun, als die Sonne die weißen Schleier vom See wegnahm und ein jeglich Zweiglein an den stillen Albis­hängen gar sorgfältig in Gold zu fassen begann, ritt der Habsburger wieder im heiteren, hellen Tag gegen die Baldern hinauf, also daß die Burgknechte ihn und seine Reiter wohl gewahren konnten. Und da sie sahen, wie er gar keck in ihre Nähe ritt und ihnen allerlei Unfug antat, und da sie nur fünfunddreißig Reiter zählten, brachen sie plötzlich wohlberitten aus ihrer Feste hervor, ließen das Tor sperrangelweit offen stehen und setzten dem flüchtigen Grafen und seinem Troß eifertig nach.

Kaum waren sie weg, so schlichen sich die fünfunddreißig wehrhaften Zürcher, die sich am Abend vorher bei der Burg versteckt hatten, hervor. Unversehens stürmten sie zusammen durchs offene Tor und flugs war das Gesinde gebodigt und die Burg gewonnen. Jetzt schlossen sie das schwere Tor und ließen mit frohen Trompetenstößen vom Schloß­turn den Grafen wissen, daß ihnen der Anschlag wohlgeraten sei. Die Burgknechte aber, die den Grafen verfolgt hatten, merkten, wo das Tanslein rinnt und ver­stoben nach allen Richtungen.

Nun hatten die Zürcher dem Regensberger wohl all seine Burgen um den See genommen bis auf eine, die sich also gut hielt, daß sie nicht hineinzukommen vermochten, so sehr sie sich's angelegen sein ließen. Zu höchst auf der Albiskette, gegen die Stadt zu, lag wie ein Adlerhorst, auf den jäh abfallenden Felsen des Uetlibergs, die Uetliburg. Wie ein Raubvogel sah sie denn auch auf die Stadt herab. Sie war einst aus dem uralten Mauerring herausgebaut worden, in dem vor undenklichen Zeiten noch die Kelten, der Zürcher Urväter, vor ihren Feinden Zuflucht zu suchen pflegten. Solange nun diese hochgelegene Feste nicht eingenommen war, bekam die Stadt, ob deren Dächern sie wie eine Böswetterwolke hing, keine rechte Ruhe. Immer wieder übersielen die in der Burg hausenden Edellinge und ihre Knechte die reisenden Kaufleute.

Also versuchte es der schlaue Graf von Habsburg zum zweiten Male mit List. Er wußte, daß die Verteidiger der

Uetliburg zwölf schneetaubenweiße Schimmel hatten, auf denen sie ab und zu im Land herumritten, um irgend ein einsames Gehöft oder einen Weiler auszurauben. So bedeutete er denen von Zürich, sie möchten ebenfalls zwölf Schimmel auftreiben. Da die verständigen Bürger gleich merkten, daß der Habsburger wieder einen Streich im Schilde führe, ruhten sie nicht, bis eines Tages die zwölf Schimmel vor ihm standen. Die waren also weiß, als wären sie in einem See voll geschwungener Nidel geschwommen, denn es war, als tropfte sie ihnen noch von den Mähnen. Sogleich bestieg der Graf mit zwölf Reifigen die Schimmel, und als es im Tale zu dämmern anfing, ritten sie, gefolgt von einer ansehnlichen Schar wohlbewehrten Fußvolkes, durch die Wälder hinaus in die Nähe der Uetliburg. Dort verbargen sie sich, um den Morgen abzuwarten.

Als nun die Sonne gar herrlich hinter dem fernen Säntis heraufstieg und mit goldenen Tritten über Wald und Au ins Seetal gezogen kam, ging das Thor der Uetliburg knarrend auf und da ritten richtig die zwölf Reiter auf ihren schneeweißen Schimmeln in den Tag hinaus. Guter Dinge, lachend und scherzend machten sie sich bergab, denn sie hatten keine blasse Ahnung, daß ein fremdes Fuchslein so hart an ihrer Hube lauerte.

Raum hörte der Habsburger, der also mit seinen Streitgenossen im Busche steckte, wie die zwölf Reiter immer mehr bergab kamen, sprang er auf. Ein Wink, und sogleich saßen er und seine Gesellen ebenfalls auf ihren Schimmeln. Jetzt brachen sie aus ihrer Staudenwelt und jagten über den Brügelweg des Berggrates auf die Uetliburg los. Hinter ihnen drein aber stürmten, schreiend und mordiolärmend, ihr blauweißes Fähnlein schwingend, die Zürcher.

Da meinte der Turmwart, die heranjagenden Reiter auf den zwölf milchweißen Schimmeln seien die Leute der Burg; sie seien wohl von den Zürchern überrascht worden und wollen sich nun in der Burgfeste in Sicherheit bringen. Er stieß aus Leibeskräften ins Horn, und die Knechte taten das Burgtor also weit auf, daß eine Lawine hätte hineinfahren können. Und da rasten auch schon die zwölf Schimmel mit ihren geharnischten Reitern in den Burghof hinein.

Rasch bekamen jetzt die Insassen die Täuschung zu spüren, denn des Grafen scharfes Schwert begann ihnen sogleich um die Nase zu tanzen. Aber bevor sie ein Stoßgebeklein zu verrichten vermochten, lagen ihre Köpfe samt den Rappen schon am Boden, und durchs offene Thor herein

drängte nun auch der Haufe der Zürcher, die aber erst anklopfen, als sie schon drin waren, und zwar so handlich, daß die erschreckten Burgknechte das Hereinrufen für immer vergaßen. So war denn auch die schier uneinnehmbare Uetliburg gewonnen, und bald zeigten Flammen, die aus dem Gemäuer als eine ungeheure Feuergarbe aufgingen, der erwartungsvollen Stadt, wie trefflich der Habsburger mit ihren Bürgern geerntet hatte.

Nun war wohl der See befreit, und die Stadt Zürich konnte leichter atmen, denn der hoffärtige Lütthold, der rachewütig auf seiner fernen Regensburg saß, vermochte den steinernen Gürtel, der die Stadt gar böß eingeschnürt hatte, nicht mehr anzuziehen. Doch zu einer völligen Sicherheit und Ruhe waren die Zürcher damit noch nicht gekommen.

Eine bis zwei Wegstunden unterhalb der Stadt lag, im Walde wohlversteckt, an der blauen Limmat noch immer das Städtchen Glanzenberg, das ebenfalls dem Regensberger gehörte. Es war gut befestigt und saß so am Ufer des Flusses, daß kein Entlein vorbeischwimmen konnte, das man nicht von der Mauer dieses Wassernestes aus hätte sehen können. So lange aber die Zürcher Bürger diese steinerne Wacht des Regensbergers am Flusse wußten, konnten sie sich ihres Lebens nicht freuen. Die Limmat war ja ihre eigentliche Verkehrsstraße. Alle Landwege ins Tiefland waren zu unwirkllich und zu langwierig. Nun kamen sie aber nie mit ihren Waren an Glanzenberg vorbei ohne schweren Zoll und Abgabe, und seit sie mit dem Freiherrn Lütthold in Fehde waren, mußten sie jedes Schiff, das mit Leuten und Sachen gen Baden fuhr, von Kriegsvolk begleiten lassen, wollten sie einigermaßen gnädig durchkommen. So beschloßen sie denn, auch dieses Städtlein als eine heillose Talsperre zu brechen. Sie gingen ihm fest und umhinklich zu Leibe, aber die Glanzenberger spotteten all ihrer Stürme. Auch das Aushungern des Städtleins wollte nicht gelingen, weil sich die Feste mit Fischen und Wasser genugsam versehen konnte.

Was machte also der gedankenschnelle Graf von Habsburg, als er sah, daß man mit Gewalt nicht zum Ziele komme? Er ließ die Zürcher einige schwere Schiffe mit Waren, aber vorab mit Fässern, anfüllen. In diese Fässer aber verkrochen sich, auf seinen Rat, eine schöne Anzahl wehrhafter Leute.

So trieben sie denn eines Tages sorglich den hurtig ziehenden Strom hinunter. Als sie sich nun dem Raubneste näherten, hielten sie an. Die Bewaffneten machten sich aus den Fässern und verbargen sich im Erlengestäude am Ufer,

wo ihnen im Busch der Graf von Habsburg wartete, der mit einem Reitertrupp schon nachts in die Nähe des Städtchens verritten war.

Die Ruderknechte aber stießen wieder ab und die Schiffe glitten gemächlich auf die Wasserfeste zu. Wie sie ihr nahe kamen, hieß die Bemannung uferwärts, und auf einmal erhoben die Schiffsleute ein mörderisches Geschrei und Gejammer und warfen zugleich allerhand mindere Ware in den Fluß.

Da vermeinten die Glanzenberger und ihre freiherrliche Besatzung, die herantreibenden Schiffe befänden sich in großer Not und vermöchten die Mitte des Stromes nicht mehr zu gewinnen. Also versahen sie sich mit langen Stangen und Haken und eilten alle, gut aufgelegt und raublustig, aus dem Städtlein, um die ans Land drängenden Schiffe abzufangen und zu plündern. Doch waren sie nicht wenig überrascht, als sie von den bäumigen Ruderknechten mit Schwert und Spieß gar übel empfangen wurden. Und als sie sich ermannen und den Schiffern den unerwarteten Empfang mit Zins und Zinseszinsen heimzahlen wollten, gellte plötzlich aus dem offenen Städtchen ein gräßliches Angstgeschrei und ein schauerliches: *Hilfio, Hilfio!* Das lähmte ihren Mut, denn bald wurden sie inne, daß der gefürchtete Habsburger mit seinen Reitern ins Städtlein eingefallen war. Als dann noch aus seinen Mauern ein roter Rauch aufstieg, entfiel ihnen das Herz völlig, und sie flüchteten sich, so behend sie konnten ins Unterholz auf und davon. Das Städtlein aber ist seither völlig verschwunden.

So hatten sich die Zürcher denn, mit des listigen Grafen Beistand, des letzten bösen Geschwüres entledigt, das ihnen bisher am Leibe gefressen und hatten sich nach allen Seiten eine ihrem Gemeinwesen wohlbekömmliche Ellenbogenweite erzwungen. Von da an ging's mit dem hochnäsigen Regensberger Freiherrn Lüthold immer schneller abwärts, und zuletzt bat er sogar die einst geringgeschätzten Bürger von Zürich um Aufnahme in ihre Mauern, was sie ihm auch gastlich gewährten, der abgetanen Späne und Stöße vergessend. Der ebenso kluge wie mannhafte Graf Rudolf von Habsburg aber wurde nachher zum deutschen Kaiser erkoren. Er wurde ein rechter Mehrer des Reichs.

*

Mus: Meinrad Lienert, Zürcher Sagen, Rascher-Verlag, Zürich. Geb. Fr. 1.—.

Der Graf von Habsburg

Das Gemälde am Nonnenchor im Kloster Fahr zeigt uns, daß Rudolf von Habsburg an der Reppisch einem Priester sein Pferd gab, damit dieser das Allerheiligste trotz Hochwasser trockenen Fußes zu einem Kranken bringen könne.

Der Graf von Habsburg

Friedrich Schiller

Zu Machen in seiner Kaiserpracht,
Im alterkümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge ;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge ;
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken :
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken ;
Doch den Sänger vermiß' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und getan,
Nicht will ichs' als Kaiser entbehren.“
Und sieh ! In der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare ;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gehleucht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohlklang schläft in der Saiten Gold,

Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt ;
Doch sage, was ist des Kaisers wert
An seinem herrlichstn Feste ?“ —

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger,“ spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des groeren Herren Pflcht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man wei nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen :
„Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jagergescho,
Und als er auf seinem stattlichen Ro
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern ;
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Mesner geschritten.
Und der Graf zur Erde neiget sich hin,
Das Haupt sich mit Demut entbloet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erloet.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Giebachs reienden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte ;
Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Fuen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.
„Was schaffst du ?“ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet ;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Giebach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen,
Dum da dem Lebhzenden werde sein Heil,
So will ich das Wasserlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Fuen.“

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
 Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
 Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
 Und die heilige Pflicht nicht versäume.
 Und er selber auf seines Knappen Tier
 Vergnüget noch weiter des Jagens Begier ;
 Der andre die Reise vollführet,
 Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
 Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
 Bescheiden am Zügel geführtet.

„Nicht wolle das Gott,“ rief mit Demuttsinn
 Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
 Das Roß ich beschritte fürderhin,
 Das meinem Schöpfer getragen !
 Und magst du's nicht haben zu eigenem Gewinnst,
 So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst !
 Denn ich hab' es Dem ja gegeben,
 Von dem ich Ehre und irdisches Gut
 Zu Lehen trage und Leib und Blut
 Und Seele und Atem und Leben.“

„So mög Euch Gott, der allmächtige Hort,
 Der das Flehen der Schwachen erhöret,
 Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
 So wie Ihr jetzt ihn geehret.
 Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
 Durch ritterlich Walten im Schweizerland ;
 Euch blühen sechs liebliche Töchter.
 So mögen sie, rief er begeistert aus,
 Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus,
 Und glänzen die spätesten Geschlechter !“

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
 Als däch! er vergangener Zeiten ;
 Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
 Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
 Die Züge des Priesters erkennt er schnell
 Und verbirgt der Tränen stürzenden Quell
 In des Mantels purpurnen Falten.
 Und alles blickte den Kaiser an
 Und erkannte den Grafen, der das getan,
 Und verehrte das göttliche Walten.

Anmerkung Schillers zum Gedicht „Der Graf von Habsburg“. [Schudl, der uns diese Anekdote überliefert hat, erzählt auch, daß der Priester, dem dieses mit dem Grafen von Habsburg begegnet, nachher Kaplan bei dem Kurfürsten von Mainz geworden und nicht wenig dazu beigetragen habe, bei der nächsten Kaiserwahl, die auf das große Interregnum erfolgte, die Gedanken des Kurfürsten auf den Grafen von Habsburg zu richten.

Das erste Senioren-Magazin der deutschen Schweiz

Einschreiben

Herrn
Karl Klenk
Holzmatt 15

8953 Dietikon

Ihr Zeichen

Unser Zeichen zk/uh

Zürich, 14. September 1989

Sehr geehrter Herr Klenk,

Wir gratulieren Ihnen herzlich zum ersten Preis. Sie haben
in unserem Kreuzworträtsel ein

G o l d v r e n e l i

gewonnen. Wir danken bestens für Ihre Teilnahme am Wett-
bewerb und wünschen Ihnen weiterhin viel Vergnügen beim
Lesen unserer ZEITLUPE.

Freundlich grüsst

Chefredaktion ZEITLUPE



Franz Kilchherr

Beilage

29. GENERALVERSAMMLUNG DER
VEREINIGUNG HEIMATBUCH MEILEN

S a m s t a g , 24. Juni 1989

Liebe Damen und Herren,

Für unsere diesjährige GV folgen wir dem Zürichseewasser bis zur Limmatschlaufe oberhalb Baden. In drei Gruppen wollen wir dort das ehemalige Kloster W E T T I N G E N besuchen. Es war das letzte Männerkloster der Zisterzienser in der Schweiz, wurde 1227 von Graf Heinrich II. von Rapperswil gestiftet und trug den Namen MARIA STELLA MARIS. - Viele von uns sind schon oft am einstmals idyllisch gelegenen Kloster auf der linken Limmatseite achtlos vorbeigefahren. Die gut erhaltene Klosteranlage birgt aber eine ganze Reihe von unerwarteten Ueberraschungen, obschon die Abtei 1841 aufgehoben wurde und seither als Lehrerseminar diente (seit ca.1975 als Gymnasium). Im gut erhaltenen Kreuzgang sind z.B. die zweitältesten Glasmalereien der Schweiz zu sehen.

Nach der Besichtigung des Klosters Wettingen begeben wir uns ins Hotel Zwys sighof, wo wir um 1600 h unsere GV beginnen wollen. Mit der Rückkehr nach Meilen dürfen Sie ca. um 1830 h rechnen.

Wir freuen uns sehr, wenn auch dieses Jahr unsere heimatkundliche GV-Exkursion bei Ihnen auf reges Interesse stösst. Inzwischen mit herzlichen Grüssen im Namen des Vorstandes

Meilen, den 6. Mai 1989

der Präsident:

der Aktuar:

H. Peter

J. Hüter

T r a k t a n d e n :

1. Begrüssung und Protokoll der 28.GV
2. Jahresbericht
3. Jahresrechnung
4. Arbeitsprogramm 1989
5. Budget 89/90
6. Statutenrevision
7. Diverses

* * * * *

PROGRAMM FÜR GV-EXKURSION WETTINGEN 24. JUNI 1989

- 1310 Wir besteigen die Cars auf dem Parkplatz hinter dem Gemeindehaus
- 1315 Abfahrt / Zwischenhalt bei Post Feldmeilen für zusteigende Feldner!
- 1430 Besichtigung der Klosteranlage Wettingen
- 1545 Transport zum Zwys sighof Wettingen
- 1615 Beginn der Generalversammlung
- 1730 Rückfahrt nach Meilen

Kosten für Exkursion:
Fr. 15.- Erwachsene
Fr. 8.- Kinder

----- BITTE HIER ABTRENNEN ----- ANMELDETALON -----

Für die GV-EXKURSION WETTINGEN melde ich folgende Personen an:

Name, Vorname	steigt ein beim Gemeindehaus	steigt ein bei Post Feldmeilen
1.		
2.		
3.		
4.		

Jurischow
10.5.89

Datum:

Unterschrift:

(Bitte bis spätestens 3. Juni definitive Anmeldung an Prof. Dr. H. Peter, Hürnen 57, Meilen)



Vom Kloster Wettingen

Schon 55 Jahre wohne und arbeite ich im Limmattal, aber noch gar nie besuchte ich das berühmte Kloster. Man aber organisierte die Vereinigung Heimatbuch Meilen eine Besichtigung, und wir konnten uns anschliessen.

Wir konnten noch gut einen Spaziergang durchs Kloster- und Schulareal unternehmen, bis die Meilener - auch eine Viertelstunde zu früh - eintrafen. Ich kannte nur wenige von ihnen, vor allem Frau und Herrn Fr. H. Boxler, Feldweilen.

Das ehemalige Kloster Wettingen ist das letzte und das besterhaltene Männerkloster der Zisterzienser in der Schweiz. Es wurde 1227 von Graf Heinrich II. von Rapperswil gestiftet. Dieser war während einer Pilgerfahrt nach Jerusalem angeblich in grosse Seenot geraten und hatte gelobt, ein Kloster zu stiften, falls er gerettet würde. Dies geschah. Mitten in der Sturmesnacht teilten sich die Wolken und die Sterne leuchteten hervor. Heinrich II. von Rapperswil löste sein Gelübde ein und veranlasste den Bau eines Klosters im Limmattalbogen ob Baden. Es bekam zur Erinnerung an die wunderbare Errettung den Namen „Maria Stella Maris“ (= Maria Meeresstern). Die ersten Mönche, die hier einzogen, kamen von

Salem, nördlich des Bodensees. Die Kirche wurde 1256 geweiht, die voll ausgebaute Abtei 1294. Die Räume, Speisesaal, Versammlungszimmer, Kirche, etc., gruppieren sich rund um den Kreuzgang. Das Refektorium im Süden wurde vor dreissig Jahren restauriert. Gegenwärtig wird darin ein Orgelkurs durchgeführt. Ganz frisch renoviert ist der Kapitelsaal auf der Ostseite des Kreuzgangs. Hier wurde den Mönchen jeden Tag ein Kapitel aus den Ordensregeln vorgelesen. Hier wurde auch der Toten gedacht, dem Ritter Heinrich II. von Rapperswil, nach einer weiteren Pilgerfahrt in den Orient wurde 1246 hier zwischen den beiden Säulen begraben. Sein Wappen zeigt, wie die Stadt Rapperswil, die Rosenstadt, eine, zwei oder drei Rosen. Als die Archäologen hier ihre Forschungen betrieben, fanden sie auch noch die Gebeine von fünfzehn weiteren Familien- und Ordensgliedern, fotografierten sie und setzten sie an der gleichen Stelle wieder bei. Der Fussboden darüber ist heute, nach dem Muster des Kreuzgangbodens mit handgemachten Tonplatten bedeckt. Wenn ein Ordensbruder gegen eine Regel verstossen hatte, wurde er hier vom Abt „abkapitelt“ d. h. er musste sich auf den Boden legen, und man schimpfte ihn aus! „Chapitler“ bedeutet auch im Französischen „vor versammeltem Kapitel tadeln“.

Die erste Blütezeit erlebte das Kloster im 14. Jahrhundert, dann erfolgte ein Niedergang wegen Kriegschäden und Zwistigkeiten im Konvent. Nach dem Brand von 1507 konnte die Kirche 1517, also zur Reformationszeit, neu geweiht werden. Bald darauf wurde dann das Kloster, wie viele andere (vorübergehend) aufgehoben, erholte sich aber

allmählich wieder und gelangte unter Abt Peter Schmid von 1594 bis 1633 wieder zu neuer Blüte. Die heute sehr schöne Kapitelsaal ist nun Musikzimmer des Seminars. Er war seit der endgültigen Aufhebung des Klosters 1841 bis vor wenigen Jahren eine „Grümpelkammer“ der Feuerwehrt. Die Steinbänke längs der Mauern sind nicht mehr sichtbar, denn über sie wurden die neuen Holzbänke konstruiert. Aus der Gründungszeit stammen nur die beiden Säulen in der Mitte des Raumes und die Wappentafel. Der Konvent übersiedelte 1841 bei der endgültigen Klosterauflösung nach Mehrerau bei Bregenz, Oesterreich. Die schönen Klosterbauten dienen seit 1847 als Lehrerseminar des Kantons Aargau, das von reformierten und katholischen Schülern besucht wird.

Der bereits erwähnte Peter Schmid von Baar scheint ein sehr aktiver aber auch sehr eitlet Mensch gewesen zu sein. In den 39 Jahren seines Wirkens entfaltete er eine grosse Bautätigkeit, setzte sich souverän über die strengen Regeln des Ordens hinweg schmückte „Maria Stella Maris“ nach den Regeln der damaligen Kunststrichtung mit den Bildnissen (Statuen aller Äbte und vermehrte die Zahl der farbenprächtigen Glasscheiben. Das Kloster kam unter Abt Schmid aus der Unordnung und aus den Schulden heraus, die nach der Reformation geherrscht hatten. Oft, besonders in der Kirche, liess er sich selbst darstellen, meist mit einer Kirche in der Hand, was ihn als Stifter und Bauherrn ausweisen soll!

Wir betraten das Quadrat des berühmten Kreuz

gangs an der Südwestecke. Er bildete die Mitte der Klosteranlage. An seiner Nordseite schließt die Kirche an, im Osten die Sakristei und erste Bibliothek (sehr klein, denn Klöster besaßen vor der Reformation und vor der Erfindung der Buchdruckerkunst nur wenige handgeschriebene Bücher!), der schon beschriebene Kapitelsaal mit Schlafräumen (Dormitorium) im Obergeschoss, im Süden das Sommerrefektorium, flankiert von Küche und Calefaktorium. Die Gebäude im Westen, Schuppen mit Kellern, wurden 1883 abgebrochen. Die verschiedenen andern Gebäude des heutigen Seminars, früheres Krankenzimmer, Bibliothek, Noviziat, zweite Küche, Winterrefektorium, Abtswohnung, Gastzimmer, etc., gruppieren sich um einen zweiten Innenhof, den wir nicht besichtigten.

Normalerweise bewundert man in den Kreuzgängen die kunstvoll gestalteten Säulen mit ihren Kapitellen, sowie die stillen, gepflegten Klostergärten im Innern. Hier in Wettingen sind die farbenprächtigsten Glasscheiben zwischen den Säulen das Wichtigste.

Zuerst betrachteten wir die „jüngsten“ Glasmalereien im südlichen Arm des Kreuzgangs. Sie wurden alle 1623 und 1624 hergestellt und sind Geschenke befreundeter Klöster. Die Glasmalereien im Osttrakt sind älter und Geschenke der 13 alten Orte der Eidgenossenschaft. Je zwei Scheiben gehören zusammen. Da ist links der Schutzpatron des Kantons abgebildet, rechts

Können wir eine Episode aus der Geschichte dieses Kantons studieren. Die Zürcher Scheibe von 1602 z. B. schildert die Geschichte von Felix und Regula, die Luzerner Scheibe die Schlacht bei Sempach. Andere Scheiben tragen die Jahrzahl 1579, wir erkennen Gesslet, die Tell-Geschichte, die Telloplatte. Unten, in den Ecken sind aber biblische Szenen dargestellt wie z. B. der Turmbau zu Babel, der Bau der Arche Noah, der neugeborene Moses im Korbchen und ähnliches. Alle diese Scheiben wurden im Auftrag der Tagsatzung einheitlich hergestellt und sie stammen erstaunlicher Weise nicht nur von katholischen, sondern auch von reformierten Orten. Spannend sind auch die Inschriften. Es steht da z. B. etwas von der Schlacht bei Mäfels. Die Oesterreicher fielen „... ins Wasser, Gott straft also die Schweizerhasser!“

Die ältesten Scheiben sind im Nordflügel, oben in den Rund- und Spitzbögen (1280). Die unteren Glasbilder illustrieren biblische Szenen. Sie wurden in den Jahren 1517 bis 1522 hergestellt. Bemerkenswert ist die Renaissancescheibe von 1517 mit der heiligen Barbara und der heiligen Magdalena, die wie drei weitere Scheiben vom Basler Meister Anton Glaser aus der Holbeinschen Schule stammen.

Eine Scheibe von 1590 läßt an die heute Mode gewordenen „Comics“ mit den bekannten Sprechblasen denken. Die Geschichte verläuft ungefähr so: Man sieht einen atmen Sündler auf dem Totenbett, und neben ihm lauert der Teufel, der seine atme Seele holen will. Der Ärmste bereut seine Sünden und klagt seine Not seiner Frau, die sich an einen Heiligen wendet. Dieser wiederum bringt die Bitte

um Gnade und Vergebung der Sünden des ver-
zweifelnden Sterbenden Maria vor, welche dann
mit Jesus Christus redet und dieser schliesslich
mit Gott Vater, der Erbarmer hat und einen Erz-
engel beauftragt, den Teufel vom Sterbebett weg
zu jagen!

Konrad von Salem war 1227 mit zwölf Mön-
chen hithergekommen. Im Jahr 1977 konnte also
das Kloster Wettingen eine 750-Jahr-Feier begehen.
Zu diesem Anlass bekam der Kreuzgang eine neue
Holzdecke, und die "Ahnengalerie der Äbte" im Nord-
trakt (Gipsfiguren) wurde renoviert. In der Mitte,
über dem Sitzplatz des regierenden Abtes ist kei-
ner seiner Vorgänger, sondern Maria, die "Mutter
Gottes", dargestellt, als besondere Auszeichnung.

Da die Nordseite des Kreuzgangs gleich-
zeitig Kirchenmauer ist, sind von hier aus die
Beichtstühle zugänglich. Man denkt, es sei-
en in die Mauer eingebaute Wandschränke!

Die Fisterzienserkirche, im Renaissance-
Stil erbaut, wird durch einen gewaltigen Lett-
ner in zwei etwa gleich grosse Teile getrennt. Sie
wurde später mit barocken Verzierungen aus-
geschmückt... und muss in den nächsten Jah-
ren gründlich restauriert werden. Sie ent-
hält tatsächlich viele überraschende Sehens-
würdigkeiten!

Ein Bild von 1652 ^{zeigt} z.B. den Transport "hei-
liger Gebeine" von Rom nach Wettingen! Zur
Zeit der Reformation wurde ja ein schwang-

voller und sehr einträgliches Handel mit Menschenknochen, mit sogenannten Reliquien betrieben, an dem sich ausser den Fürsten und Klöstern auch die Schweizergardisten beteiligten, indem sie die Gebeine einkauften, den Transport über die Alpen organisierten und beim feierlich-festlichen Empfang dabei waren. Eine geistliche Oper, ein religiöses Singspiel, wurde aufgeführt. Das Bild zeigt auch, wie die Wettinger der ankommenden Reliquie andächtig entgegengehen, wie die Pferde geschmückt sind und vieles mehr. Von jeder Reliquie wusste der Besitzer ganz genau, wie viele Jahre Ablass sie ihm einbrachte! Martin Luther hat zum Glück mit diesem Unsinne aufgeräumt und Schluss gemacht.

König Albrecht I., war am 1. 5. 1308 in der Gegend der heutigen Königsfelden, also ganz in der Nähe des Klosters Wettingen, von seinem Meffen Johann von Schwaben ermordet worden. Er wurde daher in der Klosterkirche beigesetzt und erst später nach Speyer gebracht.

Das fünfzigplätzigige Chorgestühl mit den hervorragenden Spätrenaissance-Schnitzereien entstand von 1601 bis 1604. Ein nicht identifizierbarer sehr phantasiebegabter Meister Hans Jakob war am Werk, und ihm halfen Bartholomäus Cades aus Baden und ein gewisser "J.G." Da rief man ausser den Heiligenreliefs über sechshundert hochinteressante ganz verschiedene Frauen- und

Männergesichter aus Eichenholz. Ein Männerge-
sicht schneidet eine unwahrscheinlich lebhaft und
schmerzliche Grimmasse, denn er wird eben von
einer sehr sorgfältig geschützten Wespe in die
rechte Wange gestochen! Da ist ein Hund mit ei-
nem Knochen, dort ein Affe, der sich laust! ... All
diese Fratzen und Tiere galten früher als gegen Göt-
tinnen wirksam. Man erkennt hier handgreif-
lich Reste aus vorchristlicher, heidnischer Zeit.

Die Rokoko-Aufsätze über dem Chorgestühl,
die Statuen der acht Seligkeiten und weitere
prunkvoll-festliche Barock- und Rokoko-Aus-
stattung liess Abt Peter III. Kälin, 1745-62, anbringen.

Die Stukkaturen mit szenischen Reliefs und
lebensgrossen Einzelfiguren stammen von Anton und
Pietro Castello und Francesco Mattiano aus Lu-
gano, sowie von Ulrich Oeri aus Zürich. Diese Wer-
ke entstanden um 1606. Auch hier ist wieder
der zweite Gründer des Klosters, Abt Schmid mit der
Kirche auf der Hand dargestellt, sowie der Ordens-
gründer, der über 400 Zisterzienserklöster stiftete.
Der Zisterzienserorden wurde 1098 in Cîteaux ge-
gründet; daher der Name. Dieser Orden brachte
eine mittelalterliche Reformbewegung in Gang,
und einen grossen Aufschwung besonders durch
Bernhard von Clairvaux.

Es wäre noch manches zu erwähnen, so
z. B. das Zwyszig-Junkturmal im Hof neben der
Kirche und der schön renovierte „Sternen“ beim
Eingang ins Klosterareal.

*Eidgenössisches Militärdepartement
Département militaire fédéral
Dipartimento militare federale
Departament federal militar*



Schweizer Armee-Veteranen
Veterani dell'esercito svizzero



Vétérans de l'Armée suisse
Veterans da armada svizra

Einladung zu Erinnerungstagungen

50. Jahrestag der Mobilmachung 1939

1989 jährt sich zum 50. Mal die Generalmobilmachung und der Beginn des Aktivdienstes vom Jahre 1939.

Der Bundesrat ist der Auffassung, dass dieses Jubiläum feierlich begangen werden soll, um der Aktivdienst-Generation landesweit Anerkennung und Dank zuteil werden zu lassen. Die Bevölkerung, insbesondere die Frauen und die junge Generation, soll über diese Zeitepoche 1939–1945 mittels Wanderausstellungen und anderer Gedenkanlässe informiert werden.

Diamant: Zeitpunkt des Feierns stört

Einen Tag nachdem Nazideutschland Polen überfallen hatte, wurde am 2. September 1989 in der Schweiz die allgemeine Kriegsmobilmachung eingeleitet. Es ist 50 Jahre her, seit Tausende von Wehrmännern Haus und Familie verlassen mussten, um gegen einen unberechenbaren und übermächtigen Gegner Aufstellung zu nehmen. Sechs Jahre standen sie im Felde, bis der Zweite Weltkrieg am 8. Mai 1945 mit der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht sein Ende fand. In der Schweiz wurde dieser Tag – und nicht das Einrücken in den Krieg – mit Volksfesten und Kundgebungen überschwänglich gefeiert.

Wer aber meint, dass hierzulande der Jahrestag des Kriegsendes Anlass zum Gedenken und zur Freude sei, sieht sich getäuscht. Die Schweizer Armeeveteranen und das Eidgenössische Militärdepartement (EMD) sehen sich mit ihrer Operation «Diamant» genötigt, in Erinnerung an die Mobilmachung und in vom Landgeist umwehte Weltkriegsnostalgie zu versinken.

Gegen die ursprüngliche Absicht, der Aktivdienstgeneration zu danken, ist nichts einzuwenden. Befremdlich und beängstigend mutet aber an, dass das Projekt «Diamant» unheimliche Dimensionen anzunehmen beginnt. Von schlichten Erinnerungstreffen und Gedenkveranstaltungen ist schon längst keine Rede mehr. Die überbordende Phantasie der Militärstrategen unter der Leitung des Generalstabsobersten Friedrich Nyffenegger hat in Zusammenarbeit mit drei professionellen Werbeagenturen Ideen erdacht, die wir je nachdem als rührend oder lächerlich bezeichnen möchten.

An über 60 Orten in der Schweiz sollen sich die «Veteranen» zusammenfinden, um bei Spatz und Marschmusik Erinnerungen aus der Militärzeit auszutauschen. Für die Fahrt an den «Tagungsort» erhalten sie einen Marschbefehl, und die Teilnahme am Treffen darf im Dienstbüchlein eingetragen werden. Als «Sold» wird eine «General-Guisan-Gedenkmünze» abgegeben.

Dieser von Originalität strotzende «Diamant» kostet die Bundeskasse 6,5 Millionen Franken. Die Auslagen der Kantone und Gemeinden sind eine bislang unbekannt Grösse.

Die Art und Weise, wie das EMD die Kriegszeit aufleben lässt, erscheint uns suspekt. Wir haben das Gefühl, dass dunkle Flecken unserer Vergangenheit vernebelt werden oder untergehen in der heroisierenden Darstellung der Rolle der Schweizer Armee während des Zweiten Weltkrieges von EMD und Armeeveteranen.

Ausgerechnet im Vorfeld der Abstimmung über die Volksinitiative «für eine Schweiz ohne Armee und für eine umfassende Friedenspolitik» unternimmt das EMD den Versuch, die Legitimation der Schweizer Armee aus ihrem Verhalten während des Zweiten Weltkrieges abzuleiten. Eine objektive Auseinandersetzung mit den vielfältigen Problemen im Zusammenhang mit «Diamant» und der Armee im allgemeinen wird dadurch erschwert, und wir befürchten eine unnötige Polarisierung der Meinungen im Hinblick auf den Urnengang vom November.

Wir sorgen uns ebenfalls um das Ansehen der Schweiz im Ausland, denn wir haben das Gefühl, dass es den Sowjets, Polen, Engländern, Franzosen, Amerika-

nern und allen andern vom Krieg unmittelbar heimgesuchten Ländern als masslose helvetische Selbstüberschätzung vorkommen muss, wenn wir absonderliche Festivitäten begehen und allen Ernstes behaupten, Hitler habe die Schweiz aus Furcht vor unserer Armee nicht angegriffen. Wir meinen, dass Bescheidenheit und Trauer im Gedenken an die Zerstörungen und die noch heute spürbaren Folgen des Zweiten Weltkrieges eher am Platz wären als das Aufbauschen von Leistungen («Anbauschlacht»), die im Vergleich zu den Opfern, die von den kriegsführenden Nationen erbracht werden mussten, belanglos erscheinen.

GRUPPE SCHWEIZ OHNE ARMEE (GSOA),

TA 23. 6. 89. ★

REGION BADEN

Logisch, dass die jüngeren Männer von damals ihrer Aktivdienstzeit gedenken. 50 Jahre sind doch immerhin 50 Jahre, und der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges bewirkte für die Mehrheit der Bevölkerung einen vorübergehenden drastischen Wechsel des gewohnten Lebenswandels.

Den ehemaligen Aktivdienstlern wird die Gelegenheit gegeben, an ihren einstigen Einrückungsort zu fahren, um dort symbolisch einen «Spatz» zu essen und um einen Tagessold entgegenzunehmen. Eigentlich eine gute Idee, man sieht sich wieder, erinnert sich an vergangene Zeiten. Hoffentlich vergisst man hierbei nicht, dass es sich um Gedenkveranstaltungen handelt und nicht um eine Mobilmachungsfeier.

Mit Blick auf die ebenfalls bevorstehende Abstimmung «Für eine Schweiz ohne Armee» frage ich mich, ob es sich bei den Gedenkveranstaltungen nicht auch um einen geschickten Schachzug der bürgerlichen Parteien und vor allem des Militärdepartements handelt. Der Mensch hat nun mal die Tendenz, fast alles Negative so schnell wie möglich zu vergessen, zurück bleiben nur die angenehmen Erinnerungen. Es ist wohl kaum anzunehmen, dass sich die Generation des Aktivdienstes gegen eine Armee, wie sie heute noch mit allen ihren Gebräuchen, Sitten und ihrer Hierarchie üblich ist, wendet.

Auch bin ich neugierig, ob man 1995 mit ebensoviel Eifer dahintergehen wird, um der Kriegsdemobilmachung zu gedenken.

YVES BREMER, FORCH

★

Mit 142 zu 25 Stimmen, bei zahlreichen Enthaltungen, hat kürzlich der Nationalrat beschlossen, 6 Millionen Franken aus der Staatskasse für diese Feiern abzugeben. Es besteht kein Zweifel, dass auch der Ständerat dem Kreditbegehren zustimmen wird, womit im Herbst gefeiert werden kann.

Gleich zu Beginn sei gesagt: Es soll an dieser Stelle auf keinen Fall dem grossen Verdienst unserer Aktivdienstgeneration Abbruch getan werden. Im Gegenteil, deren Entbehrungen und Verzicht dürfen gerade von der heutigen (verwöhnten) Generation nie vergessen werden. Dabei hätten auch die Frauen eine Anerkennung verdient; waren sie es doch, welche mancherorts den Fortbestand unserer Wirtschaft garantierten.

Was mir nicht gefällt, ist der Zeitpunkt des Feierns. Wir sind in Europa wohl die einzigen, die den Kriegsausbruch feiern und nicht dessen Ende. Man kann zum

Zweiten Weltkrieg stehen, wie man will, an den Millionen Opfern dieser Katastrophe kommt man nicht vorbei. Gerade aus Respekt vor diesen Toten sollten aber jegliche Feiern unbedingt unterbleiben.

Wenn schon etwas gefeiert werden muss, dann erst in fünf Jahren am 8. Mai

1995, dem 50. Jahrestag des Waffenstillstands.
PIET GOETSCHEL, ADLISWIL

★

«... mutiger fallen die menschlichen Entscheidungen unter dem Segen einer grossen bewussten Gefährdung, die alles überragt, ...» – so der junge Max Frisch im Trubel der Mobilmachung.

«Überragende» Leistungen hat die Schweizer Armee dann allerdings nicht vollbracht, weder gewonnene noch verlorene Schlachten, kein zweifaches Stalinograd. Für einen Kleinstaat angemessenen taten damals die meisten, was Stunde und Verhältnisse von Abwehr und Möglichkeiten angepassten Überlebens erhoffen konnten. Auch wenn bewährter Heldennut beschworen wurde, um die Angst vor todesmutigen SS-Divisionen zu verdrängen, herrschte dennoch kein Übermut: «Man machte, wozu uns die Verhältnisse nötigten, man hoffte und man bangte, man war bereit zur Abwehr – das ist alles.» (J. R. von Salis)

Warum also den Aufmarsch feiern (vielleicht, weil es dabei geblieben ist)? – noch zu einem Zeitpunkt, wo europaweit am 1. September der Kriegsofopfer gedacht wird! Mündet damit die Geschichte der schweizerischen Neutralität folgerichtig ins endgültige Abseits? Als einziges Land schickt sich die offizielle Schweiz an, den Beginn des folgenschwersten Krieges aller Zeiten zu «feiern», oder was immer unter «Der Bundesrat ist der Auffassung, dass dieses Jubiläum feierlich begangen werden soll, ...» verstanden werden kann. Bringt der «Segen einer grossen bewussten Gefährdung» selbst 50 Jahre nach der Katastrophe keine «mutigere Entscheidung» hervor, als die Besinnung auf die Not geschundener Völker der Hervorhebung des eigenen – aber letztlich ungeprüft gebliebenen – Wehrwillens hintan zu stellen?

Wer wird nach den jüngsten Ereignissen auf dem Platz des «Himmlischen Friedens» noch bereit sein, irgendwelche Armeeaufmärsche zu beklatschen? Armeen richten sich stets gegen das Volk, sei es ein fremdes oder das eigene.

JÜRIG HULLIGER, ZÜRICH

★

Am Montag, 12. Juni, sass ich auf der Zuschauertribüne im Bundeshaus. Ich erlebte das Ratsgeschehen minuziös mit; oft war ich von der Art und Weise frustriert, wie die Menschen da unten miteinander umgingen und die Gürtellinie sehr tief angesetzt war.

Mich interessierte die Abstimmung über den Diamant-Kredit sowie die Anträge der Parlamentarierinnen M. Stocker und R. Bär:

Verdoppelung des Kredits zugunsten von Frauen des Jahrgangs 1925 und früher, die nur eine minimale AHV-Rente beziehen.

und

Prägung einer Gedenkmünze Gertrud Kurz, Flüchtlingsmutter, als Pendant zur General-Guisan-Münze.



Vor 50 Jahren: Anschläge orientieren die Bevölkerung über die Mobilmachung.

Nun, ich bin und war sehr enttäuscht und empört, dass die Anträge der beiden sich für Gerechtigkeit einsetzenden Parlamentarierinnen nicht angenommen wurden. Die Diamant-Aktion gefiel mir nie; den Kriegsbeginn zu feiern ist pietätlos und unverständlich, aber – wenn schon – dann lasst bitte den Frauen auch etwas zukommen, in einer anderen Form selbstverständlich.

Wieder einmal nur an sich dachten die «Herrschaften».

Ich sass nicht allein auf der Tribüne; mit mir sassen noch 11 Frauen aus Freundinnen- und Bekanntenkreisen mit der gleichen Motivation wie ich. Als alles klar war: Ja zu Diamant, nichts für die Frauen, da warfen wir unsere schwarzen Bänder mit dem Protestzettelchen «Wir Frauen protestieren!» in den Ratssaal.

Sofort wurden wir von Sicherheitsbeamten abgeführt, beschimpft, verurteilt, Banditen genannt. Jede wies sich mit persönlichem Ausweis aus und wurde notiert. Jede versicherte, dass sie aus persönlichem Protest kam und von niemandem «gesteuert» worden war, was die Hüter der Ordnung nicht glauben wollten.

Nach ¼ Stunden waren wir wieder frei, durften nicht mehr auf die Tribüne, und es wurde uns eine Klage vom Ratspräsidenten angedroht, da wir nicht nur etwas Unerlaubtes gemacht hatten, sondern auch den Ratsbetrieb empfindlich gestört hätten.

Wie war ich gestern erstaunt, dass kaum in einer Tageszeitung, geschweige denn im Radio vom Protest der Frauen Notiz genommen wurde. Müsstn wir uns ungebührlicher benehmen oder zu fünfzig, zu Hunderten kommen, damit die Presse auf Frauen aufmerksam wird?

VRENI GERTSCH-BUSSMANN, KÜSNACHT

Den Presseberichten über die Session der eidgenössischen Räte konnte entnommen werden, dass unser Nationalrat ein zweitägiges Palaver zum 6-Millionen-Kredit zur Finanzierung der Mobilmachungsgedenkanlässe veranstaltete. Vor allem war es dann Finanzminister Otto Stich, der die Proportionen, die insbesondere von seinen Parteigenossen verschoben wurden, wiederherstellte.

In den weiteren Sessionsberichten war dann gleichentags, jedoch nur unter dem Kleingedruckten – oder in gewissen Zeitungen überhaupt nicht – zu lesen, dass die Aufwendungen von Bund und Kantonen für das Asylantenwesen jährlich ca. 400 Millionen Franken betragen (Beantwortung einer entsprechenden Anfrage Bony, FDP). Ungefähr weitere 80 Millionen dürften die jährlichen Löhne für alle Bundes- und Kantonsbeamte, die ausschliesslich mit dem Asylvollzug beschäftigt sind, betragen. Offensichtlich sind diese 400 bis 500 Millionen für die grosse Mehrheit unserer Parlamentarier aber kein Thema – oder eben kein Palaver wert.

Es darf in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben, dass sich immer die gleichen, sattsam bekannten linken Exponenten, darunter auch (ehemalige) Kandidaten für kantonale Exekutivämter, für die Abschaffung der Schweizer Armee, für die Verweigerung eines Kleinstkredits zugunsten unserer Väter, für einen ungebremsten Zustrom von Wirtschaftsflüchtlingen und für Protestaktionen, wo sich solche immer anbieten, hervortun. Die bürgerlichen Parteien müsstn nun endlich mit einer unmissverständlichen, klaren und konsequenten Haltung dieser gefährlichen Entwicklung entgegen. Vielleicht könnten sie damit, allen voran die FDP, verlorene Stimmen und verärgerte Parteimitglieder wieder zurückgewinnen.

HEINRICH MOOR, NIEDERGLATT

«Diamant» in Winterthur: 4000 Veteranen und 20 Lachsäcke

Fast 4000 Veteranen hat der Gedenk Anlass zur Mobilmachung 1939 am Wochenende nach Winterthur gelockt, mehr noch als die Organisatoren der grössten «Diamant»-Veranstaltung der Region erwartet hatten. Die meisten Teilnehmer waren am Ende müde und von der Hitze erschöpft, aber sichtlich zufrieden. Der Anlass blieb ohne grössere Störungen – nur 20 Lachsäcke von Armeegegnern sorgten während der Ansprachen vorübergehend für etwas Aufregung. TA. 21.8.89

■ VON ROGER KELLER

Hitze und Hüte, Spatz und Stumpfen, Hopfensaft und Hudigägeler – das war der «Diamant» in Winterthur, der bei den Veteranen auf fast uneingeschränkte Begeisterung stiess. Auf Festbänken beim Zeughaus und im grossen Festzelt sassen sie zusammen, referierten, viele lautstark und ausgelassen, erinnerten sich an die Strapazen und Entbehrungen, an die gemeinsamen Erlebnisse und die Heldengeschichten ihrer gemeinsamen Zeit. Trotz des traurigen Ereignisses vor 50 Jahren war es eine fröhliche, volksfestartige Zusammenkunft, an der es viel zu erzählen und zu fachsimpeln gab: Nicht weniger als 18 der fast 4000 Veteranen konnten gar aus zwei Aktivdiensten berichten, und der älteste war bereits 97 Jahre alt.

Friedrich: Kritik an Armee oft «ziemlich billig»

Alt-Bundesrat Rudolf Friedrich vermied es in seiner Ansprache im grossen Festzelt, die Initiative zur Abschaffung der Armee namentlich zu nennen. Aber an klaren Seitenhieben liess er es um so weniger mangeln: Gerade harte Zeiten würden Einsichten vermitteln, die in ruhigen Perioden nicht gediehen, «wie wir das heute wieder anschaulich erleben», sagte er. Zu diesen fehlenden Einsichten zählte der Winterthurer den Umstand, dass auch vor 50 Jahren ein Krieg nicht für möglich gehalten worden sei.

Eine vernünftige Politik müsse sich deshalb auch auf «unvernünftige Eventualitäten» einrichten. Rudolf Friedrich: «Hätten wir keine Armee gehabt und hätte der Angreifer unbehelligt einmarschieren können, dann hätte er es zweifellos getan wie anderswo auch. Diese Tatsache zählt, nicht schwammiges Wenn und Aber, das heute grosse Mode ist.»

Einen Satz widmete Rudolf Friedrich, der 66jährige Junggeselle, auch den Frauen, die für ihr Wirken zu Hause ebenfalls Anerkennung verdient hätten. Mehr beschäftigten ihn die in den letzten Wochen zunehmend in Zweifel gezogenen Verdienste der Armee und ihrer Führer vor und während des Zweiten Weltkrieges:

«Es ist in ruhigen Wassern sehr viel einfacher, ein Schiff zu führen als im Sturm, und wer in Zeiten akuter Bedrohung handeln muss, der ist in einer völlig anderen Lage als der unbeteiligte Zuschauer 50 Jahre danach.» Deshalb sei auch manche Kritik, die heute laut werde, so Rudolf Friedrich weiter, «ziemlich billig».

Im nicht ganz vollen Festzelt – das auch rund 200 geladene Gäste aus Winterthur beherbergte, nahezu die gesamte Prominenz aus Politik und Wirtschaft – erhielt Rudolf Friedrich einen langen Applaus, doch mitzureissen vermochte er die Veteranen mit seiner Ansprache offensichtlich nicht gerade. Diese blühten erst wieder auf, als Marschmusik erklang.

Reden mit Lachsäcken untermalt

Schon während der Ansprache von Stadtrat Ernst Huggenberger, selbst ein Veteran, hatten etwa zwei Dutzend Aktivistinnen der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee begonnen, die Reden von ausserhalb des seitlich geöffneten Festzeltes mit 20 Lachsäcken zu untermalen und damit auf ihr Anliegen aufmerksam zu machen. Vor dem Anlass hatte die Gruppe in der Altstadt Flugblätter und ihre Gegenzeitung, den «Klunker», verteilt, den Rudolf Friedrich in einem Zusatz zur vorbereiteten Rede als «eine etwas komische Zeitung» bezeichnete.

Einige Offiziere und Veteranen nahmen die Herausforderung des zwanzigfachen Gelächters an und lieferten sich mit den Armeegegnern vor dem Festzelt einen rethorischen Schlagabtausch, der beidseitig zwar emotionsgeladen war, aber nie ausartete, derweil drinnen Rudolf Friedrich sprach. Die taktische Rechnung der Offiziere und Veteranen ging auf: Fast unbemerkt wurden damit auch die Lachsäcke in den Hintergrund gedrängt.

Zwischenfälle – mit denen Grossanlässe in Winterthur in der Vergangenheit immer wieder torpediert worden sind – gab es überraschenderweise nicht, auch am Sonntag nicht, als historische Pferdevorfürungen mit Waffen, Requisiten und Tenis des Jahres 1939 sowie mit der Reitermusik Elgg die zahlreichen Zuschauer auf der Zeughauswiese rundum begeisterten.



Einen Sack voller «Bhaltis» gab's für jeden der Veteranen.

Zu diesem Erfolg bei den Beteiligten trug das gute Wetter ebenfalls bei, wenn auch die Hitze vielen Veteranen zu schaffen machte. Da versprachen die diversen Ausstellungen von Militärmaterial zumindest eine kühlende Abwechslung: Alte Reglemente und Rationierungsmarken gab es bei den Fourieren zu sehen, ein «Wiederbelebungsassortiment» (eingepackt) und «Putzfäden, bunt» beispielsweise fein säuberlich gelagert in den langen Gängen des Zeughauses, ein «chirurgisches Grundbesteck» oder die Bedienungsanleitung für einen «Schädeltrepanationsaufsatz GB 10» beim Sanitätsmaterial.

Nicht nur Villiger . . .

Spektakulär waren diese Ausstellungen gewiss nicht. Aber viele Veteranen folgten dem Rundgang interessiert. Noch mehr Interesse hatten sie an diesem Tag allerdings an den Geschenken, die sie 50 Jahre nach dem grossen Einsatz erhielten. Geschenke, die sie auch gerne aus dem rot-weissen Plastiksack auspackten: einen symbolischen Eintrag des «Diamant»-Tages in das Dienstbüchlein, eine Gedenkmedaille, ein Zweierli und einen Stumpfen. Und den konnten sie aus einem ausgewogenen Angebot wählen – es gab bei weitem nicht nur Villiger.



Nach dem Veteranenschiessen in der Schiessanlage Ohrbühl.



«Weisst du noch?» – Ehemalige der Feldbatterie 51 an der Veteranenfeier in Winterthur. (Bilder Doris Fanconi)

Vor 50 Jahren: Generalmobilmachung der Armee

Auf den 2. September 1939 wurden 430 000 Schweizer Soldaten unter die Fahnen gerufen / Von Mathias Küng

Aufgrund der Ereignisse an der deutsch-polnischen Grenze beschloss der Bundesrat am 1. September 1939 um 10 Uhr 55 morgens auf Antrag des zwei Tage zuvor von der Vereinigten Bundesversammlung gewählten Generals die *allgemeine Kriegsmobilmachung* der Schweizer Armee auf den 2. September. Dieser Beschluss konnte kaum noch jemand überraschen. Die letzten Tage des Friedens vergingen ohne Hast, in ruhiger Erwartung des Krieges, schreibt der Publizist Werner Rings, und weiter: «Man richtete sich auf das Unvermeidliche ein.» Die bisherigen Erfahrungen, die die freie Welt mit der deutschen Führung gemacht hatten, und die sich zuspitzende Polemik um Danzig liessen eine kriegerische Auseinandersetzung erwarten. An ein zweites «München» glaubte niemand mehr. Der Pakt Hitlers mit seinem Todfeind Stalin im August 1939 öffnete

auch den letzten gutgläubigen Demokraten in Frankreich und England die Augen. Doch da war es schon *zu spät*. Den Westmächten blieb nichts mehr anderes übrig, als der fieberhaft betriebenen deutschen Aufrüstung einen überstürzten Ausbau der eigenen Streitkräfte entgegenzusetzen. Ähnliches geschah in der Schweiz.

27. 29. 88

Armee wird ausgebaut

Eine bessere Ausbildung und Ausrüstung der Schweizer Armee war mehr als nur angezeigt. In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg, in denen das mehr als nur kriegsmüde Europa sich pazifistischen Strömungen hingab, war auch die Schweizer Armee vernachlässigt worden. Als Illustration dazu mag der Umstand dienen, dass die allgemeine Wehrpflicht damals stark unterhöhlt wurde, indem man die *Tauglichkeitszahlen* bei den Rekrutenaushebungen *absichtlich* möglichst tief hielt. Im Jahre 1921 wurden nach Angaben des Militärhistorikers Hans Rudolf Kurz ganze 55,8 Prozent der Stellungspflichtigen für diensttauglich erklärt! Doch in den dreissiger Jahren änderte sich dank dem entschlossenen Vorgehen des EMD-Vorstehers *Rudolf Minger* einiges. Ab 1934 wurden wieder grössere Kredite für Ausrüstung und Ausbildung der Armee beschlossen. Mit dem vermehrten Einsatz von Geldern für die Landesverteidigung konnte zudem die damals herrschende *grosse Arbeitslosigkeit verringert* werden. 1936, als diese mit rund 90 000 Stellensuchenden ihren traurigen Höchststand erreicht hatte, wurde eine eidgenössische Wehranleihe *trotz* ihres niedrigen Zinssatzes von 190 000 Interessenten mit 330 Millionen Franken um 130 Millionen Franken überzeichnet. Dieses Ereignis wurde vielerorts überschwenglich als «Plebiszit mit dem Portemonnaie» gefeiert. Sargans

wurde zur Festung ausgebaut, andere Festungen verstärkt, Panzerbarrikaden erstellt, die Rekrutenschulen und Wiederholungskurse verlängert, gerade noch rechtzeitig eine Lohn- und Erwerbsersatzordnung für Wehrmänner ins Leben gerufen, ein permanentes Fliegerkorps aufgestellt, erste Leichtpanzer beschafft, die Artillerie modernisiert, die Fliegerabwehr ausgebaut und die Wehrpflicht bis zum 60. Altersjahr ausgedehnt. Trotzdem kann man den Ausrüstungsstand der Schweizer Armee zu Beginn des Zweiten Weltkrieges keinesfalls als befriedigend bezeichnen. Generalstabschef Huber formulierte es nach dem Krieg so: «Bei der Mobilmachung im Jahre 1939 war die Bewaffnung im allgemeinen ungenügend und rückständig.» Einige Beispiele: Fünf der 21 Fliegerkompanien standen 1939 ohne Flugzeuge da, für die Armeefahrzeuge gab es keine Benzinreserven (sie mussten an privaten Tankstellen betankt werden), die Fliegerabwehr war völlig unzureichend. Zu Beginn des Krieges verfügte die Armee zur Abwehr von Fliegerangriffen über sieben 7,5-cm-Kanonen und 24 20-mm-Geschütze, acht Suchscheinwerfer und drei Horchgeräte . . .

Zum Widerstand entschlossen

Mit grossem Erschrecken reagierte man hierzulande im März 1938 auf die Einverleibung des kleinen Oesterreich durch das Deutsche Reich. Der Bundesrat und die Vertreter aller Fraktionen sprachen der Bevölkerung aus dem Herzen, als sie feierlich den schweizerischen *Willen zur Landesverteidigung und zur Neutralität* bekräftigten. Erst recht entschlossen zum Widerstand zeigte man sich, nachdem Hitler im März 1939 in Prag einmarschiert war. Die Worte des freisinnigen Bundesrats



General Guisan bei der Vereidigung in der Vereinigten Bundesversammlung.

Hermann Obrecht klangen für viele wie eine Erlösung. In Anspielung auf die Reisen des österreichischen Bundeskanzlers Kurt Schuschnigg und des tschechischen Präsidenten Emil Hacha nach Deutschland unmittelbar vor dem Aufhören der Existenz ihrer Staaten erklärte Obrecht, dass jedem, der unsere Unabhängigkeit und unsere politi-

sche Unversehrtheit angreifen sollte, der Krieg warte. Obrecht: «Wir Schweizer werden nicht zuerst ins Ausland wallfahrten gehen.»

Bereits im Mai 1938 hatte sich die Schweiz vom Völkerbundsrat von der Pflicht zur Mitwirkung bei vom *Völkerbund* beschlossenen Sanktionen entbinden lassen, womit unser Land von der



Studium der Mobilmachungsplakate, die am 1. September im ganzen Land ausgehängt wurden.

«differentiellen» wieder zur *integralen Neutralität* zurückgekehrt war. Gegenüber dem Hohen Kommissar des Völkerbundes in Danzig, dem Schweizer *Carl Jacob Burckhardt*, sagte Hitler am 11. August 1939: «Die Schweiz hat nichts zu befürchten. Ich werde ihre Neutralität achten.» Doch wer sollte so etwas glauben wollen? Zu oft hatte Hitler schon die ganze Welt belogen und betrogen. Wieviel würde ihn wohl eine Lüge gegenüber einem so kleinen Land wie der Schweiz kosten? Gegenüber Burckhardt erklärte er auch sein weiteres Vorgehen mit unfassbarer Kaltschnäuzigkeit und Offenheit. Hitler: «Alles, was ich unternehme, ist gegen Russland gerichtet. Wenn der Westen zu dumm und zu blind ist, um dies zu begreifen, werde ich mich gezwungen sehen, mich mit den Russen zu verständigen, den Westen zu schlagen, und dann nach seiner Niederlage mich gegen die Sowjetunion wenden.» So lautete sein ganzes Programm, in wenigen Sätzen zusammengefasst.

Generalswahl

Im August 1939 musste der sorgsam auf die Einhaltung der Neutralität bedachte Bundesrat an die Öffentlichkeit treten. In einer Erklärung wies er das Schweizervolk auf die *Möglichkeit eines nahe bevorstehenden Kriegsausbruchs* hin und mahnte zu ruhiger und würdiger Haltung. Drei Tage danach erliess er das Aufgebot für den Grenzschutz und berief die *Bundesversammlung* zu einer ausserordentlichen Sitzung nach Bern. Selbigentags hatte der Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung», *Reto Caratsch*, aus Berlin gemeldet, dass in Deutschland eine «geheime Generalmobilmachung» im Gange sei. Seine Berichte waren, wie sich bald zeigen sollte, um ein Mehrfaches brauchbarer als diejenigen des schweizerischen Gesandten Frölicher in Berlin, der seinen Chef in Bern, Bundesrat *Giuseppe Motta*, noch kurz vor Kriegsausbruch von der Friedensliebe Hitlers zu überzeugen versuchte. Tags darauf, am 29., stand das Gros der Schweizer Grenzschutztruppen (rund 80 000 Mann) bereit. Am 30. erfolgte auf Vorschlag des Bundesrates in der Bundesversammlung mit 204 von 229 Stimmen diskussionslos die Wahl des 65jährigen Oberstkorpskommandanten *Henri Guisan* zum *Oberbefehlshaber der Armee*. Gleichzeitig erhielt der Bundesrat «Vollmacht und Auftrag, die zur Behauptung der Sicherheit, Unabhängigkeit und Neutralität der Schweiz, zur Wahrung des Kredits und der wirtschaftlichen Interessen des Landes und zur Sicherung des Lebensunterhalts erforderlichen Massnahmen zu treffen». Dadurch wurde die Schweiz im Verlaufe des Krieges «fast zwangsläufig in eine autoritäre Demokratie verwandelt», wie der Historiker *Edgar Bonjour* schreibt. Zur Kontrolle des «Vollmach-

tenregimes» wurde aus beiden Räten je eine nach Parteistärken zusammengesetzte Vollmachtenkommission bestellt (inklusive Sozialdemokraten, die damals mit 45 Mandaten hinter der FDP die zweitstärkste Partei waren und 1943 mit einem Gewinn von 9 Mandaten für eine Legislaturperiode sogar wahlmässig zur stärksten Partei aufstiegen). Nach der sogleich vorgenommenen Vereidigung des Generals trat Guisan zusammen mit den Bundesräten auf die Treppe vor dem Bundeshaus, wo sie von einer grossen Menschenmenge erwartet wurden, die daraufhin spontan die Nationalhymne anstimmte.

Mobilmachung

Noch am 31. August erklärte die Schweiz gegenüber 40 Ländern ihre

2. September 1939. Innerhalb dreier Tage vollzog sich der Aufmarsch von 430 000 Wehrmännern praktisch frictionslos. Höchst interessant ist das *Bedrohungsbild*, das die Generalstabsabteilung zu Kriegsbeginn zeichnete. Aus dem deutsch-polnischen Krieg sah man keine unmittelbare Bedrohung für die Schweiz. Als für unser Land gefährlich wurden dagegen die möglichen Folgen des französischen Garantieverprechens für Polen angesehen. Der Militärhistoriker *Walter Schaufelberger* zitiert dazu den damaligen *Generalstabschef Huber*, der einen alliierten Angriff von Norditalien aus in Richtung Wien-München (vielleicht sogar unter Mithilfe Italiens) als möglich erachtete. Voraussetzung für das Gelingen einer solchen Aktion wäre jedoch gewesen, «dass das zwischen Norditalien und Wien-München gelegene Gebirgsgelände rasch hätte



Die eingerückten Verbände wurden sogleich vereidigt.

Der erste Armeebefehl

Am 31. August wurde der erste Armeebefehl des eben gewählten Oberbefehlshabers, Guisan, veröffentlicht. Er lautete:

«Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten. Die Bundesversammlung hat mir den Oberbefehl über die Armee anvertraut. Ich bin mir meiner schweren Verantwortlichkeit bewusst, aber ich übernehme sie mit Vertrauen und Stolz, weil ich den Geist kenne, der die Armee belebt. Ich weiss, dass in diesen ersten Stunden jeder von euch bereit ist und auf dem ihm angewiesenen Posten seine Pflicht tun wird.»

Neutralität. Tags darauf, unmittelbar nach Bekanntwerden des deutschen Ueberfalls auf Polen (Guisan hatte den Antrag allerdings schon vorher gestellt), beschloss der Bundesrat die *allgemeine Kriegsmobilmachung* auf den

durchschritten werden können. Angesichts des Fehlens abwehrbereiter deutscher Truppen in Süddeutschland hätte die Voraussetzung für das Gelingen des raschen Fortschreitens einer solchen Operation durch einen *Vorstoss durch die Schweiz* in Richtung Salzburg-München geschaffen werden können.» Gleicher Meinung war man sich auf höchster Armee-Ebene allerdings nicht. Die Romands mochten nicht glauben, dass Frankreich ein solches Vorgehen wählen würde. Heute wird meist nur noch

von einer Bedrohung der Schweiz durch Nazideutschland gesprochen. Dass beispielsweise auch *Italien* 1940 sehr konkrete *Angriffspläne* gegen unser Land erarbeitet und Vorschläge zur Aufteilung der Schweiz unter die Mächte auch in Berlin vorgetragen hat, wird kaum zur Kenntnis genommen. Die Pläne im italienischen Generalstab wurden sogar soweit vorangetrieben, dass der Fall «Schweiz» binnen sechs bis acht Tagen hätte ausgelöst werden können.

Geistige Wehrbereitschaft

Dass es mit der materiellen Bereitschaft der Armee zu Beginn des Krieges trotz grösster Anstrengungen nicht zum besten stand, ist bereits angedeutet worden. Dies ist nicht verwunderlich, konnten doch von den rund 750 Millionen Franken, die Ende der dreissiger Jahre für die Rüstung bereitgestellt worden waren, bis Kriegsausbruch erst 250 Millionen in Geräte umgesetzt werden. Besser stand es um die Bereitschaft der *Wirtschaft*, hatte doch der Bundesrat rechtzeitig die Schattenorganisation einer Kriegswirtschaft aufgebaut, die er bei Kriegsausbruch gewissermassen auf Knopfdruck aktivieren konnte. Zum Guten stand es auch um die geistige Kampfbereitschaft, den *unbedingten Abwehrwillen* von Soldaten und Zivilisten. Wir kennen heute noch den Begriff der «geistigen Landesverteidigung». Nach Erkennen der nationalsozialistischen Gefahr suchte man in der Schweiz nach Werten (und fand sie auch), die dieser aggressiven Ideologie entgegengesetzt werden konnten. Die Gegenläufigkeit war umfassend. Peter Dürrenmatt zählt folgende schweizerischen «Pluspunkte» auf: «Sie reichte(n) von unserer Kleinstaatlichkeit, Neutralität, unserem Föderalismus bis hin zu den Einrichtungen der direkten Demokratie.» Der *Trotz* gegenüber den grossdeutschen Anmassungen war ein weiteres Element der schweizerischen *Abwehrhaltung*, die vom Historiker Hans Ulrich Jost bei allem Verständnis zusammenfassend als «geistige Enge» kritisiert wird. Die Attacken aus dem nördlichen Nachbarland waren damals so massiv, dass man sich auf einige wesentliche Punkte zur Abwehr konzentrierte, wobei in der angespannten Lage manche bedenkenswerte Nuance unter den Tisch fiel. Zur geistigen Landesverteidigung gehörte auch die 1938 vom konservativen Bundesrat *Philipp Etter* inspirierte Kulturbotschaft, die



Abschied

praktisch alle politischen Lager zu *integrieren* vermochte und auch die Sprachregionen zusammenbrachte. Die Prinzipien Eppers erfuhren allerdings damals schon Kritik. Der evangelische Theologe Karl Barth nannte das Ganze despektierlich ein «Spottgebilde eines neuen helvetischen Nationalismus». Unübersehbarer Ausdruck des Willens zur Selbstbehauptung in Freiheit und Unabhängigkeit ist rückblickend wohl die *Landesausstellung*, deren Tore von Mai 1939 bis zu deren Schliessung am 26. Oktober von 10,5 Millionen Menschen passiert worden waren.

Nach Kriegsausbruch änderte sich auch in unserem Land einiges: Die *militärische* Presse-, Film- und Radioüberwachung (Zensur), eine Vielheit von Massnahmen, brachten, wie Professor Arthur Mojonier schon 1941 schreiben konnte, «auch im neutralen Land eine Art Kriegszustand, den Dauerdruck einer Spannung, die um so zermergelnder wirkte, je undurchsichtiger nach der raschen Erledigung des polnischen Feldzugs der Krieg sich hinter der stählernen Maske verbarg». In der Schweiz fand man damals für die Lage unseres Landes die Bezeichnung «belagerte Festung». Für die Schweizerinnen und Schweizer war dies eine

Realität. Wie gefährlich die Lage sich von Fall zu Fall tatsächlich darstellte, das konnte damals die Bevölkerung auf keinen Fall und auch die Armeeführung nicht immer wirklich überblicken. Fast fünf Jahre lang war unser Land *rundum* von den Achsenmächten umschlossen. Man wusste um das Schicksal von vermeintlich unschlagbaren, von hochgerüsteten, von wenig gerüsteten, neutralen

und auf ihre Verbündeten vertrauenden Mächten. Um so wichtiger war es, jederzeit bereit zu sein. Diese permanente und deutlich artikulierte Bereitschaft hat dazu beigetragen, dass unser Land nicht in die Kriegsstrudel hineingerissen worden ist.

Dass wir verschont blieben, ist gewiss nicht allein das Verdienst der Armee, sondern beruht auf verschiedensten Faktoren. Doch ebenso gewiss ist, dass unser Land *ohne* eine eiger Armee mit Sicherheit von einer der umgebenden Mächte *präventiv* besetzt worden wäre. So gesehen, hatte die erste Generalmobilmachung am 2. September 1939 *generalpräventive Wirkung*, auch wenn die damalige militärische Lage allein (wie man heute weiß) das massive Truppenaufgebot nicht rechtfertigt hat.



Ein Soldat regelt vor dem Luzerner Bahnhof den Verkehr.

«DIAMANT»

Bern
Berne 14.7.1989
Berna

INVITATION

INVITO

INVIT

NERUNGSTAGUNGEN 50. JAHRESTAG MOB 1939
MEMORATION DU 50ème ANNIVERSAIRE DE LA MOB DE 1939
MEMORATIVO DEL 50 ANNIVERSARIO DELLA MOB DEL 1939
MEMORAZIUN PER IL 50avel ANNIVERSARI DA LA MOB DAL 1939

10:30

87.400

00

KLENK KARL
HOLZMATT 15

8953 DIETIKON

NO (PADIGLIONE CONZA)

IZIO TAXI DALLA STAZIONE FINO AL
GLIONE CONZA

versicherung
ance militaire
one militare
ranza da militara

Mit freundlichen Grüßen
Avec nos meilleures salutations
Cordiali saluti
Cordials salids

SCHWEIZERISCHE ARMEE
ARMEE SUISSE
ESERCITO SVIZZERO
ARMADA SVIZRA

«DIAMANT»

inort

1939
1945



Erinnerungstagung KMob 1939
Journée commémorativ mobG 1939
Giornata commemorativa mobG 1939
Dieta commemorativa mobG 1939

Sold/Solde/Soldo/Schulda

vom bis
du au
dal al 9.9.89
dals..... fin.....

Tage zu
jours à
giorni a 01
dis a

Soldzulage/Supplément de solde/
Supplemento di soldo/Supplement da schulda

Mundportion/Indemnité de vivres/indennità
di sussistenza/Indemnisaziun da vivonda

Geldverpflegungszulage/
Supplément de subsistance en espèces/
Supplemento per sussistenza in denaro/
Supplement en daners

.....Mo/Déj/Col/Ens à Fr.

.....Mi/Di/PrGen à Fr.

.....Na/Soup/Cena/Tschaina à Fr.

Logisentschädigung/Indemnité de nuit/
Indennità di pernottamento/Indemnisaziun
da pernottaziun

Nächte
nuits
notti
.....notgs à Fr.

Zwischentotal/Total intermédiaire/
Totale intermedio/Totale intermediar

Abzüge/Retenue/Ritenuto/Deducziuns

Total/Total/Totale/Total

Fr. 5.-

GULTIG 09.09.89 - 08.10.89

DIETIKON
LUGANO

VIA ZURICH-GOTTHARD

2.KL. 1/2

02 261856 08091034 Bon Fr. 37.00

1939
1945

Schweiz
Suisse
Svizzera
Svizra



Ernst Zürcher lud mich zur "Diamant-Feier" ein, erschien aber dann nicht, so dass ich allein nach Lugano reisen musste. Er hatte aus unbekanntem Gründen schon vorher eine andere "Diamant-Feier" besucht und mich total vergessen!



Diamant

8802 Kiloberg, 7.3.89

Weinberg Nr. 47

715 19 83

Liebe Karl,

Beiliegend schicke ich Dir eine Einladung zur Tagung vom 9.9.89 in Lugano. Ich lade dazu ein die Kameraden vom Nachrichtenregiment des Gb. 7. Bat. 10. Es werden voraussichtlich teilnehmen: Wm. Wepfer, Kpl. Blumer, Oblt. Huber, Gfr. Walder, S. Klausner, Gfr. Baumann.

Ich würde mich freuen, wenn Du Dich zur Teilnahme entschliessen kannst.

Freundlich grüsst Dich

Ernst Zürcher

ag. 12. Mai 1989 Nr. 108

ntumswohnungen

hweiz (inkl. Wallis) ED

A vendre à

llars-sur-Ollon
artement neuf

m du télécabine.
ranquille.
e cheminée, 2 chambres, cuisine,
ins, toilettes séparées, balcon et
arking dans garage souterrain.
d'une piscine privée et sauna en
chiffre X859894B, NZZ, bureau
es, 8021 Zurich.
EDX859894B

Wir ver

an ruhi
neuer

zum gü
inkl. M
Weitere

Cra

Zu verk

3-7

75 m²,
ordentli
Parkplä
trum.
Fr. 330
Tel. (02

Beschämender Boykottaufruf
einer Nationalrätin

Nationalrätin Ursula Mauch hat in ihrer 1.-Mai-Rede die Feiern zum Gedenken an die Kriegsmobilmachung von 1939 als «ungehörig und ungeheuerlich» bezeichnet (NZZ Nr. 10). Dazu will ich als Angehöriger der Weltkriegsgeneration, der seine besten Jahre im Aktendienst verbringen musste, einige Bemerkungen machen. Als der Bundesrat die Mobilmachung anordnete, waren wir nicht gefragt. Trotzdem war es für uns eine Selbstverständlichkeit, dass uns von der Bundesverfassung auferlegten Auftrag zur Landesverteidigung zu erfüllen. In der Verteidigung zum Aktivdienst war für uns eine gültige Verpflichtung und ein würdiger Akt. Es war keineswegs so, dass die Armeeangehörigen, also wir, den Ernst der damaligen Lage nicht begriffen oder erfasst hätten. Man wusste, woher die Gefahr drohte. Ein gültiges Schicksal hat uns und unser Land vor dem Ernstfall bewahrt. So sind wir eben 6 Jahre wehr bei Fuss gestanden. In diesen 6 Jahren hätte ein jeder von uns noch einen zweiten Akt erlernen können, vielleicht auch eine zweite Sprache. Viele von uns verspürten in dieser Zeit die Sehnsucht nach der Ferne, den Wunsch, die weite Welt kennenzulernen. Und wenn ich die damaligen Sozial- und Lohnersatzleistungen an die verheirateten und ledigen Wehrmänner denke, dann muss ich lachen und mich gleichzeitig wundern, wie wir dies alles mit mehr oder weniger Groll ertragen haben. Und nun kommt Frau Nationalrätin Ursula Mauch und bezeichnet die Gedenk- und Erinnerungsfeiern als ungehörig, ungeheuerlich. - Da kann ich ihr nur empfehlen, sich im stillen Kämmerlein über ihre ungehörigen und ungeheuerlichen Sprüche zu schämen. Frau Mauch kann sicher sein, dass wir unsere Erinnerungsfeiern trotz diesem Boykottaufruf durchführen werden und mithelfen werden, der Armeearbeitsinitiative eine wichtige Absage zu erteilen. Und es werden viele gute Sozialdemokraten, die ihren gesunden Menschenverstand nicht verloren haben, auf unserer Seite stehen.

nzz 9.6.89.

Otto Gläser (Baden)

Portes du Soleil



Atelier Kallenbach, 6125 Menzberg

Der Anlass ist ihnen zu gönnen

Zur Kritik an den Gedenkanlässen
zum 50. Jahrestag der Mobilmachung 1939

Von Nationalrat Dr. Felix Auer (BL)



Im Zusammenhang mit der Armee-Abschaffungs-Initiative ist viel von «politischer Kultur» gesprochen worden. Die Armee-Abschaffer haben uns frühzeitig und vorsorglich vorgeworfen, wir seien zu einer anständigen Diskussion nicht willens und schon gar nicht fähig. Und nun finden seit sechs Monaten Diskussionen über Sinn oder Nichtsinn der Armee statt, die – oh Schreck! – einen durchaus anständigen Verlauf nehmen, dank Christoph Blocher auch am SP-Parteitag . . .

Mit Erstaunen müssen nun die GSoA-Promotoren feststellen, dass die «sturen Militaristen, kalten Krieger, professionellen Patrioten und Kriegsveteranen, die Ewiggestrigen, Säbelrassler und EMD-Betonköpfe» (alles Zitate aus dem Lager der Armee-Gegner), also die Armee-Befürworter, nicht nur nette Menschen, sondern sogar gute Schweizer Demokraten sein können.

Ueber die Art und Weise, wie die Uebung «Diamant» aufgezogen worden ist, kann man in guten Treuen geteilter Meinung sein. Auch Armee-Befürworter haben daran Kritik geübt. Aber man billige den Verantwortlichen wenigstens den guten Glauben zu!

«Politische Kultur»

Ist es «politische Kultur», wenn nun diesen Verantwortlichen vorgeworfen wird, sie seien «geistesgestörte Militärköpfe», ihr Vorhaben sei «ein Skandal und Affront, die grösste Dummheit und eine Spinnerei, ein Wahnwitz und Anachronismus, eine gemeine Taktik, hochgradig läppisch und schamlos willkürlich»? Man wolle «den Krieg feiern und einen Feldzug für den grossen vaterländischen Krieg führen, es gehe um eine üble Propagandaschau, ein untaugliches patriarchistisches (nicht etwa patriotisches!) Muster und um Gewalttätigkeit; man wolle heroischer Zeiten gedenken, obliege einer Pfadfinderromantik und feiere fünfzig Jahre geistiger Immobilität»?

Statt der erwarteten 100 000 haben sich 140 000 Männer und Frauen für die Veranstaltungen angemeldet. Man gönne doch diesen Menschen diesen Anlass!

Sie haben die Arbeitslosigkeit vor dem Krieg und die Bedrohung durch den Nationalsozialismus hautnah miterlebt. Sie haben den Dienst in der Ueberzeugung geleistet, für eine gerechte Sache einzustehen und allenfalls ihr Leben herzugeben. Sie haben Opfer gebracht, auch wenn diese Opfer nicht zu messen sind an jenen der Menschen in unseren Nachbarstaaten und anderswo.

Licht und Schatten

Gewiss bauschen viele ihre Aktivdienst-Erlebnisse auf oder verherrlichen sie gar. Aber sie spielen sich nicht als Helden auf, wie ihnen unterschoben wird. Sie wissen, dass wir nicht nur dank der Armee vom Krieg verschont geblieben sind, dass wir aber ohne Armee von ihm heimgesucht worden wären. Sie wissen es – und wir wussten es schon damals –, dass uns auch unsere Lieferungen an die Achsenmächte geholfen haben, dass wir aber ohne deren Lieferungen schlicht und einfach nicht hätten existieren können und dass wir erpressbar waren.

Wir wussten aber auch um die Hilfe der befestigten Alpenpässe und um eine höhere göttliche Macht, auf deren Gnade wir hofften. Wir wussten, dass wir in Armee und Politik Mutige und Angsthasen hatten, Widerständler und Anpasser. Das alles, auch die Schattenseiten, sollen und dürfen in den vorgesehenen Ausstellungen auch offen dargelegt werden.

Zugegeben: Wir haben das Unerfreuliche – und das gab es reichlich – gerne verdrängt. Wir erinnern uns dafür lieber an das Gute, an Leistungen und an Kameradschaft, die wir erlebt haben, und schliesslich an den Friedenstag vom Mai 1945.

Den Aktivdienstlern ist dieser Gedenkanlass zu gönnen. Für die junge und mittlere Generation hat er nicht den gleichen Stellenwert wie für die ältere. Aber man bringe für diese etwas Verständnis und Toleranz auf.

56. auch
"Diamant" - Erinnerungstreffen der Veteranen in Lu-
gano, 9.9.1989, Mobilmachung vor 50 Jahren: 2.9.39.

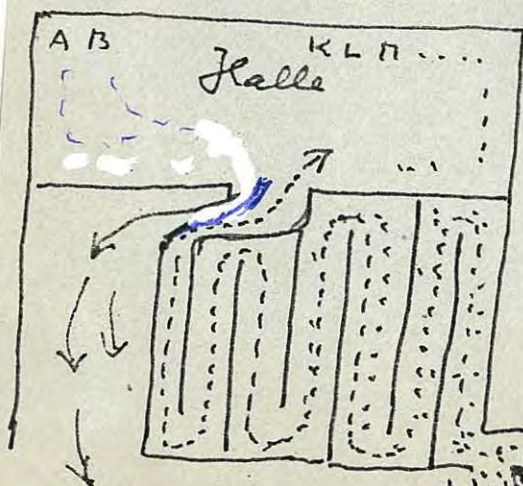
Früh morgens, kurz nach 06.00 Uhr wanderte ich zum Bahnhof. Im Morgenrauschen fuhr der Schnellzug durch den Nebel dem Zürichsee entlang; ich sah kaum hinüber nach Küsnacht, Edenbüchel, Herrliberg, Feldmeilen und Meilen. - Um 10.00 Uhr traf ich in Lugano ein. Vor dem Bahnhof besammelten sich einige ältere Männlein bei einem jungen Offizier, und ich wusste, dass ich mich diesen Leuten anschließen musste, um den Weg zum Tagungsort "Padiglione Conza" zu finden. Auf meinem Aufgebot stand "Servizio taxi dalla stazione fino al padiglione Conza", und in einem anderen Schreiben: "da parte delle PIT un servizio trasporto spola² da e per la stazione..." Im Militär gib's nur Zweierlei: "Warten" und "Pressieren". Wir warteten also zuerst einmal zwanzig Minuten. Das Wetter war ja angenehm, der Himmel leicht bewölkt, aber es regnete nicht. Dann stoppte ein riesiger, doppelter Gelenkautobus genau vor meiner Nase, und ich stieg als einer der ersten ein. Die meisten mussten sich mit einem Stehplatz zufrieden geben. Ich auf meinem

bequemen Sitzplatz stellte fest, dass vereinzelt auch deutschschweizerische Mundarten und nicht nur italienisch geredet wurde. Doch die meisten waren Tessiner. Unser Aktivdienst-Regiment setzte sich seinerzeit aus Zürchern, Urnern und Tessinern zusammen, wobei Zürcher, Urner und Tessiner je ein eigenes Bataillon bildeten.

1. = Zeit; 2. = Weberschiffchen, also Pendelverkehr!

Das Versammlungs-„Zelt“ ist eine riesige Festhalle für Massenveranstaltungen, vor der wir durch tansische FHD-Damen empfangen und mit einem Diamant-Abzeichen dekoriert wurden. In der Halle standen vor langen, festlich gedeckten Tischen die bekannten Militärkochkisten bereit. Ich suchte mir noch keinen Platz, denn in grossen Nebentäumen war eine Ausstellung mit Gegenständen und mit Erinnerungsbildern aufgebaut. Die Aktivdienstzeit wurde wieder lebendig. Als ich die Bilder sah vom Hochgebirgsdienst, vom Klettern im Fels, vom Übernachten im Schnee und im Eis, da drangen mir - ich weiss nicht weshalb - die Tränen in die Augen. Freude war es nicht, auch nicht Wehmut, dass all dies verschwunden ist, eher eine Art anerkennender Bewunderung für ein kameradschaftlich geeintes Volk in dem alle Berufs- und Standesunterschiede ganz vergessen waren.

Eine Tafel wies in einen weitem turnhalleartigen Raum, vor dem man antreten musste wie in London vor den Kronjuwelen der englischen Königin! Als ich endlich die



lange Schlangenlinie abgesehen hatte, gelangte ich in die Turnhalle und sah, dass den Wänden entlang Tische aufgestellt waren. Jedem Tisch war ein Buchstabe des Alphabets zugewiesen, Ich trat zum Tisch K und

wurde dort freundlich empfangen. In mein Dienstbüchlein wurde mir ein schöner grosser Stempel gedrückt mit der Unterschrift von Herrn Bundesrat Villiger: „1939 Erinnerungstagung K.Mob. 1939 (Zahl der Diensttage:) 01. Villiger.“ In einem Soldtäschchen bekam ich den Erinnerungstaler und ein grosses „Diplom“ [29,5 cm auf 42 cm]. Darauf steht: „Cantone del Ticino. 50mo. della 1939-1939 Confederazione Svizzera [Militazione] Mein Name in schöner Schrift und in allen 3 Landessprachen, Kriegsmobilmachung. Die ganze Armee ist aufgeboden.“

- a. Der erste Mobilmachungstag ist der 2. Sept.
- b. --- (Das Plakat, wie es damals aussah!)
- c. Pferdestellung ...
- d. Stellung der Motorfahrzeuge ...

Dieses Diplom rollte ich sorgfältig zusammen und umwickelte es mit meinem Taschentuch. So liess es sich in meiner Mappe ohne Beschädigungen transportieren.

Inzwischen hatte die Militärmusik zu spielen angefangen, und die anwesenden 2267 Ve-

teranen strömten, aufgefordert durch die Lautsprecher, in den grossen Festsaal. Ich fand einen Platz ziemlich vorn an einem der langen Tische und gar nicht weit von der Rednertribüne entfernt. Als jeder Platz besetzt war, begann der „offizielle“ Teil mit kurzen, patriotischen, sehr interessanten und gelegentlich auch lustigen Ansprachen, unterbrochen von Musikstücken, gespielt von der „Musica militare ticinese fuori servizio“ und von sehr schönen Volksliedern, gesungen vom „Coto“ „La grigia“ Chiasso. Zuerst ergriff der Platzkommandant, Offizier Chiesa, das Wort, dann der Stadt-

präsident, Architekt Judici (wenn ich den Namen recht verstanden habe) von Lugano, dann in Zivilkleidung Militärchef und Regierungsrat Respini, der sympathischerweise nicht als Amtsperson redete, sondern halbvergessene, lustige und ernste Episoden aus dem Aktivdienst erzählte. Schliesslich sprachen noch Brigadier Pelli, eine Frau namens Elsa Fanconi und ein blutjunger Bursche, der vor allem seiner Dankbarkeit Ausdruck verlieh, in einem unabhängigen, friedlichen und freien Land leben zu dürfen.

Die Rede war vor allem von der Einigkeit unseres Volkes, vom Zusammenwirken von Frau und Mann, vom sprachlichen, religiösen und politischen „pluralismo“, vom Hochhalten der Ehre des Vaterlands, vom Weiterkämpfen für eine immer bessere gemeinsame Zukunft in Frieden und Freiheit. Besonders betont wurde auch, dass während der ganzen Aktivdienstzeit kein einziger in der Armee den Krieg wollte, dass aber jeder den Krieg vom Vaterland fernzuhalten bestrebt war (*Nessuno a voluto la guerra, ma evitare la guerra!*). Von Veteranen und

ihrer Familien wurde auch gedacht, da sie alle grosse Opfer brachten und mehr für Unabhängigkeit, Freiheit und den Frieden getan haben als die „pacificisti di oggi“! Der Individualismus und der Egoismus von heute wurde dem Opfergeist und der Gemeinschaft von damals gegenübergestellt. Mehr Gemeinschaftsgeist ist auch heute erstrebenswert. Es ist klar, dass auch einige kräftige Worte gegen die Armee abgeschafft ausgesprochen werden!

Ausschliessend wurde zum schwackhaften Militärbrötchen der ebenso schwackhafte „Spätz“ serviert und zwar durch die Rekruten der RS Zone. Ya ich ziemlich vorne am Tisch sass, musste ich rund 50 Pla-

stik-Suppenbeckeli weitergeben, bis ich das meine behalten durfte. Zum Dessert wurde noch ganz excellenter Tilsiterkäse verteilt, wie man ihn nur im Militär bekommt. Bei mir sass ein 80-jähriges Männlein aus dem Baselpbiet, das stolz erzählte, auch es spiele die Trompete, und zwar schon 72 Jahre lang! Im Saal umherrschend stellte ich fest, dass weder vor noch nach der Mahlzeit geraucht wurde. Nach intensiver Kontrolle fand ich nur einen einzigen Raucher, der sich mit einer einzigen Zigarette zufrieden gab. Auch wurde auffallend wenig Alkoholisches getrunken. Der Schwatz-Lärm der 2267 Leute war erträglich, denn die faltensreichen gelben Vorhänge an allen vier Wänden dämpften den Schall. Vorn über dem Rednerpult hing ein riesiges Schweizerkreuz, an den beiden Seitenwänden ebenso grosse Tessinerfahnen.

Da sich viele Kameraden in der riesigen Menschenmenge nicht gefunden hatten, liessen sie sich mit dem Lautsprecher zusammenrufen. Da hörte man z. B.: „Korporal xy sucht seine zehn Leute namens A, B, C, ... und K. Sie werden alle gebeten zum Rednerpult nach vorn zu kommen!“ oder: „Wachtmeister yz möchte die Korporale seines Zuges treffen. Er bittet sie, zur Blasmusik, vorn rechts zu kommen!“ ... Die so aufgebotenen Leute trafen sich meist ganz in meiner Nähe, und es war erfreulich, die Begrüssungen mit anzusehen. Meist kehrten die Gruppchen nicht mehr in den Saal zurück. Sie spazierten durch den Park in die Stadt

und verbrachten dort den Rest des Nachmittags (und Abends) miteinander.

Ich, der ich keinen Menschen von all den vielen Veteranen kannte, wanderte ganz allein durch den prächtigen Park mit seinen Blumen und uralten Bäumen und der Seepromenade entlang bis zum Battaglini-Denkmal. Von dort schlenderte ich durch die engen Gässchen zurück in die Innenstadt. Auf dem grossen Platz war eine Modellisenbahn im vollen Betrieb. Dann stieg ich hinauf zur Kirche, zur Kathedrale S. Lorenzo, unterhalb des Bahnhofes. Dies bedeutende Bauwerk mit berühmter Renaissancefassade und reichem Freskenschmuck besitzt einen romanischen Grundbestand, die Erweiterungen sind schön gotisch und nachmittelalterlich.

Als ich mich kurze Zeit in etwas dunkel-düsteren Zimmern aufgehalten hatte, stieg ich hinauf zum Bahnhof, wo eben ein Schnellzug nach Zürich angezeigt wurde. Von Bellinzona bis Zürich fuhr eine etwas lärmige Schulklasse im gleichen Wagen mit. Die Kinder kamen offensichtlich erlebnisgeladen von einem Klassenlager zurück.

Wie Radio Beromünster den Kriegsausbruch meldete

«In Winterthur ist *irrtümlicherweise* verbreitet worden, die allgemeine Mobilmachung sei erklärt. Das Armeekommando teilt dazu mit, dass an dieser Meldung *kein wahres Wort* ist.» Mit dieser Meldung begannen die Siebenuhr-Radionachrichten der Schweizerischen Depeschenagentur am 1. September 1939. Berichte über den zwei Stunden zuvor begonnenen deutschen Angriff auf Polen fehlten in diesem Frühnachrichten-Bulletin; sie wurden erst im Verlaufe des Vormittages in Form von *Sondermeldungen* verlesen.

Die vom Nachrichtensprecher Otto Steiger vorgelesenen Siebenuhrnachrichten des 1. September 1939 befassen sich eingehend mit den jüngsten «deutschen Vorschlägen zur Regelung des Danziger Problems», mit den diplomatischen Aktivitäten der Weltmächte sowie den Kriegsvorbereitungen in Europa. Ganz am Ende des siebenminütigen Bulletins kam noch folgende Nachricht:

«Soeben traf aus Berlin noch folgende Meldung ein:

Reichskanzler Hitler erliess heute einen Tagesbefehl an die Wehrmacht. Darin wird erklärt, dass der polnische Staat die von Hitler erstrebte friedliche Regelung nachbarlicher Beziehungen verweigere. Um dem Vorgehen gegen Deutsche in Polen und Grenzverletzungen ein Ende zu setzen bleibe kein anderes Mittel als von jetzt ab Gewalt gegen Gewalt zu setzen».

Um 9.20 Uhr liess die Schweizerische Depeschenagentur (sda) den Radiostudios eine telephonische Mitteilung zum Verlesen einer Sondermeldung zukommen:

«In Danzig hat Gauleiter Forster den Anschluss der Freien Stadt Danzig an das Deutsche Reich proklamiert. (. . .) Reichkanzler Hitler hat Gauleiter Forster bestätigt, er nehme die Proklamation über die Rückkehr

Danzigs zum Deutschen Reiche entgegen.»

Ueber die Kampfhandlungen zwischen Deutschen und Polen wurde erst in einer Sondermeldung berichtet, die um 11.30 Uhr an das Studio Basel ging:

«Die SDA teilt mit: Aus Warschau wird offiziell über London mitgeteilt: die Deutschen begannen mit dem Angriff gegen Städte des polnischen Korridors. Die Deutschen griffen auch Oberschlesien an. In seiner Rede vor dem Reichstag erklärte heute vormittag Reichskanzler Hitler, dass seit morgens 5.45 Uhr von deutscher Seite zurückgeschossen werde.»

Um 11.50 Uhr ging folgende Meldung an das Studio Basel:

«*Mobilmachung der Schweizerischen Armee.* Der Bundesrat hat die Mobilmachung der Schweizerischen Armee auf den 2. September beschlossen.»

Im Radio-Nachrichtenbulletin von 12.30 Uhr konnte man einen ersten

Gesamtüberblick über die Lage geben.

«Die neuesten Nachrichten: Die vergangene Nacht und der heutige Morgen haben den Höhepunkt der europäischen Krise gebracht. Die Freie Stadt Danzig hat ihren Anschluss an das Deutsche Reich proklamiert, und die Feindseligkeiten zwischen Deutschland und Polen haben begonnen.

Die gesamte Schweizerische Armee ist auf morgen Samstag, den 2. September, aufgeboten.

Wir wiederholen das Wichtigste: Als Staatsoberhaupt der Freien Stadt Danzig erliess Gauleiter Forster ein Staatsgrundgesetz. Die Verfassung der Freien Stadt Danzig wurde mit sofortiger Wirkung aufgehoben. Danzig mit seinem Gebiet und seiner Bevölkerung bildet mit sofortiger Wirkung einen Bestandteil des Deutschen Reiches. (. . .)»

Bei Kriegsausbruch war ich mitten im zweiten Schuljahr, bei Kriegsende stand ich am Anfang des achten. Fünfeinhalb Jahre meiner Jugend sind in die Zeit des Zweiten Weltkriegs gefallen. Das konnte nicht ohne Einfluss und Nachwirkung bleiben. Aufgestört vom weltweit ausgreifenden Kriegsgeschehen eilte meine Neugier in die Weite, und im Banne von Gefahr, die unterschiedslos alle bedrohte, erlebte ich menschliche Nähe.

Danzig und Korridor

Zeitungslesen war für den Vater Feierabendbeschäftigung; über Mittag fand er keine Zeit dazu. Aber im Sommer 1939 wich er von dieser Gewohnheit ab. Er nahm das «Badener Tagblatt», damals eine dünne Ausgabe von vier bis sechs Seiten, schon zur Hand, bevor die Suppe geschöpft war; und wenn die Zeitung noch nicht vorlag – sie wurde damals über Mittag zugestellt –, schickte er mich der Verträgerin entgegen.

Ich selber machte mir aus Zeitungen noch nichts. Was immer mir für ein Exemplar vor Augen kam: es war in Fraktur gedruckt, einer Schrift, die mir zwar vom Setzkasten her nicht unbekannt, meinen Augen aber weniger gefällig war als die Antiqua im Lesebuch. Vaters Verhalten verriet mir indessen, dass die Zeitung Wichtiges enthalte. Drum buchstabierte ich wenigstens die Titel, während ich ihm aus den Händen der Verträgerin das Tagblatt entgegen-trug, oder schielte von der Seite her ins Papier, wenn er es bei Tisch entfaltete.

In Schlagzeilen und Gesprächen herrschten zwei Namen vor: *Danzig* und *Korridor*. Beide gehörten zusammen. Der Korridor, durch den Vertrag zu Versailles geschaffen, war eine *Landbrücke*, 30 bis 50 Kilometer breit, die dem Staate *Polen* in Danzig Zugang zur *Ostsee* verschaffte, auf Kosten Ostpreussens, das durch ebendiesen Korridor von Deutschland abgetrennt war.

All dies konnte ich als Zweitklässler zwar noch nicht wissen, merkte aber doch, dass der Korridor nicht ein Hausgang war – durch Korridore ging ich täglich im *Ländlischulhaus* –, sondern eine ferne Gegend, welche die Gemüter bewegte.

Oft und öfter schickte der Vater, wenn er mittags in die Wohnung trat, seinem Gruss die Frage voraus: «Was passiert im Korridor?» Die Antwort musste er selber suchen, in der Zeitung oder in Gesprächen, abends über den Gartenhag hinweg. Aus einem solchen Wortwechsel unter Erwachsenen, an einem der letzten Abende im August 1939, schnappte ich den Satz auf: «Wenn Hitler am Korridor nicht Ruhe gibt, kommt Krieg.»

«Das heisst Ernstfall»

Der Krieg begann am 1. September 1939, kurz vor sechs. Davon konnte, als wir zwei Stunden später zur Schule gingen, nur Kenntnis haben, wer zu Hause über ein Radio verfügte, also fast niemand. Jedenfalls verlief der Unterricht wie gewohnt. Einzig in der Pause standen die Lehrer dichter und länger beisammen als sonst, und auf den Heimweg gab uns die Lehrerin die unübliche Ermahnung mit, am Nachmittag wiederzukommen. Das hätten wir auch unaufgefordert getan – Freitag war ja nicht Mittwoch!

Zu Hause war's ernst. Die Nachricht vom Kriegsausbruch hatte sich unter den Hausfrauen herumgesprochen, und der Vater kam mit gleicher Kunde aus der Fabrik. Das Tagblatt lieferte ihm nur die ausführlichere Bestätigung. Bekannt war auch schon, dass der Bundes-

rat auf den 2. September die Generalmobilmachung angeordnet habe. Ich hörte diesen Begriff zum erstenmal, verstand aber sogleich, dass die Armee gemeint sei. «Hol mir die Militärsachen vom Estrich», sagte der Vater zur Mutter, «heute abend muss ich den Aff packen», und zu uns Kindern: «Ihr helft mir den Kaput rollen.»

Das tat ich nicht ungern. Vater hatte eine Ausrüstung, die mich fast theatralisch beeindruckte. Als Sanitäter beim Landsturm war er nämlich noch nicht auf Feldgrau umgerüstet; er kleidete sich nach wie vor in die blaue Uniform aus dem Ersten Weltkrieg – 1917 hatte er die Rekrutenschule absolviert –, trug am Leibgurt ein Faschinenmesser, das ihm bis zum Knie reichte, und schützte den Kopf mit einem Tschako, der nicht einmal gegen Splitter Schutz geboten hätte. Das hatte mich aber nie bekümmert, bereitete mir auch jetzt keinen Kummer. Ich freute mich vielmehr darauf, wieder mal den Tschako aufsetzen zu dürfen. Aber Vater gab mir einen Dämpfer: «Diesmal geht es nicht zur Inspektion, sondern in den Aktivdienst. Da wird nicht nur Appell gemacht, sondern vereidigt. Fahneid heisst Ernstfall. Wer ihn geschworen hat, steht in der Pflicht, sein Land mit Leib und Leben zu verteidigen.»

Was hätten wir Kinder dazu sagen wollen? Nur die Mutter, der die Jahre des Ersten Weltkriegs noch ebenso gegenwärtig waren wie dem Vater, brach das Schweigen: «Wir wollen hoffen und beten, dass es nicht zum Aeussersten kommt.» Dann sprach der Vater das Tischgebet, wie gewohnt; nur glaubte ich zu hören, dass er den Herrn Jesus nachdrücklicher zu Gast bat.

Kindheit in Kriegszeiten

Erinnerungen an die Jahre 1939–1945 (I) / Von Gotthilf Hunziker

Die ersten Soldaten

Um halb zwei ging ich zur Schule, wie gewohnt. Ungewohnt war aber der Anblick: Seminarstrasse, Wettingerstrasse, Hochbrücke – fast menschenleer. Da radelten weder Arbeiter, noch eilten Angestellte. Ein Feiertag schien angebrochen. Die Glocken der beiden Badener Kirchen, die zu Mittag lange geläutet hatten, waren verstummt, über die Brücke eilte vollbepackt ein einsamer Soldat, in ferner Bläue glühte die Sonne, ich ging allein durch den David-Hess-Weg, beklappte leichterhand das Holzgeländer, spürte überrascht, dass die verwitterten Latten Hitze aufgenommen hatten, dachte ungewollt: «Es ist Krieg», und hatte zugleich den Eindruck, dies alles sei unwirklich.

Wirklichkeit empfang mich erst im Schulhaus wieder. Die Lehrerin, eine mütterliche Matrone im Witwenstand, erteilte Unterricht wie je, geordnet und bedächtig. Ueber Fragen zum Krieg, die da und dort aufblitzten, hörte sie geflissentlich hinweg. Erst zum Schluss sagte sie: «Von der Mobilmachung habt ihr gehört. Eure Väter und erwachsenen Brüder rücken zum Militärdienst ein. Auch hier, hinter dem Ländlischulhaus und unten im Keller, beziehen schon die ersten Soldaten Quartier. Wahrscheinlich werden sie auch dieses Schulzimmer belegen. Das wollen wir ihnen gern überlassen – sie verteidigen unser Land. Wir werden aber Schule halten wie bisher, nur an einem andern Ort. Denn darauf kommt es jetzt an: dass wir Ruhe bewahren und unsere Pflicht ebenso ordentlich leisten wie die Soldaten die ihre. Auf Wiedersehen morgen!» Der übliche Sturm ins Freie unterblieb; wir gingen aus dem Zim-

mer, als entfernten wir uns von einer Weihestätte.

Am Abend waren Ländliturnhalle und Schulhauskeller bereits in militärischer Hand. Vorausabteilungen richteten die Unterkünfte ein, und angelehnt an die Rückwand des Ländlischulhauses dampfte schon eine Feldküche. Zivilisten, Erwachsene wie Kinder, liessen sich herbei, aus Neugier, gewiss, aber auch aus dem spürbaren Gefühl, dort einigen Schutz zu finden, wo Soldaten waren. Es wirkte erleichternd und vertrauenerweckend, den Küchentiger in breitem Berndeutsch zu hören: «D Chuchi louft – dä Chrieg wär afe ggunne.»

Beben in der Stimme

Auf acht Uhr eilte ich heim – nicht wegen Vaters Tornister, der war bereits gepackt, sondern wegen der *Ansprache des Bundespräsidenten*. Sie sei für alle Eidgenossen wichtig, hatte mir die Mutter eingeschärft, zudem müssten wir würdigen, dass die Hausnachbarn im ersten Stock, ein kinderloses Ehepaar, uns eingeladen hätten, in ihrer Stube Radio zu hören.

Da sass denn die ganze Hausgemeinschaft, Bewohner aus drei Etagen, in einem einzigen Raum, starre unverwandt auf den oval hochgewölbten Apparat mit Laubsäge-Ornamenten, und lauschte, wie *Philipp Etter* sprach – in der Stimme ein Beben, dem einzigen, was ich als Neunjähriger mitbekam, dem fast einzigen; denn oben, in der eigenen Wohnung, konnte ich ungewollt den Schluss von Eters Rede wiederholen, Worte, die ich nie zuvor vernommen hatte:

«Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, / in keiner Not uns trennen und Gefahr. / Wir wollen frei sein wie die Väter waren, / eher den Tod, als in der Knechtschaft leben. / Wir wollen trauen auf den höchsten Gott / und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.»

«Wir hätten keinen besseren General haben können!»

Gespräch mit dem Badener Historiker Willi Gautschi über seine Guisan-Biographie

Eigentlich hätte sein Werk auf den heutigen Tag, den Mobilmachungs-Gedenktag, erscheinen sollen, doch sowohl Quellenauswertung wie auch technische Herstellung dauerten länger als geplant. Entstanden ist nun ein Werk von über 900 Seiten. Willi Gautschi ist mit seiner Guisan-Biographie indes bekannt geworden, bevor das Buch fertig ist. «Gautschi, der Denkmalstürzer» lautet dabei der Grundtenor, ein Etikett, das ihm gar nicht behagt. Deshalb ist ihm die Titelschlagzeile wichtig: «Wir hätten keinen besseren General haben können als diesen Guisan!»

Frage: Herr Doktor Gautschi, am 8. Mai 1985, 40 Jahre nach Kriegsende, ist im BT bereits einmal ein Gespräch mit Ihnen über Ihre Guisan-Biographie erschienen. Heute, 50 Jahre nach Kriegsbeginn, dürfen wir abermals mit Ihnen über denselben Gegenstand reden. Sie sagten damals, man wisse als Historiker nie, ob man überhaupt ans Ziel seiner Bemühungen gelange, also ob aus den Recherchen überhaupt ein fertiges Buch werde. Nun wissen wir es: Es wird eines! In welchem Arbeitsstadium befinden Sie sich im Moment? Ab wann kann man das Werk in den Buchhandlungen kaufen?

Dr. Willi Gautschi: Vor vier Jahren erschien tatsächlich alles noch als ein grosses Abenteuer. Doch mit der Zeit nahm der «rohe Block» Gestalt an. Die

Arbeit an der Guisan-Biographie war aussergewöhnlich zeitaufwendig, aber zugleich fesselnd, vielseitig und aufschlussreich. Es tauchten fortwährend neue Fragestellungen auf, denen nachzugehen sich ebenfalls aufdrängte. Ich werde, wenn die Arbeit abgeschlossen sein wird, länger daran gearbeitet haben als der Zweite Weltkrieg dauerte. Aber es hat sich gelohnt. – Die mehr als tausend Manuskriptseiten sind gesetzt, zurzeit findet der Umbruch und die Einfügung der mehreren Dutzend Illustrationen statt. Das Buch, das im Endzustand etwa 950 Seiten umfassen wird, dürfte Mitte Oktober ausgeliefert werden. Eigentlich sind mir dünnere Bücher lieber als dicke, weil der Umfang die Lesbarkeit und Verdaubarkeit erschwert. Doch es ging bei diesem Gegenstand schlicht nicht anders.



Wie lautete eigentlich Ihre Aufgabenstellung?

Zunächst, damit keine Missverständnisse entstehen: Die Aufgabe habe ich mir selbst gestellt. Das war bei meinen Büchern – mit Ausnahme der Aargauer Geschichte, die im Auftrag des Regierungsrates entstand – stets so. Zwar hat der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung meine Arbeit mit einem Beitrag unterstützt, aber er hat keinen Auftrag daran geknüpft. – Ich ging mit folgender Fragestellung an die Arbeit heran: Es ist offenkundig, dass die Funktion des Oberbefehlshabers im Zweiten Weltkrieg nicht eine rein militärische, sondern ebenso eine eminent politische war. Welches war seine militärische Bedeutung, welches seine politische? Wo gab es Spannungen mit der politischen Führung, dem Bundesrat? Ich wollte also nicht einfach eine Biographie im üblichen Stil schreiben. Der Untertitel deutet dies an. Er lautet: «Probleme der schweizerischen Armeeführung im Zweiten Weltkrieg».

Können Sie unseren Lesern kurz beschreiben, wie Ihr «normaler» Arbeitstag in den letzten sechs Jahren aussah?

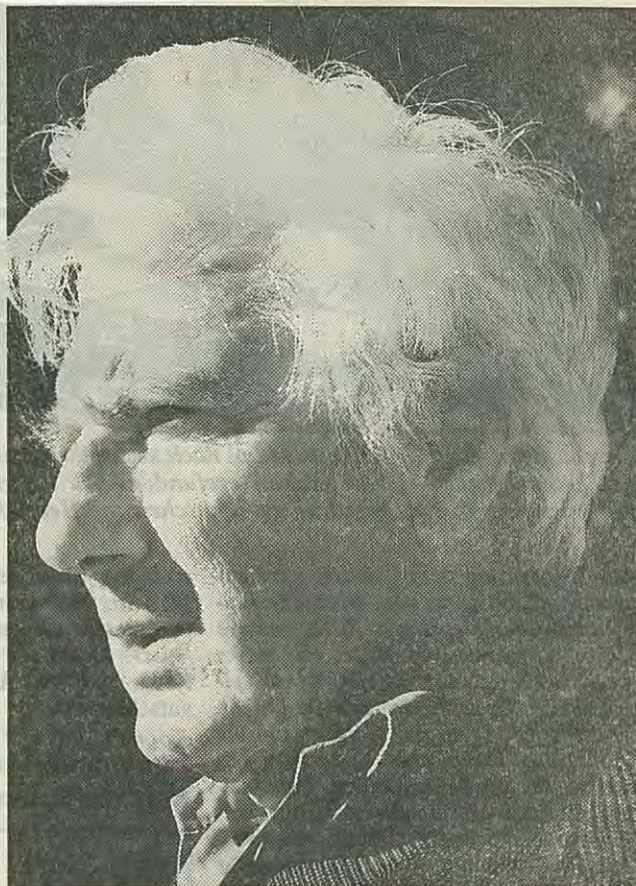
In der Anfangsphase fand die Arbeit neben meiner Lehrtätigkeit an der Kantonsschule Baden statt, seit meiner Pensionierung vor gut vier Jahren widmete ich meine volle Arbeitskraft diesem Buch. Ein Grossteil der Phase «Quel-

Die Aufgabe des Geschichtsschreibers

«Je mehr eine Darstellung sich der Gegenwart nähert, desto heikler wird die Arbeit des Geschichtsschreibers. (...) Für den Historiker steht die Pflicht fest, den Schwierigkeiten der Abklärung drückender Stellen nicht auszuweichen. Es ist eine Aufgabe seiner Wissenschaft, ein sachliches Verhältnis zur Vergangenheit zu finden. Ich bemühe mich um diese Haltung. (...) Während der Studien zur vorliegenden Arbeit unterbreitete ich Historikern und Politikern gesprächsweise die Frage, ob sie erwarteten, dass politisch heisse Eisen anzufassen oder beiseite zu lassen seien: Die Meinungen gingen auseinander. Auffallend ist, dass einige wissenschaftliche Fachleute eher zur Vorsicht rieten, während politisch führende Persönlichkeiten die kritische Abklärung auch peinlicher Sachverhalte durchwegs als wünschenswert erachteten.»

(Willi Gautschi
in seiner Einleitung zur
«Geschichte des Kantons Aargau»)

Willi Gautschi wurde 1920 in Reinach im oberen Wynental geboren, lebt aber seit Jahrzehnten in Baden. Er war zunächst an der hiesigen Bezirksschule tätig und ab 1962 bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1985 als Hauptlehrer an der Kantonsschule Baden. Verschiedene Veröffentlichungen über die Schweizergeschichte haben ihn bekannt gemacht: «Der Landesstreik 1918», «Lenin als Emigrant in der Schweiz», «Geschichte des Kantons Aargau 1885–1953» usw.



lensichtung» fand natürlich auswärts statt, vor allem in Archiven. Ich war, alles zusammengefasst, viele Monate lang im Bundesarchiv in Bern, dann im französischen Armeearchiv in Vincennes, ebenso im deutschen Militärarchiv in Freiburg i. Br. Hinzu kamen Besuche bei Zeitzeugen, Gespräche mit noch lebenden Personen aus dem Umfeld des Generals. Diese Gespräche gehörten zu den packendsten Momenten meiner Arbeit. Ich traf Leute von 85 oder 90 Jahren, mit noch unbestechlichem Gedächtnis, aber auch andere, die zur

selektiven Erinnerung oder verklärenden Legendenbildung neigten. – Die Ausarbeitung des Manuskriptes fand zum überwiegenden Teil in unserer Ferienwohnung in Flims statt, wo sich mein Arbeitsatelier befindet. Ich brauche Ruhe beim Arbeiten und Platz für den grossen «Verlag». Beides habe ich dort. Ich bin ein Morgenmensch, setze mich früh an die Arbeit und beende sie jeweils um 15 Uhr. Dann folgt ein ausgedehnter Spaziergang. Ich bin ein relativ disziplinierter Mensch. Eine «Sünde» mag allerdings die Liebe zu

altem Veltliner sein, der allabendlich mein vertrauter Begleiter ist . . .

Waren die Schwierigkeiten, an die Informationen heranzukommen, beim Gegenstand Guisan besonders gross? Sind Sie auf auskunftswillige Zeitzeugen und Aemter gestossen oder eher auf Schranken des Schweigens?

Die zuständigen Behörden haben mir in der Regel bereitwillig geholfen und mir Akten zugänglich gemacht, die eigentlich noch verschlossen wären. So war es zum Beispiel möglich, die Untersuchungsakten über die Offiziersverschwörung von 1940 erstmals einzusehen. Auch Privatpersonen gaben in der Regel bereitwillig Auskunft. Nur in Einzelfällen stiess ich auf offenes oder verhaltenes Misstrauen, auf Ausflüchte, weil vielleicht etwas Unerwünschtes «auskommen» könne.

Ihr Guisan-Buch hat, bevor es erschienen ist, bereits für Aufsehen gesorgt. Es reizt mich, Ihnen nochmals die gleiche Frage zu stellen wie vor vier Jahren: Wollen Sie mit Ihrem Werk das Denkmal Guisan stürzen? Sie sind spätestens seit Ihrer Aargauer Geschichte als unbequemer Historiograph bekannt. Stört Sie der Heldenmythos, der sich um General Guisan rankt?

Zu behaupten, ich wolle ein Denkmal stürzen, welches das Schweizervolk in
Fortsetzung auf der nächsten Seite



Bei der Inspektion eines Hochgebirgskurses (Winter 1944)



Geschichtsforscher Willi Gautschi hat nach sechsjähriger intensiver Quellenarbeit keinen «neuen» Henri Guisan «gefunden». Er liefert lediglich ein etwas differenzierteres, präziseres Bild des Menschen und Heerführers. (Archivbild)

der Erinnerung dem General verdientmassen errichtet hat, wäre eine *unstatthafte Unterstellung*. Eine andere Zeitung meinte, ich hätte «die erste kritische Biographie über Guisan» geschrieben. *Es geht mir gar nicht um ein Werturteil, es geht mir lediglich um die Abklärung historischer Tatsachen.* Ich wollte ein quellenkritisches, ein quellengetreues, differenziertes Bild von Guisan und seinem Umfeld zeichnen. Ich bin gegen eine Glorifizierung unter Vernachlässigung historischer Tatsachen. Der mündige Staatsbürger sollte nicht nur ein «schönes» Bild erhalten, sondern die Wahrheit erfahren dürfen. Gerade eine bedeutende Persönlichkeit wie Guisan *erträgt* die Wahrheit. Aber für mich ist auch nach sechs Jahren Quellenarbeit klar: Henri Guisan war ein *grosser Mann*, der eine *eindrückliche Leistung* vollbracht hat. Wir hätten keinen besseren Mann in dieser Rolle haben können. Aber er hatte, wie jeder Mensch, auch gewisse *Schwachstellen*. Wir dienen seinem Andenken nicht, wenn wir diese einfach verschweigen. Der – unzutreffende – Ruf des «Denkmalstürzers» kommt vielleicht daher: Ich befasse mich gerne mit Vorgängen der Geschichte, die – weil man wenig Präzises darüber weiss – *umstritten* sind. Es reizt mich, undurchsichtige Dinge zu klären, indem ich hinter die Kulissen schaue. Das war schon bei meiner Dis-

sertation über den *Generalstreik* von 1918 so: Professor von Muralt riet mir von diesem Gegenstand ab, das sei «zu heiss». Doch ich nahm das Risiko in Kauf, und das Ergebnis war höchst aufschlussreich.

Können Sie uns eine der erwähnten «Schwachstellen» Guisans nennen?

Nicht nur Bundesrat Pilet-Golaz, son-

Aus dem Inhalt

- Die erste Armeestellung (1939/40)
 - Die Auswechslung des Generalstabschefs
 - Kooperation mit fremden Mächten
 - Die Frontisten-Untersuchung
 - Die Bedrohung während des Westfeldzuges 1940
 - Die Offiziersverschwörung
 - Der Rütliapparat
 - Das Reduit
 - Der nationale Widerstand
 - Die Frage der Entsendung einer Sondermission nach Berlin
 - Die Akten von La Charité
 - Die Affäre Däniker
 - Die Beziehungen mit dem Bundesrat
 - Die Zusammenarbeit mit Generalstabschef Huber
 - Die Ausschaltung Willes
 - Landesverrat, Todesurteile und Ueberwachungsmaßnahmen
 - Die Linie Masson-Schellenberg
 - Die Zusammenkunft von Biglen
 - Märzalarm 1943 und Messerschmitt-Handel
 - Das Problem der Zensur
 - Die Juni-Krise 1944
 - Das Verhältnis zur Sozialdemokratie
- Nach dem Rücktritt als Oberbefehlshaber:
- Umtriebe mit Masson
 - Der Bericht über den Aktivdienst
 - Die fehlenden Operationspläne
 - Der Streiftfall Bandi
 - Die Frage des Friedensgenerals
 - Missverständnis mit de Lattre de Tassigny

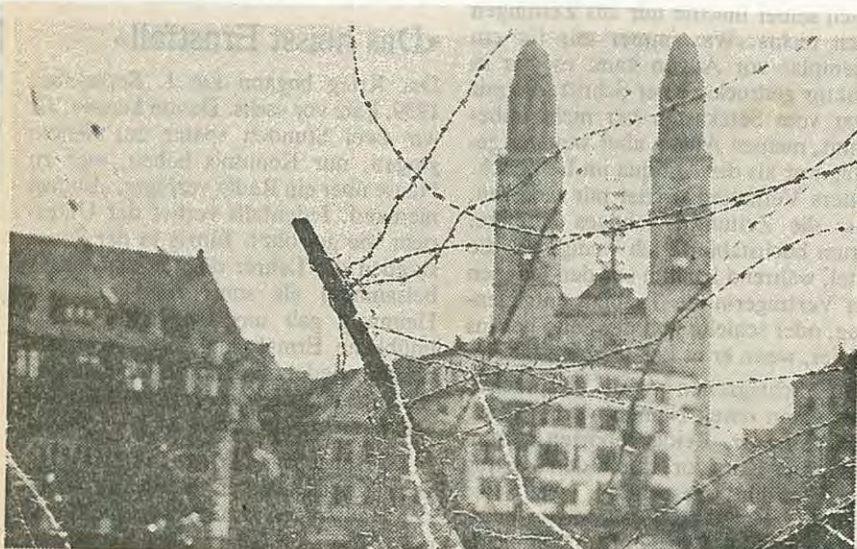
dern auch General Guisan versuchte es auf politischem Weg mit gewissen *Anpassungsmassnahmen*. So schlug der Oberbefehlshaber 1940 dem Bundesrat bei mehreren Gelegenheiten eine eigentliche «Goodwilltour» nach Berlin vor, um gegenüber Deutschland eine versöhnliche Geste zu machen. Die Schweiz und Deutschland sollten auf wirtschaftlichem, kulturellem und touristischem Gebiet enger zusammenarbeiten. Das ist sehr irritierend. Es ist indes leicht, so etwas aus heutiger Sicht zu verurteilen. Man muss es *aus jener Sicht* sehen, den ungeheuren *Druck* berücksichtigen, der auf der umzingelten Schweiz und ihrer Führung lastete.

Im Zusammenhang mit den «Diamant»-Feierlichkeiten wurde recht hitzig die Frage diskutiert, wie entscheidend der Faktor Armee war beim Entscheid Hitlers, die Schweiz nicht anzugreifen. Sie sind bei Ihrer Arbeit sicher auf dieses Thema gestossen und wissen es nun genauer.

Fraglos führten mehrere Faktoren zu diesem für uns glücklichen Entscheid. Der Faktor Armee war sicher nicht der einzige, aber er war der *letztentscheidende*. Das, was man heute «*Dissuasion*» – Abschreckung durch Abwehrbereitschaft – nennt, hat damals voll funktioniert. Doch es hat keinen Zweck zu leugnen, dass es *noch andere* Gründe gab, dass die Schweizer Wirtschaft für die deutsche Rüstung arbeitete und Hitler diese «Quelle» nicht zuschütten wollte, dass es den inoffiziellen Transitweg durch die Schweiz nach Italien gab, dass das «Raubgold» hier reingewaschen werden konnte, dass die Schweiz ein internationales Nachrichtenzentrum war, das es zu erhalten galt. *Aber wenn wir keine oder nur eine schwache Armee*



An einem Empfang in Sins im Freiamt



Verteidigungszustand in Zürich nach der zweitem Mobilmachung im Jahre 1940.

gehabt hätten, wären wir «eingesteckt» worden; darüber herrscht überhaupt kein Zweifel. Denn Hitler hätte uns dann ja mitsamt den erwähnten Vorteilen haben können. So aber, angesichts der starken Armee, musste er damit rechnen, dass bei einem Kampf all diese Vorteile verlöngingen.

Herr Dr. Gautschi, Sie wirken «still going strong». Wann erscheint Ihr nächstes Buch?

Ich bin nun 69 Jahre alt. Die anstrengungen mit dem Guisan-Buch waren ungewöhnlich gross, vergleichbar der schwierigen Erstbesteigung eines hohen Berges. Ich brauche nun zunächst einmal eine *respiratorische Pause!* Ich habe einen Nachholbedarf in anderen Bereichen. Die Historie wird mich aber zweifellos nicht in Ruhe lassen. Ich denke zwar, dass es sich bei der Arbeit über General Guisan um die letzte meiner Publikationen dieses Umfanges handelt. Unter der Voraussetzung, dass mir die geistige Spannkraft erhalten bleibt, hoffe ich jedoch, gelegentlich noch die eine oder andere Studie ausführen zu können.

Interview: Hans Fahrländer

Das Samstags-Gedicht

ausgewählt von Eduard Stäuble

Eidgenossenschaft

Wie ist denn einst der Diamant entstanden
Zu unzerstörlich alldurchdrungner Einheit,
Zu ungetrübt, strahlenheller Reinheit,
Gefestigt von unsichtbaren Banden?

Wenn aus der Völker Schwellen und Versanden
Ein Neues sich zu einem Ganzen einreihet,
Wenn Freiheitslieb' zum Volke dann es einweihet,
Wo Gleichgesinnte ihr Heimat fanden:

Wer will da wohl noch rütteln dran und feilen?
Zu spät, ihr Herrn! schon ist's ein Diamant,
Der nicht mehr ist zu trüben und zu teilen!

Und wenn, wie man im Edelstein erkannt,
Darin noch kleine dunkle Körper weilen,
So sind sie fest umschlossen und gebannt.

Gottfried Keller

Diesem Gedicht von Gottfried Keller entstammt das Kennwort «Diamant», das man für die Gedenkveranstaltungen zur Generalmobilmachung vor 50 Jahren gewählt hat. Das Gedicht entstand 1844, also drei Jahre vor dem Sonderbundskrieg und vier Jahre vor der Gründung des neuen Bundesstaates (1848). Im November 1843 war Gottfried Keller nach einem dreijährigen Aufenthalt in München, wo er sich hatte zum Maler ausbilden lassen wollen, nach Zürich zurückgekehrt. Damals wandte er sich von der Malerei ab und wurde von einem «grossen Drang zum Dichten» erfasst. Sein erster Biograph Jakob Baechtold erzählt: «Mit dem Sommer 1843 beginnt Gottfried Kellers liederreichste Zeit, die bis 1845 anhält. In seinem Sammetfräckelein, das den Dichter

äusserlich kennzeichnen sollte, begab er sich jeden schönen Morgen nach dem sogenannten «Platzspitz», wo Sihl und Limmat zusammenfliessen. Unter einem der schönen, von Rosenhecken eingefassten Räume richtete er sich wohnlich ein. Eine Menge Gedichte ist hier entstanden. Mit den vorbeirauschenden Wassern zogen auch die Verse heran.» (Unvorstellbar, dass unter den heutigen Verhältnissen der Zürcher Platzspitz für Gottfried Keller noch ein ähnlicher Ort dichterischer Inspiration sein könnte...) 1845 erschienen die ersten Gedichte des damals 25jährigen Gottfried Keller unter dem Titel «Lieder eines Autodidakten», und 1846 gab er seinen ersten Band «Gedichte» heraus. Unter diesen ersten Gedichten Kellers findet sich auch eine Reihe von «So-

netten», die aktuellen politischen Themen gewidmet sind. Es sind zum Teil rührend unbeholfene Gedichte, hölzern im Rhythmus und spröde im Ton. Auch das Gedicht «Eidgenossenschaft» wird man kaum als poetisches Meisterwerk ansehen wollen. Keller wusste selber um die Unzulänglichkeit seiner ersten dichterischen Versuche: «Es war aber dummes und schlechtes Zeug, was ich machte», schrieb er an einen Freund.

*

Um die Bedeutung dieses Gedichts dennoch richtig einschätzen zu können, muss man sich die *politische Situation jener Zeit* vergegenwärtigen: 1798 hatte Napoleon die staatliche Ordnung der Schweiz zertrümmert; man stand bei uns gewissermassen unter französischer Bevormundung. Nach der Niederlage und Verbannung Napoleons wurde 1815 auf dem Wiener Kongress die Schweiz wiederhergestellt – und gleich darauf setzten in unserem Land die heftigsten Auseinandersetzungen ein: die einen wollten wieder zurück zu den Verhältnissen vor 1798 (Zeit der *Restauration*, bis 1830), die andern wollten die Errungenschaften der Französischen Revolution («Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!») nicht mehr preisgeben und kämpften für eine neue demokratische Schweiz (Zeit der *Regeneration*, bis 1847). Die Gegensätze spitzten sich zu zwischen Konservativen und Liberalen, zwischen Föderalisten und Zentralisten, zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen Stadt und Land – bis es 1847 zu einem eigentlichen Bürgerkrieg kam, zum *Sonderbundskrieg*, aus dem dann, fast wie ein Wunder, der neue *Bundesstaat* hervorging (1848). Diese ungeheuer dramatische Zeit hat Gottfried Keller vollbewusst miterlebt. 1843, nach seiner Rückkehr aus München, stand er entschieden auf seiten der Liberalen: er bekämpfte leidenschaftlich die Berufung der Jesuiten und nahm am ersten Freischarenzug gegen Luzern teil. Er stürzte sich mitten hinein in das politische Leben jener Zeit. Aus

diesen Zeitumständen heraus sind auch seine schweizerischen Sonette zu verstehen. Italien überwand damals die Fremdherrschaft und seine innere Zerrissenheit. In Deutschland entstand ein neues Kaiserreich. Die Schweiz sah sich als Kleinstaat zwischen Grossmächten. Damals wurde in *Deutschland* allen Ernstes darüber diskutiert, ob die Schweiz mit ihren verschiedenen Sprachen und Kulturen überhaupt als eine eigenständige *Nation* betrachtet werden könne. Es gab sogar eine deutsche Propaganda, die für eine Wiedervereinigung der deutschen Schweiz mit dem Deutschen Reiche warb. Keller kannte diese Ansichten und Pläne aus seiner Münchener Zeit, und eben aus dieser Erfahrung heraus schrieb er seine schweizerischen Sonette, darunter das Gedicht «Eidgenossenschaft». In diesem Gedicht vergleicht er die Schweiz mit einem «Diamanten». Das Wort Diamant leitet sich ab vom griechischen «adams» (= unbezwingbar). Diamanten haben sich im Laufe von Jahrmillionen unter geologischen Hochdruck- und Hochtemperaturbedingungen aus Kohlenstoff gebildet. Keller nennt den Diamanten «unzerstörlich», von «alldurchdrungner Einheit», von «ungetrübt, strahlenheller Reinheit» und «gefestigt von unsichtbaren Banden». So kann aus Jahrhunderten der Geschichte, aus dem «Schwellen und Versanden» der Völker, auch ein *Volk* hervorgehen, das in seiner «unzerstörlich alldurchdrungenen Einheit» einem Diamanten gleicht. Die gewaltige Kraft, durch die ein solcher Diamant sich bildet, ist die *Freiheitsliebe*. Durch sie wird die Schweiz mit ihren verschiedenen Sprachen und Kulturen zu einem einzigen und eigenständigen Volke, zu einer *Heimat der Gleichgesinnten*, an der sich weder rütteln noch feilen lässt, «ihr Herrn!». Mit diesen «Herrn» sind jene gemeint, die damals noch glaubten, der deutschsprachige Teil lasse sich wieder von der Schweiz abtrennen und dem Deutschen Reiche anschliessen. «Zu spät, ihr Herrn!» ruft Keller diesen Leuten zu. Die Schweiz hat sich im Laufe von Jahr-

hundertern zu einem unabhängigen, selbständigen Staat entwickelt – zu einem Diamanten, «der nicht mehr ist zu trüben und zu teilen!». Dies ist das entschiedene *Bekenntnis Gottfried Kellers zur Schweiz* im Jahre 1844. (Und bei diesem Bekenntnis blieb er sein Leben lang, wenn er auch in späteren Jahren die neue Demokratie durch Materialismus und Korruption bedroht sah und zur Anprangerung und Bekämpfung solcher Zerfallerscheinungen seinen letzten Roman «*Martin Salander*» schrieb.) Bis hierher ist Gottfried Kellers Gedicht von überzeitlicher Gültigkeit. Nur in den letzten drei Zeilen huldigt er noch kurz den besonderen parteipolitischen Verhältnissen jener Zeit: er spricht von «kleinen dunklen Körpern», die noch im Edelstein zu erkennen seien. Wie sich aus der geschilderten Lage vor 1848 unschwer ableiten lässt, meint Keller damit die *konservativen Kräfte*, die restaurativen und rückschrittlichen Kreise, die einem fortschrittlichen Liberalismus damals noch im Wege standen, die aber der Entstehung der neuen Demokratie kaum mehr hinderlich sein konnten, denn sie waren ja «fest umschlossen und gebannt», man hatte sie gewissermassen «fest im Griff».

Das Gedicht ist unmissverständlich klar und kann kaum falsch gedeutet werden. Und solange sich die Schweiz und die Schweizer noch als *ein unzertrennlich Ganzes* empfinden, als ein Volk, das sich in seiner *Freiheitsliebe* eng verbunden fühlt («gefestigt von unsichtbaren Banden»), und solange eine solche Schweiz notfalls auch bereit und stark genug wäre, diese Freiheit zu verteidigen, so lange darf sie sich durchaus als «Diamant» im Sinne Gottfried Kellers verstehen. Es liegt heute – auch dies ganz im Sinne Gottfried Kellers – an uns, dass aus diesem Diamanten kein wertloser, wohlfeiler «*Klunker*» wird. Es liegt in unserer Pflicht und Verantwortung, dass wir eine «unzerstörliche» Schweiz nicht zu einem verrottenden Wegwerfartikel verkommen lassen.

Eduard Stäuble

War die Schweiz militärisch bedroht?

Neue Erkenntnisse dank Quellenforschung /
Von Prof. Dr. Walter Schaufelberger



Im Rahmen einer Artikelfolge blenden wir in den kommenden Wochen einige Male 50 Jahre zurück und wollen versuchen, Ereignisse vor, während und nach der ersten

Generalmobilmachung am 1. September 1939 aufgrund neuer (und älterer) Erkenntnisse zur Darstellung zu bringen.

Wir beginnen die Folge mit einem Artikel von Walter Schaufelberger (Bild). Er ist Dr. phil. I, Professor für Allgemeine und schweizerische Militärgeschichte an der Universität und der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich.

Zwischentitel und Bildlegenden wurden von der Redaktion angefügt.

P.T. 12. 3. 89. Die Inlandredaktion

Blüht die Bedrohung der Schweiz vom Jahr 1940 bloss in der Phantasie bürgerlicher Ideologen? Dass «Tannenbaum», die deutsche Operationsplanung gegen die Schweiz, mehr als blosser Pflichtübung deutscher Stäbe gewesen ist, hat Werner Rösch in seiner Dissertation bereits vor einigen Jahren wissenschaftlich nachgewiesen. Seither sind nun aber, insbesondere durch die jüngsten Nachforschungen von Georges Wüthrich und Mathias Müller, neue Erkenntnisse gewonnen worden.

Im Juni 1940 wurden deutsche Grossverbände, darunter zwei Gebirgsdivisionen, in Eilmärschen an unsere Jurgrenze verlegt. Hohe und höchste deutsche Prominenz aus Partei und Militär – der Reichsführer SS Heinrich Himmler am 15. 7., der Oberbefehlshaber des Heeres von Brauchitsch am 18. Oktober – tauchten an den Grenzbäumen im Jura auf. Was hatten sie dort zu tun? Zahlreiche Genieverbände, die in der Freigrafschaft Burgund, im Sundgau und südlichen Elsass die gegen die Schweizer Grenze führenden Strassen in beschleunigtem Einsatz für gepanzerte Fahrzeuge benutzbar machten – was war wohl Sinn und Zweck dieser Aktivitäten? Die 21. Infanteriedivision, die sich im Raum Mülhausen, von der Grenze etwas abgesetzt, befehlsmässig so bereitzuhalten hatte, dass sie jederzeit mit zwei Regimentern in Front die Schweizer Grenze überschreiten konnte – was braucht es noch?

Sandkastenspiele unterbeschäftigter Generalstäbe waren dies gewiss keine mehr. Hingegen könnte es sich um Aktivitäten übereifriger militärischer Kommandostellen gehandelt haben, ohne dass die politische Führung involviert gewesen war.

Ein Schlüsseldokument aus Freiburg im Breisgau

Abgesehen davon, dass militärische Stellen doch kaum eine Unternehmung nicht nur planen, sondern bereits recht handfest vorbereiten, die ausserhalb aller politischen Möglichkeiten liegt, sind in den letzten Tagen Akten aus den Beständen der Heeresgruppe C im Bundesarchiv/Militärarchiv in Freiburg im Breisgau zum Vorschein gekommen, die einiges Licht ins Dunkel bringen. Der Fund ist um so bemerkenswerter, als einem ausdrücklichen deutschen Befehl zufolge militärische Operationen im Stadium der Planung nicht aktenkundig werden durften, was unsere Nachforschungen nach der Bedrohung auch nicht erleichtert. Im Hauptquartier der Heeresgruppe B in Versailles fand am 28. Juni 1940 eine Besprechung hoher und höchster deutscher Generäle statt. Aus den Aufzeichnungen: «An Schweizer Grenze 12. Armee (siehe Anlage): Es ist notwendig, dass diese Armee bald zusammentritt.» Man fragt sich, wozu.

Das für uns entscheidende *Votum des Chefs der Operationsplanung* lautet wie folgt: «In der fraglichen Angelegenheit (gemeint ist die Schweiz; Anm. der Redaktion) hat der Führer bisher lediglich geäussert, dass unter gewissen Voraussetzungen eine Besetzung in Frage kommt. Der Fall ist zurzeit nicht akut. Zunächst sind kein Aufmarsch und keine Vorbereitungen zu treffen. Gedankliche Einstellung darauf. Wenn der Fall in Frage kommt, werden auch Kräfte aus Norden und Nordosten angesetzt. H. Gr. C. (Heeresgruppe C, Anm. der Redaktion) bzw. 12. Armee können gelegentlich ihre Gedanken mit Karte

vorlegen, jedoch in ganz unverbindlicher Form. *Vorschlag*: Gelegentliche Rücksprache O. B. (Oberbefehlshaber; Anmerkung der Redaktion) H. Gr. C mit O. B. 12. Armee. 12. Armee scheint Neigung zu haben, sich scharf ins Zeug zu legen.»

Der Tatbestand ist klar. Mindestens am 28. Juni 1940 war der Fall Schweiz für den Führer nicht aktuell, «zunächst» nicht aktuell, für später «unter gewissen Voraussetzungen» möglich. Bei der 12. Armee hingegen gab es offenbar viel Schneid und Schwung, der zunächst einmal gebremst werden musste. Die Anweisung an die militärischen Stellen, sich gedanklich auf den Angriff vorzubereiten, reichte aus, verschiedenerlei in Gang zu setzen. Die Operationsabteilung des Generalstabs des Heeres erteilte am 13. Oktober 1940 die Weisung, den von Heeresgruppe C vorbereiteten «Tannenbaum» während des Winters à jour zu halten, und zwar so, «dass seine Durchführung jederzeit

nach einer Vorwarnung von etwa einer Woche möglich ist». Am 11. November 1940 dann orientierte das Oberkommando des Heeres, dass der «Tannenbaum» nicht mehr aktuell sei, woraus man schliessen könnte, dass er es bis dahin mindestens für die militärischen Stellen eben doch gewesen ist.

Das deutsche Augenmerk wandte sich fortan dem Osten zu. Erst die alliierten Landungen in Nordafrika und Süditalien 1942/43 rückten den Operationsraum Schweiz wieder ins Rampenlicht. Bei der Vorbereitung der Abwehr gegen den aus Italien nach Norden stossenden Feind musste für die Deutschen schlechthin entscheidend sein, ob die Schweiz ihre bewaffnete Neutralität auch gegenüber den Alliierten politisch behaupten wollte und militärisch behaupten konnte.

In diesem Zusammenhang gehören die bedauerlichen Kontakte unseres Oberbefehlshabers mit dem SS-Brigadegeneral Schellenberg. Wären die Deutschen zu einer negativen Beurteilung gelangt, dann wäre der «Fall Schweiz» zweifellos noch einmal bren-

nend aktuell geworden. Aus dieser Zeit stammt ein Eintrag im *Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht*: «Schon durch das Achsenbündnis umklammert, nach der Besetzung Frankreichs vollends dem deutschen Druck ausgeliefert, war die Schweiz der wohl am meisten in seiner Existenz gefährdete europäische neutrale Staat. Durch

eine kluge Verbindlichkeit haben die eidgenössischen Politiker es vermieden, Anlass zu politischen Pressionen zu geben, und durch einen hohen Ausbildungs- und Ausrüstungsstand nötigte das ständig in Bereitschaft gehaltene schweizerische Bundesheer auch die deutsche Wehrmachtsführung zu einem kühlen Respekt.»

Nicht nur deutsche Angriffspläne

Damit wenden wir uns nunmehr der zweiten Frage zu, welche Folgerungen aus konkreten Fällen militärischer Bedrohung für unsere Landesverteidigung und Sicherheitspolitik gezogen werden können. Da stehen natürlich die *Angriffspläne im Vordergrund*. Für 1939/40 ist übrigens nachdrücklich darauf hinzuweisen, dass es durchaus nicht nur den deutschen «Tannenbaum» gegeben hat, sondern dass sich auch unsere anderen Nachbarn immer wieder mit der Schweiz beschäftigt haben. Für den Fall, dass die schweizerische Landesverteidigung zu wünschen übrig liesse, schmiedeten die Franzosen in den Vorkriegsjahren Pläne für den Einmarsch im Falle einer deutschen Aggression, und zwar mit oder ohne schweizerische Zustimmung. Die Italiener planten wäh-

Italienische Pläne

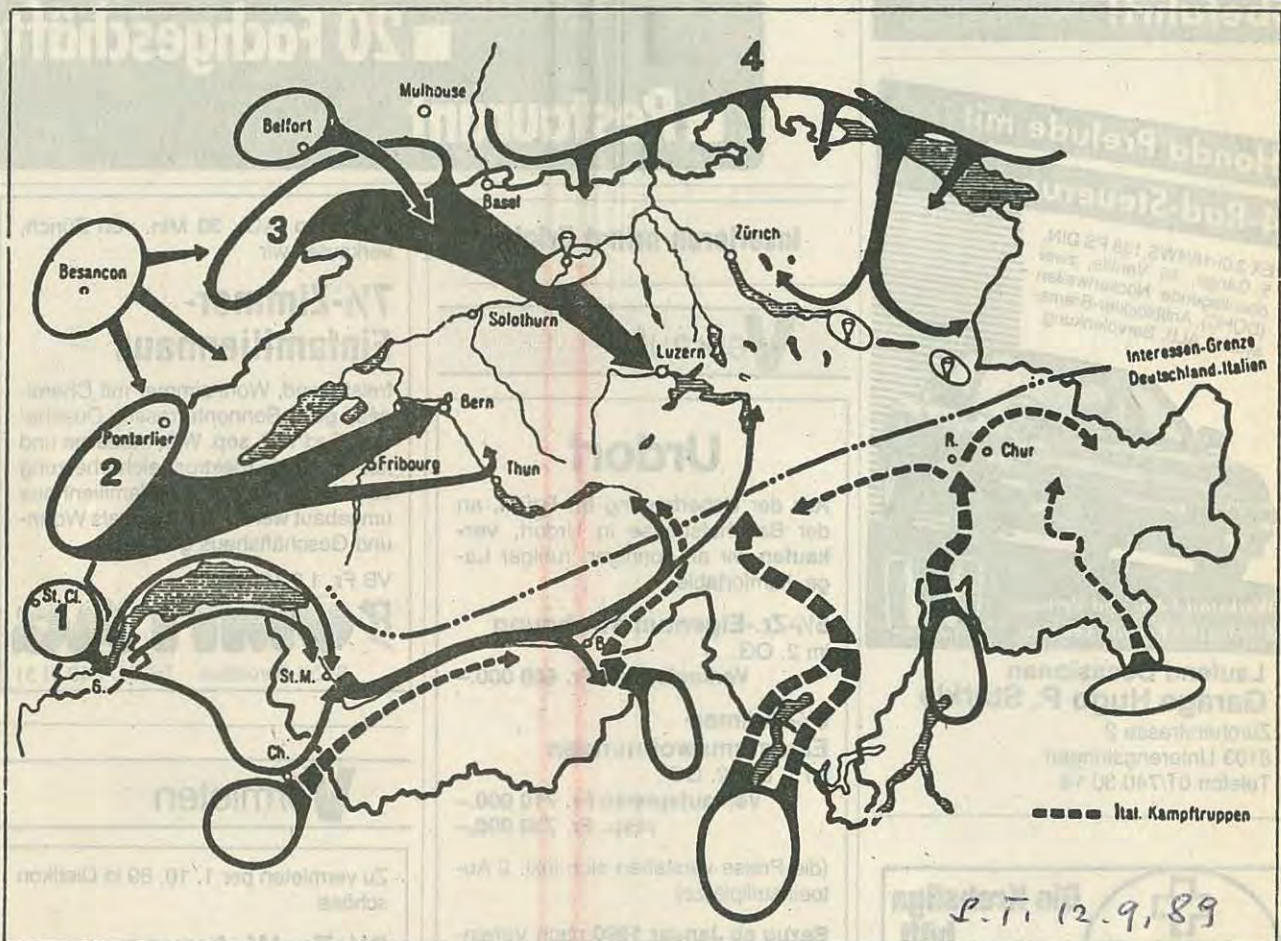
(Kg.) In der September-Nummer der «Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitschrift» stellt Walter Schaufelberger neue Forschungsergebnisse über die Vorbereitungen der italienischen Generalstäbler gegenüber der Schweiz vor. Zur Zeit des *ersten* Weltkrieges traf Italien an der Grenze zur Schweiz Abwehrmassnahmen für den Fall einer deutschen Operation durch schweizerisches Gebiet nach Norditalien. Befestigungswerke, Schanzgräben, Batteriestellungen, Kavernen, Barackenlager und zusätzliche Strassen

wurden errichtet. Im Durchschnitt waren 15 000 bis 20 000 Arbeiter am Werk.

Nach dem Krieg zerfielen die Fortifikationen, die glücklicherweise nicht gebraucht worden waren, zusehends. Doch ab 1927 tauchte im faschistischen Italien in der Annahme eines bewaffneten Konflikts zwischen Italien auf der einen und den verbündeten Deutschland und Oesterreich auf der andern Seite selbstverständlich der Stoss durch die Schweiz gegen Oberitalien wieder auf, wie Schaufelberger schreibt.

1) Militärische Planungen sagen über Absichten an und für sich nichts Verbindliches aus, auch wenn in Kriegszeiten ein durch die militärische Seite geschaffenes *Fait accompli* nicht völlig ausgeschlossen werden kann. Entscheidend für die Beurteilung der militärischen Bedrohung ist indessen *nicht die explizite Absicht, sondern das vorhandene Potential*. Absichten können jederzeit geändert werden. Wir stellen fest, dass es *durchaus nicht bei generalstäblichen Denksportübungen* geblieben ist, sondern dass phasenweise *recht konkrete Massnahmen* getroffen worden sind: Erkundungen und Militärsplionage, Ausbau der militärischen Infrastruktur im Grenzraum, Geländeverstärkungen, Formierung von Stäben und teilweise einsatzbereiten Grossverbänden, Erhö-

hend für die Beurteilung der militärischen Bedrohung ist indessen *nicht die explizite Absicht, sondern das vorhandene Potential*. Absichten können jederzeit geändert werden. Wir stellen fest, dass es *durchaus nicht bei generalstäblichen Denksportübungen* geblieben ist, sondern dass phasenweise *recht konkrete Massnahmen* getroffen worden sind: Erkundungen und Militärsplionage, Ausbau der militärischen Infrastruktur im Grenzraum, Geländeverstärkungen, Formierung von Stäben und teilweise einsatzbereiten Grossverbänden, Erhö-



Der Plan «Tannenbaum», der in Deutschland durchaus weit über den Westfeldzug hinaus aktuell geblieben ist, wie die Ergebnisse zweier neuer Dissertationen aufzeigen.

rend vieler Jahre, im Falle eines deutschen Vorstosses durch die Schweiz gegen Oberitalien günstige Verteidigungspositionen in den Schweizer Alpen zu gewinnen, und zwar auch wieder *ungeachtet der eidgenössischen Zustimmung*. Als dann das Verhältnis zum Deutschen Reich sich immer pfleglicher gestaltete, wurden ähnliche Ueberlegungen für den Fall eines französischen Vorstosses über die Walliser Pässe nach Oberitalien angestellt. Nach dem Kriegseintritt auf seiten des deutschen Achsenpartners planten die Italiener dann weiter für den Fall, dass die Schweiz stückweise oder vollständig unter ihre Nachbarn aufgeteilt würde. Noch 1941 sahen sie vor, gegebenenfalls mindestens die

Kantone Wallis, Tessin und Graubünden einzustecken. Auch hierzu wurde übrigens für die «radikale Lösung» («Soluzione radicale») eine *Vorwarnzeit von sechs bis acht Tagen* festgesetzt.

Sicherheitspolitische Schlussbilanz

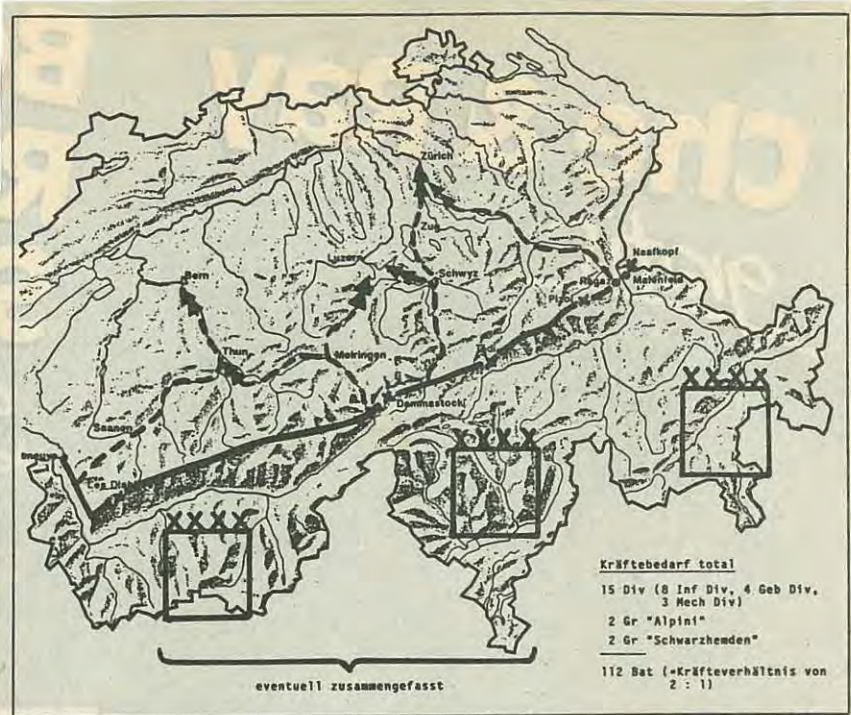
Unsere Kenntnisse der verschiedenen Operationspläne gegen die Schweiz haben sich in letzter Zeit dank einiger wertvoller Publikationen, namentlich von Hans Senn, Hans Eberhart und Alberto Rovighi, wesentlich verbessert. Eine *vergleichende Betrachtung* erlaubt nunmehr einige *Feststellungen und Schlussfolgerungen von erheblicher Tragweite*:

hung der Bereitschaftsgrade.

2) *Drei verschiedene Motive für eine Operation gegen die Schweiz* lassen sich aus den historischen Beispielen vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg erkennen. Erstens die Eroberung; zweitens der Durchmarsch, damit ein Drittstaat angegriffen oder auch unterstützt werden kann; drittens der präventive Einmarsch, um einer erwarteten Aggression durch einen Drittstaat bereits auf schweizerischem Boden zu begegnen. Die uns bekannten Operationspläne ergeben mit aller Deutlichkeit, dass die dritte Variante, nämlich der *präventive Einmarsch, die bei weitem häufigste ist*. *Besetzung unseres Landes* kommt als Ziel insgesamt nur einmal vor, nämlich

eben für die Achsenmächte in der ersten Phase des Zweiten Weltkriegs. Der Durchmarsch, um einen Drittstaat anzugreifen, ist ernsthaft auch nur ein einziges Mal erwogen worden, nämlich durch Frankreich im Ersten Weltkrieg zur Auflösung der erstarrten Westfront. *Den präventiven Einmarsch hingegen haben alle unsere Nachbarn immer wieder planmässig vorgesehen:* Frankreich von der Endphase des Ersten Weltkriegs an bis zu den Eventualabsprachen zu Beginn des Zweiten Weltkriegs; Italien mit Beginn des Ersten Weltkriegs über zwei Planungsphasen der Zwischenkriegszeit hinweg bis zum Jahr 1940; das Deutsche Reich, wie erwähnt, in der zweiten Phase des Zweiten Weltkriegs, nachdem es gegen die aus Italien und Frankreich gegen seine Grenzen vorstossenden Alliierten in die Rolle des Verteidigers geraten war.

3) Daraus resultiert nun aber eine *grundlegende sicherheitspolitische Erkenntnis. Bei Eroberung und Durchmarsch*, den ersten beiden Varianten also, muss die *Abhaltungswirkung* unserer Armee theoretisch und praktisch als *relativ* bezeichnet werden. Beide sind von der Kosten-Nutzen-Rechnung eines potentiellen Angreifers abhängig. Je höher der erwartete Ertrag in Relation zum veranschlagten Preis, desto wahrscheinlicher dürfte bei gegebener Interessenlage die militärische Operation sein. *Anders* verhält es sich hingegen bei der dritten Variante, dem *präventiven Einmarsch*. *Diesen muss keiner unternehmen, so lange die bewaffnete Neutralität der Schweiz politisch und militärisch glaubwürdig ist.* Im Gegenteil: Einem jeden ist mit einer intakten, abwehrstarken Schweiz gedient, weil er sich dadurch den Einsatz seiner eigenen Mittel in diesem Raum ersparen kann. *Das aber heisst, dass bei der weitest häufigsten historischen Neutralitätsbruchvariante das Schicksal der Schweiz einzig und allein in ihren eigenen Händen lag und liegt.*



Ein Operationsplan des italienischen Generalstabs des Heeres vom Mai 1941 mit einem fertig ausgearbeiteten Invasionsplan für die Schweiz. Man beachte die unterschiedliche Kräfteplanung im Vergleich zu einem Operationsplan von 1928. Damals als Zielsetzungen «lediglich» die Erreichung von Simplon, Kanton Tessin bis zum Nufenenpass sowie die von Süden in das Engadin führenden Pässe. Man glaubte, diese neue «italienische Nordgrenze» mit einem einzigen Armeekorps zu 3 Divisionen, 9 Bataillonen Schwarzhemden und 10 schweren Batterien erreichen zu können. Im Plan für 1941 hat sich die Zahl der veranschlagten Divisionen verfünffacht.

Briefe an die NZZ

Dienstag, 19. September 1989 Nr. 217

Zum 50. Jahrestag des Kriegsausbruchs

Die wirtschaftliche Schwäche des Dritten Reiches

Im Artikel «Hitlers Krieg» (NZZ Nr. 196) zeigt Alfred Cattani, dass sich das Dritte Reich seit 1937 am Rande des wirtschaftlichen Bankrotts befunden hat. Leider wird in diesem Zusammenhang nicht auf die Bemühungen hingewiesen, die schon viel früher Jacques Rueff von der Banque de France unternommen hat, um die Vereinigten Staaten dahin zu bringen, vermehrt deutsche Exporte aufzunehmen. Das wäre die einzige Möglichkeit für die Deutschen gewesen, den ihnen nach dem Ersten Weltkrieg auferlegten Reparationsverpflichtungen gegenüber Frankreich nachzukommen und das grosse Elend zu verhindern, das mit der Wirtschaftskrise über Deutschland hereinbrach und Hitler an die Macht brachte. Aber die USA lehnten aus Furcht vor deutscher Konkurrenz solche Anregungen ab und begnügten sich mit

der Auflage internationaler Anleihen (Dawes und Young), die den Unterzeichnern, darunter auch Schweizer Banken, in den dreissiger Jahren grosse Verluste brachten. Schacht hat dann als Finanzminister nach 1933 das Instrument geschaffen, ohne welches das Hitler-Regime auch nicht einen Monat hätte überleben können: gelenkte Wirtschaft, Devisenkontrolle, Autarkie usw. Aber noch 1937 haben Rueff und Schacht (die gegenseitig eng verbunden waren), zusammen mit H. Abs von der Deutschen Bank, in Paris letzte Versuche unternommen, um Deutschland wieder in die Weltwirtschaft zu integrieren. NZZ 19.9.89.

Damals war es jedoch bereits zu spät. Die von Schacht in Gang gesetzte Autarkie führte rascher, als er es wohl selbst erwartet hatte, zu einer Kriegswirtschaft. Schacht selber hat es verstanden, sich noch rechtzeitig zurückzuziehen. Das verhinderte zwar nicht, dass er in

Nürnberg als Hauptkriegsverbrecher angeklagt wurde, aber er ist freigesprochen worden. Die politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen in den zwanziger und dreissiger Jahren zu einer eindeutigen Schlussfolgerung: funktionierende Weltwirtschaft ist gängliche Voraussetzung zur Aufrechterhaltung des Friedens.

Richard I

Die «Drachensaat» von I

Aus Anlass der 50sten Wiederkehr der Invasion Hitlers in Polen weiss Alfred Greuel, die von diesem Kriege ausgemessen hervorzuheben. Dennoch seiner Auffassung, dass die Schweiz sich in der Abwehr drohender Zusammenstösse, entschlossen war, den Griff zu widerstehen...», nicht vorstimmen, weil sie eine zu einseitig darstellt.

Erkaufte sich die Schweiz ihre «Neutralität» nicht durch die Produktion von Rüstungsgütern für Nazideutschland, sondern sogar 1 Milliarde Franken als Verfügung stellte? Tauschte die Nationalbank nicht das von Deutschland zusammengestohlene Gold (u. a. fern) im Wert von 1,7 Milliarde Franken um? Stellten die Eidgenossen Regime nicht auch ihre Nord-Südverbindungen für Kriegszwecke zu Verfügung? Und wie war es um die schweizerische Politik bestellt?

Die Berücksichtigung dieser unserer Meinung nach die geschichtliche Analyse Cattanis, vor allem den Schweizer sicherlich bereichert.

Deilef Barth (Köln)
Hans-Peter Häfele (Tübingen)
Brigitte Hartmann (Konstanz)



Wer keine gescheiterten Bücher lesen mag und das Thema Schweizer Armee nicht nur tierisch ernst nimmt, wird am Karikaturenband «Die Unschlachtbaren» von H. U. Steger, erschienen im Limmat-Verlag, seine Freude haben, in dem das schweizerischste aller Tiere, das Hornvieh (in Uniform), die Hauptrolle spielt.

NEUE BÜCHER

Die Schweizer Armee ist «in»

■ VON FELIX MAISE

Die Schweizer Armee ist derzeit absolut «in» – zumindest auf dem Buchmarkt und bei den Aktivdienstveteranen. Das hängt damit zusammen, dass ihr demnächst das endgültige Aus droht, wenn im November die Initiative «für eine Schweiz ohne Armee und eine umfassende Friedenspolitik» zur Abstimmung kommt. In diesem politischen Umfeld ist auch eine eigentliche historische Debatte um die Haltung der Schweiz im Zweiten Weltkrieg entbrannt, speziell um den Stellenwert, den die Armee damals hatte und den sie heute hat.

TA. 20. 9. 89

Schonung dank Nützlichkeit

Stark relativiert wird die Bedeutung der militärischen Landesverteidigung in den Jahren 1939–1945 vom Historiker Markus Heiniger in seinem Buch «Dreizehn Gründe. Warum die Schweiz im Zweiten Weltkrieg nicht erobert wurde». Die populär abgefasste, den neusten Stand der historischen Forschung aber dennoch berücksichtigende Darstellung der Kriegsjahre sieht vor allem wirtschaftlich-politische Gründe für die an. Nach Ansicht Heinigers war die

Schweiz militärisch wenig bedroht, da sie strategisch in einem toten Winkel lag.

Die Bedeutung der vieldiskutierten Operation «Tannenbaum» gegen die Schweiz, mit deren Planung sich die deutsche Heeresführung im Sommer 1940 nach dem Fall Frankreichs beschäftigte, relativiert Heiniger unter Berufung auf absolut unverdächtige Zeugen: «Persönlich ist der General überzeugt, dass die Deutschen nunmehr in erster Linie einen politischen und wirtschaftlichen Druck ausüben werden und militärische Aktionen kaum ins Auge fassen», heisst es etwa im Protokoll einer Sitzung der Schweizer Armeespitze vom 22. Juni 1940. Erst wenn diesem nichtmilitärischen Druck zuviel Widerstand erwachsen wäre, hätte mit der Drohung eines Einmarsches gerechnet werden müssen, schreibt Heiniger. Die «nützliche Schweiz» sei vielmehr wegen ihrer Alpentransversalen, ihrer High-Tech-Produktion, ihrer Kanonenlieferungen, ihrer Millionenkredite und ihrer Raubgoldwäscherei als Wechselstube und Mekka der Spione verschont geblieben. Auch die Ruhe an der «inneren Front», die durch ihren Preis gehabt habe (Pressezensur, Demokratieabbau, Flüchtlingspolitik

usw.), nennt Heiniger als wichtigen Grund für die Verschonung der Schweiz.

«Eine beliebte Rechtfertigungsthese für die heutige Armee behauptet, ohne sie wäre die Schweiz 1939–1945 nicht vom Krieg verschont geblieben. Diese Überlegungen beruhen auf dem Missverständnis, mit Geschichte lasse sich eine Gegenwartsfrage entscheiden. Wer so argumentiert, verkennt, wie grundverschieden die Lage zu Beginn der neunziger Jahre von derjenigen 1939–1945 ist», heisst es in Heinigers Schlusswort mit Blick auf die aktuelle Armeeabschaffungsdiskussion. Militärische Abschreckung bleibt nötig.

Schlüsse aus der Vergangenheit

Geschrieben sein könnte das als Antwort auf die vom Zürcher ETH-Militärhistoriker Walter Schaufelberger herausgegebene Aufsatzsammlung mit dem Titel «Sollen wir die Armee abschaffen? Blick auf eine bedrohliche Zeit». Acht Autoren, unter ihnen der Basler Professor Georg Kreis, Korpskommandant Hans Senn und Walter Schaufelberger selbst untersuchen darin nämlich ebenfalls die Bedeutung der Armee im Zweiten Weltkrieg, ziehen daraus aber im Unterschied zu Heiniger ohne Bedenken

Mobilmachungsmassnahmen 1938/39 im Lichte der Bedrohung

R.T. 20.9.89.
Zu militärischen und militärpolitischen Aspekten / Von Korpskommandant Dr. Hans Senn

Schlüsse für die Gegenwart. Es wäre falsch, die Bewahrung der Schweiz einzig der Armee zuzuschreiben, und es wäre auch nicht richtig gewesen, sich einzig auf das militärische Instrument der Landesverteidigung zu verlassen, schreibt Kreis in seinem angenehm differenzier-

ten Beitrag, der sich wohlthuend von anderen Aufsätzen des Bändchens unterscheidet. Ebenso wichtig sei auch die «Besänftigungsstrategie» auf politischer Ebene gewesen (kritische Historiker nennen denselben Sachverhalt Anpassertum). Ohne militärische Abschreckung allerdings, so Kreis, wäre diese politische Strategie wertlos gewesen.

Schaukelbergers warnendes, sehr viel undifferenzierteres Fazit für die Gegenwart: «Der Unterschied zu heute besteht nur darin, dass die Interessierten nicht mehr im Süden und Norden, sondern im Osten und Westen, wohlverstanden auch im Westen, unseres Landes stehen. Was mit einer «Schweiz ohne Armee» geschähe, bedarf keiner weiteren Darlegung», schreibt er. Ähnlich holzschnittartig argumentiert im abschliessenden Beitrag zur aktuellen Sicherheitspolitik der Schweiz auch der Historiker Hans Eberhart. «Wir haben keinen Anlass, daran zu zweifeln, dass die Führer des Sowjetblocks nach wie vor die kommunistische Weltherrschaft im Sinne haben», schreibt er im Ton des kalten Krieges und kritisiert «eine globale Friedenspolitik ohne Waffen nach pazifistischen oder kommunistischen oder anderen ideologischen Vorstellungen» als «verführerische Leerformel».

Pazifismus-Tradition in der SPS

Ganz anderer Ansicht sind da naturgemäss die 35 Autorinnen und Autoren der Aufsatzsammlung «Denkanstösse zu einer anstössigen Initiative. Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten für eine Schweiz ohne Armee». Andreas Gross, Gründungsmitglied der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee, Zürcher SP-Gemeinderat und einer der Initiativen-Väter, weist in seinem historischen Beitrag auf die verschüttete Tradition des Pazifismus und Antimilitarismus in der Geschichte der schweizerischen Arbeiterbewegung hin und zeichnet die SP-interne Armeediskussion minutiös nach - ein Thema, das in der offiziellen Parteigeschichte zum vergangenen Jubeljahr (zufällig?) zu kurz kam. Mehrere Aufsätze gehen auf die innerparteiliche Wirkung der GSoA-Initiative ein. Von der «Hefe im SP-Teig» ist da etwa die Rede und von einer notwendigen Utopie, die «eine frische Brise in die Stickluft helvetischer Innenpolitik» bringen werde, wie die vier Herausgeber

Andreas Gross, Stefan Furrer, Roland Erne und Fitzgerald Crain schreiben.

Strukturanalyse statt Detailstreit

Ebenfalls von einem kritischen, aber mehr theoretischen Ansatz aus geht das neuste Heft der Zeitschrift «Widerspruch» auf das Thema Armee ein. Der Historiker Ruedi Brassel untersucht darin das Überleben traditioneller Feindbilder in friedlichen Zeiten, wobei er spe-

ziell die Konzepte und die Sprache der Schweizer Militärstrategen unter die Lupe nimmt (vgl. oben). Der Zuger Historiker Josef Lang analysiert die Botschaft des Bundesrats zur GSoA-Initiative und kommt zum Schluss, es handle sich dabei um ein «Dokument helvetischen Geschichts-Revisionismus». Ergänzt werden die insgesamt fünf Aufsätze zum Thema durch zwei Dossiers, das eine über den Zusammenhang von Schweizer Armee, kaltem Krieg und Nato-Strategie, das andere über den militärisch-industriellen Komplex in der Schweiz, den «Filz» zwischen Wirtschaft, Politik, Hochschulen und Armee. Sichtbar macht das Heft so in erster Linie tieferliegende Strukturen und längerfristige Veränderungen, statt dass es sich auf den insgesamt eher nebensächlichen Streit um angebliche «Schlüsseldokumente» zur militärischen Bedrohungslage im Zweiten Weltkrieg versteift.

Markus Heiniger. «Dreizehn Gründe. Warum die Schweiz im Zweiten Weltkrieg nicht erobert wurde». Limmat-Verlag, Zürich. 265 Seiten. 29 Fr.

«Sollen wir die Armee abschaffen? Blick auf eine bedrohliche Zeit». Herausgegeben von Walter Schaukelberger. Mit Beiträgen von Hans Eberhart, Hans Rudolf Fuhrer, Georg Kreis, Werner Roesch, Walter Schaukelberger, Hans Senn, Robert U. Vogler, Ernst Wetter. Verlag Huber, Frauenfeld. 104 Seiten. 9.80 Fr.

«Denkanstösse zu einer anstössigen Initiative. Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten für eine Schweiz ohne Armee». Herausgegeben von A. Gross, R. Erne, F. Crain, St. Furrer. Realotopia Verlagsgenossenschaft Zürich. 338 Seiten. 29 Fr.

«Widerspruch», Heft 17. Schweizer Armee, Macht, Krieg. Zu beziehen bei: Widerspruch, Postfach 652, 8026 Zürich, oder im Buchhandel. 168 Seiten. 12 Fr.



Im Zusammenhang mit der Diskussion um die Kriegsmobilmachung vor 50 Jahren taucht immer wieder der Vorwurf an den Bundesrat auf, er habe in den Jahren 1938 und 1939 an-

lässlich des Einmarsches der Deutschen in Oesterreich, der Septemberkrise 1938 und der Zerschlagung der Rest-Tschechei durch Hitler zuwenig reagiert. Andere (auch kleine) Länder trieben damals die Mobilmachungsmassnahmen deutlich weiter als die Schweiz. Warum der Bundesrat so zurückhaltend handelte und sich damit schon damals sehr geharnischte Kritik einheimste, hat Dr. Hans Senn untersucht. Korpskommandant Senn ist 1976 vom Bundesrat als Nachfolger Johann Jacob Vischers zum Generalstabschef der Schweizerischen Armee gewählt worden. Er amtierte bis 1981. Seither hat er sich als Militärgeschichtler einen Namen gemacht.

Die Inlandredaktion

Die schweizerische Armeeführung verfolgte die deutsche Wiederaufrüstung sehr genau. Aufgrund der festgestellten Schwierigkeiten bezüglich Devisen, Rohstoffe und Rekrutierung der Kader nahm sie während der ersten Hälfte der dreissiger Jahre an, dass Deutschland vor zehn Jahren keinen Angriffskrieg führen könne. Beeindruckt durch die immer rascheren Drehungen der deutschen Rüstungsspirale veranschlagte sie diese Frist ab 1936 noch mit 4 bis 5 Jahren. Anlässlich der Besetzung der Rheinlande wurden deshalb *keine Sicherheitsmassnahmen angeordnet*. Die Überzeugung, dass Hitler zwar den vorhandenen Freiraum für ungestrafte Gewaltaktionen ausnützen, aber sich keinesfalls in risikoreiche Abenteuer stürzen werde, erklärt auch die im Vergleich zu andern Kleinstaaten *ausgesprochen grosse Zurückhaltung* während der österreichischen und der tschechischen Krise.

Anschluss von Oesterreich

Untersuchungen der Operationssektion über die Möglichkeit eines militärischen Eingriffs von Deutschland in Oesterreich führten am 20. Dezember 1937 zu einem Bericht des Chefs der Generalstabsabteilung an das EMD. Darin wurde zusammenfassend festgehalten, dass bei Entfaltung eines nationalen Aufstandes oder einer allmählichen Durchdringung der regierenden Kreise mit nationalsozialistischen Elementen die *Voraussetzungen für einen schlagartigen Handstreich auf Wien erfüllt* seien, der Europa vor vollendete Tatsachen stelle und Gegenaktionen ausschliesse. Jede Verzögerung, sei es infolge mangelnder Raschheit, sei es infolge Widerstands von österreichischer Seite müsste dagegen die Gefahr eines Weltbrandes heraufbeschwören. Im ersten Fall scheine eine Verletzung schweizerischen Gebietes *so gut wie ausgeschlossen*. Dagegen müsse angenommen werden, dass eine beschränkte Zahl von Flüchtlingen Einlass in unser Land begehren werde. Im zweiten Fall würde für Frankreich der kürzeste Weg zum Eingreifen in Oesterreich durch die Schweiz führen. Der im Ausbau begriffene Westwall könne die französische Heeresleitung in der Wahl dieser Operationsachse bestärken. An militärischen Massnahmen seien daher ins Auge zu fassen:

- die Verstärkung sämtlicher Grenzschutzposten an der Grenze zu Oesterreich;
- das Aufgebot der St. Galler Grenztruppen sowie der 7. Division für den unwahrscheinlichen Fall deutscher Operationen im Vorarlberg;
- Das Aufgebot des westlichen Grenzschutzes, gefolgt von einer Gesamtmobilmachung der Armee, falls Anzeichen für eine französische Intervention festgestellt würden.

Um die *Möglichkeiten einer französischen Umgehungsaktion durch die Schweiz* näher abzuklären, wurde eine Studie erstellt. Sie ging von der Annahme aus, das französische Oberkommando habe sich zum Ziel gesetzt, den Widerstand der schweizerischen Armee zu brechen und die Ostschweiz als Operationsbasis für eine Invasion Süddeutschlands in Besitz zu nehmen. Die Studie kam zum Schluss, dass die fran-

zösische Offensive ausserordentlichen Schwierigkeiten begegnen würde. Sie müsse gleich zu Beginn des Krieges mit einem hartnäckigen Widerstand der Schweizer Armee im Jura rechnen, welcher notfalls auf einer verkürzten Front im Mittelland fortgesetzt würde. Das verschaffe der deutschen Heeresleitung die notwendige Frist zum Ergreifen von Gegenmassnahmen. Wenn all dies vom französischen Generalstab bedacht werde, sei nicht anzunehmen, dass er sich zu einer Invasion der Schweiz entschliesse. Im Rahmen des Aufmarschplanes E von 1938 befasste sich denn auch das *französische Oberkommando* mit dem Gedanken, eine allfällige *Entlastungs Offensive zugunsten osteuropäischer Kleinstaaten* unter Anlehnung an die Schweizergrenze über den elsässischen Rhein in den Donauroum zu führen. Es hoffte dabei auf eine Zusammenarbeit mit den italienischen Streitkräften. Nach dem widerstandslosen Anschluss Oesterreichs an Deutschland wurde die Idee fallengelassen.

Der *deutsche Einmarsch in Oesterreich vom 12. März 1938* überraschte die Generalstabsabteilung somit keineswegs. Am Vorabend wurde das im Wiederholungskurs stehende Füsilierbataillon 61 auf Pikett gestellt und auf einen allfälligen Grenzschutzauftrag vorbereitet. Am nächsten Tag begab sich ein Vertreter der Generalstabsabteilung ins St. Galler Rheintal, um dort das Kommando über die beiden freiwilligen Grenzschutzkompanien 3 und 6 zu übernehmen. Diese lösten das St. Gallische Polizeikorps ab, das vom Regierungsrat auf eigene Initiative zur Verstärkung der Grenzschutzorgane eingesetzt worden war. Weitere Massnahmen erübrigten sich.

Mit dem Untergang Oesterreichs als selbständiger Staat verlängerte sich die Grenze der Schweiz zu Deutschland um 164 auf 532 km.

Die Tschechenkrise

Während der Auseinandersetzung um die *Sudetenfrage im Herbst 1938* wurden wiederum minimale Sicherheitsmassnahmen angeordnet. Nachdem im August deutsche Reservisten einberufen worden waren und Anfang September die Franzosen ihre Maginotlinie kriegsmässig besetzt hatten, wurden 170 Sprengobjekte an der Landesgrenze in erhöhte Bereitschaft versetzt. Ihre Bewachung erfolgte durch das Grenzschutzkorps und die freiwilligen Grenzschutzkompanien. Die Mehrheit der Landesverteidigungskommission kam zum Schluss, dass der Schweiz *keine unmittelbare Kriegsgefahr* drohe und daher vorderhand auf die Einberufung von Kampftruppen verzichtet werden könne. Als am 24. September die deutsch-britischen Verhandlungen in Godesberg abgebrochen wurden und der Schweiz vergleichbare Staaten wie Belgien, Holland und Dänemark Reservisten aufgeboden hatten, drängten die beiden Unterstabschefs auf die Einberufung des Grenzschutzes. Oberstkorpskommandant Labhart (Chef der Generalstabsabteilung) wollte sich mit den Alarmdetachementen begnügen. Während der Bundesrat über eine Teil-

mobilmachung beriet, traf die Meldung ein, dass am nächsten Tag die Münchner Konferenz zusammentreten werde. Der Entscheid wurde daher aufgeschoben. Nach Unterzeichnung des Abkommens konnten die Mobilmachungsvorkehrungen stufenweise abgebaut werden. In der Generalstabsabteilung fand eine *Manöverkritik* statt. Als Diskussionsgrundlage diente ein Memorandum des Unterstabschefs Front. Oberst Hans Frick stellte einleitend fest, alle Beteiligten hätten die Situation übereinstimmend so beurteilt, «dass Deutschland kaum in der Lage sei, während der Beschäftigung mit der tschechischen Frage irgend etwas gegen die Schweiz zu unternehmen und dass dies auch keinesfalls in seinem Interesse läge, ferner, dass Frankreich wohl kaum beabsichtigen und namentlich vor dem französischen Volk verantworten könnte, ohne weiteres den Durchmarsch durch unser Land zu erzwingen, und dass endlich Italien allem Anschein nach nicht die Absicht habe, gleich zu Beginn eines Weltkonfliktes einzugreifen». All dies seien aber *subjektive Eindrücke* gewesen, für die keine Beweise vorlagen. Es erhebe sich deshalb die Frage, ob solche Vermutungen über die Absichten der Nachbarmächte den Verzicht auf das Ergreifen militärischer Massnahmen rechtfertigten; denn zweifelsohne wäre in dieser politischen Hochspannung, bei zu ca. drei Viertel mobilisierten Heeren, ein Ueberfall auf unser Land ohne die mindeste Vorbereitung jederzeit möglich gewesen. Wir hätten nach aussen den Eindruck erweckt, dass einige beruhigende Erklärungen genühten, um die Schweiz zur Inaktivität zu verleiten. Auch die eigene Bevölkerung habe eine *feste Haltung vermisst*. Das an sich schon stark angeschlagene Vertrauen in die Bundesbehörden sei dadurch *weiter gemindert* worden. Frick zog aus seiner Analyse den Schluss, wir hätten bei der nächsten europäischen Krise allen Grund, frühzeitig mindestens die Grenztruppen zu mobilisieren, um den Anschein der Unentschlossenheit in sein Gegenteil zu verkehren.

Aber auch während der *Liquidierung der Resttschechei im Frühjahr 1939* wurde spät und mit unbedeutenden Schritten reagiert. Schon Ende Januar diagnostizierte die Landesverteidigungskommission ein Wiederansteigen der Spannung. Sie hielt es für möglich, dass die Achsenmächte zur Ablenkung von inneren Schwierigkeiten äussere Konflikte heraufbeschwören könnten. In diesem Fall war zu befürchten, dass die Schweiz in Mitleidenschaft gezogen werde; denn ihr Verhältnis zu Deutschland und Italien war gereizt. (. . .) Erst am 25. März, zehn Tage nach der *Besetzung der Tschechoslowakei* durch die deutsche Wehrmacht, wurden die Sprengobjekte geladen und zu ihrer Bewachung die Alarmdetachementen der Grenztruppen aufgeboden. Im Verlauf der ersten Hälfte April wurde diese vorsorgliche Massnahme abschnittsweise aufgehoben.

Die Ereignisse vom März 1939 lösten in der Generalstabsabteilung eine *neue Grundsatzdebatte* aus. Oberstdivisionär Huber (der spätere Generalstabschef)

Diamantene Tage

Brugg hatte am Freitag den Anfang gemacht; am Wochenende folgten Genf, Pruntrut, Langenthal, Lyss, Thun, Stans, Luzern, Schaffhausen, St. Gallen und Sargans. In diesen Gemeinden fanden insgesamt 20 000 Veteranen zusammen, um der Generalmobilmachung 1939 zu gedenken.

(spk) Manchem Veteran war die Teilnahme eine weite Reise wert – in Thun erschien gar ein Eidgenosse aus Los Angeles. Da und dort, etwa in St. Gallen, erschienen sie auch in dunklem Anzug, nicht um Festlichkeit zur Schau zu tragen, sondern um den Ernst und die Würde des Anlasses zu betonen. Ihnen allen sprach wohl Brigadier Saucy aus dem Herzen, der vor 1000 Veteranen in Pruntrut betonte, niemand habe das Recht, die Verdienste jener herabzuwürdigen, welche Aktivdienst geleistet hätten.

Zu den Gedenktagen, die unter dem symbolkräftigen Kennwort «Diamant» stattfinden, sind nicht allein Männer, sondern auch Frauen willkommen – in Schaffhausen wird drücklich eingeladen (handelnde und Frauen)».

Hermann War und späterer Direktor für Gesamtverteidigung an, dass seinerzeit in Schaffhausen fielen.



Guisan-Münze

Bern, 17. Juli. (sda)

Blick auf den 50. Jahrestag der Mobilmachung eine neue Gedenkmünze herausgegeben, die General Guisan gewidmet ist. Der Reinertrag aus dem Verkauf dieser Münze wird nach Angaben des Eidgenössischen Finanzdepartementes kulturellen Zwecken zukommen. Die Münze wurde vom Graphiker Werner Jeker aus Châtillens im Kanton Waadt entworfen.

Die Fünffrankenmünze aus Kupfernicker wird der Grösse eines normalen Fünffrankenstückes entsprechen und am Rande ebenfalls mit den Worten «Dominus providebit» und 13 Sternen versehen sein. Die Bildseite zeigt General Guisan und trägt die Aufschrift «Henri Guisan»



Durch die «Heimholung» Oesterreichs ins Reich wurde die schweizerische Armeeführung vor neue Probleme gestellt. Wie konnte man die Grenze sichern? Eine Konsequenz aus der neuen Lage war der Bau der Festung Sargans. Im Bild ein Plakat, auf dem der Zweck jener Anlage sehr deutlich versinnbildlicht ist. Unten links Schloss Sargans.

sich von einem aus Schweizer Kreuzen bestehenden Hintergrundmuster die Aufschrift «5 Fr. Confoederatio Helvetica 1989» ab.

Die Gedenkmünze wird ab dem 8. August bei den meisten Banken und, solange vorrätig, bei den Bankstellen der Schweizerischen Nationalbank erhältlich sein. Die Auflage ist festgelegt auf 1 270 000 Stück in Stempelglanz und 69 000 Stück mit polierter Platte. Im Rahmen der Feiern zum 50. Jahrestag der Mobilmachung wird jedem Aktivdienstveteranen, der sich zu den Gedenktagen angemeldet hat, eine Stempelglanzausführung der Münze überreicht.

(Bild key) M 77. 18. 7. 83.

schrrieb dem Chef der Generalstabsabteilung: «Ich habe bis jetzt an einen Ueberfall der Schweiz, der *wie ein Blitz aus heiterem Himmel* käme, nicht geglaubt. Der von langer Hand vorbereitete, aber raffiniert camouflierte . . . Ueberfall der Tschechoslowakei beweist, dass wir uns darauf vorbereiten müssen. Das Datum ist vielleicht schon festgesetzt. Es unterliegt kaum einem Zweifel, dass zwischen den Achsenmächten Abmachungen bestehen dahingehend, dass Italien den Gebiets- und Machtzuwachs des Reiches zuliegt unter der Bedingung, dass dieses ihm im Krieg gegen Frankreich beistehe . . . Die Schweiz wird als Loch im französisch-belgischen Befestigungssystem *das wichtigste und erste Ziel eines handstreichartigen Ueberfalles* sein. Die Deutschen können auch zur Zeit der kurzen Nächte ihre motorisierten Autokolonnen 3 Autostunden oder 150 km von der Grenze unter irgendeinem Manövervorwand bereitstellen, um Mitternacht über alle Rheinbrücken fahren und bei Tagesgrauen in Bern stehen. Dazu kommen die Flieger . . .» Der jetzige permanente Grenzschutz sei gegen einen Ueberfall völlig ungenügend. «Um jederzeit bereit zu sein, müssen die Grenzbefestigungswerke nicht nur bewacht, sondern ständig besetzt sein. Wo Befestigungswerke noch fehlen, müssen die Minen zündbereit sein, derart, dass man buchstäblich nur auf den Knopf zu drücken braucht, um die Brücken zu sprengen . . . Das Knallen der Minen und Knattern der Festungswaffen müsste das Aufgebotsignal für die Grenzmilizen sein.»

Das Problem einer ausreichenden permanenten Grenzsicherung lag vor allem bei den Bedienungslenten, von denen etwa 15 000 für erforderlich gehalten wurden. (. . .) Die Mitglieder der Landesverteidigungskommission hielten die Bedrohung der Schweiz für latent und waren mehrheitlich der Meinung, dass bei einer Aktualisierung der Gefahr die zur Verfügung stehenden Möglichkeiten zur sukzessiven Erhö-

hung unserer Verteidigungsbereitschaft genühten. Die Richtigkeit ihrer Lageeinschätzung wurde durch die Ereignisse bestätigt.

In beiden Phasen der Liquidation der Tschechoslowakei bevorzugte die Landesverteidigungskommission *unauffällige, nicht provozierende und kostensparende Massnahmen*. Vor einer Demonstration des Verteidigungswillens durch massive Truppenaufgebote schreckte sie zurück. Geschah das mit Rücksicht auf die Reizbarkeit der Diktatoren oder auf die Kritik, welche Vorkehren, die sich im Nachhinein als übertrieben erwiesen, unweigerlich hervorgerufen hätten? Jeder Tag Aktivdienst der vollmobilisierten Armee kostete schliesslich 4 Millionen Franken! Wir wollen annehmen, dass die Landesverteidigungskommission in erster Linie vom Willen geleitet war, drastische Massnahmen für den entscheidenden Augenblick aufzusparen. Sie nahm in Kauf,

dass die zögernden Reaktionen das *Gegenteil einer Abhaltewirkung* erzeugten und zu einer beträchtlichen Verunsicherung im eigenen Volk führten.

Die Polenfrage

Mit dem Abschluss des Nichtangriffspaktes zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion am 23. August 1939 erreichte die Spannung einen neuen Höhepunkt. Fieberhafte diplomatische Versuche, die Gefahr der Entzündung eines allgemeinen Krieges am Brandherd Polen durch Verhandlungen zu bannen, waren letztlich zum Scheitern verurteilt. Bundesrat Minger erklärte: «Wenn wir handeln, so kommen nur kräftige Mittel in Frage.» Nach dem Hilfsversprechen von Grossbritannien an Polen vom 25. August entschloss sich der Bundesrat, die Grenztruppen und Teile der Flugwaffe auf Dienstag, 29. August, aufzubieten. Am gleichen Tag stellte die Operationssektion fest, dass *6 bis 7 französische Divisionen an unserer Westgrenze* stünden, genügend Kräfte, um alle Uebergänge vom Solothurner bis zum Waadtländer Jura handstreichartig in Besitz zu nehmen und so dem in der Tiefe bereitgestellten Gros den Weg durch das schweizerische Mittelland zu öffnen. Unsere Grenztruppen seien nicht in der Lage, eine derartige Operation zu vereiteln. Es

müsse damit gerechnet werden, dass die fremden Angriffsspitzen die Korpsammelplätze der 1. und 2. Division vor vollendeter Mobilmachung erreichten. Aus diesem Grunde dürfe mit dem Gesamtaufgebot der Armee nicht länger zugewartet werden. Dieser dringende Appell wurde durch die Entscheidungsinstanzen *nicht erhört*, weil sie immer noch auf eine friedliche Verständigung zwischen London und Berlin hofften. Am 31. August doppelte der Chef der Operationssektion, Oberst von Erlach, nach: Die technische Möglichkeit eines kurzfristigen Einmarsches französischer Truppen bestehe weiter. Es gehe nicht an, mit den Mobilmachungsmassnahmen zuzuwarten, bis die latente Gefahr sich in eine akute verwandelt habe. (. . .) Als Chef der Operationssektion musste sich Oberst von Erlach ohne *Berücksichtigung des Wahrscheinlichkeitsgrades an die gegebenen militärischen Möglichkeiten halten*, die sich aus dem Aufmarsch der Franzosen an unserer Westgrenze und der Konzentration der deutschen Kräfte an der polnischen Grenze ableiten liessen. Schliesslich gab der Einfall deutscher Truppen in Polen am frühen Morgen des 1. Septembers das *Signal* für die Auslösung der allgemeinen Kriegsmobilmachung. Als erster Mobilmachungstag wurde der Samstag, 2. September, bestimmt. Am Sonntag erklärten Frankreich und Grossbritannien Deutschland den Krieg. Am Montag standen unsere Deckungsdivisionen der Westfront zum Eingreifen im Grenzraum bereit. Wenn Frankreichs Truppen unmittelbar nach der Kriegserklärung in die Schweiz eingefallen wären,

hätten die 1. und die 2. Division den Angriff aus der Mobilmachung heraus abwehren müssen.

Getreu der Losung des Chefs EMD handelte der Bundesrat beim Ausbruch des Zweiten Weltkrieges kräftig, wenn er auch für beide Aufgebote den *letztmöglichen Zeitpunkt abwartete*. Die Generalmobilmachung wurde im In- und Ausland als Demonstration des festen Willens gewertet, die Neutralität und Unabhängigkeit mit den Waffen zu verteidigen. Sie beseitigte frühere Unsicherheiten im Schweizervolk und übte die beabsichtigte dissuasive Wirkung auf die Nachbarstaaten aus.

1939–1945: Warum blieb die Schweiz verschont?

■ VON HANS SENN

Ich teile mit Hans Ulrich Jost das Bestreben, sich 50 Jahre nach Kriegsausbruch kritisch mit dem Verhalten unserer damaligen Führergeneration auseinanderzusetzen, um die notwendigen Lehren aus den Geschehnissen zu ziehen. Doch muss dies auf streng wissenschaftlicher Basis, darf nicht aus tendenziöser Absicht erfolgen. Als Veteran, der die dreissiger Jahre als Jugendlicher und den Aktivdienst als junger Mann hautnah miterlebt hat, sowie als Historiker, der sich in seiner achtjährigen Vorlesungstätigkeit an der Universität Bern tief in das Quellenmaterial dieser Zeit hineingearbeitet hat, sei es mir gestattet, drei von Jost beharrlich wiederholte Thesen aus meiner Sicht zu beleuchten und zu relativieren. Im Dialog dürften wir der objektiven Wahrheit einen Schritt näherkommen. Die in meinen Augen einseitigen Thesen können folgendermassen umschrieben werden:

1. Die ungenügende Kriegsbereitschaft unserer Armee im Jahre 1939 sei hauptsächlich auf die heillose Zerstrittenheit der höheren Offiziere zurückzuführen.

2. Die geistige Landesverteidigung sei zum Teil ein Deckmäntelchen für die Verbreitung von totalitärem Gedankengut statt eine Abgrenzung von diesem gewesen.

3. Die Verschonung der Schweiz im Zweiten Weltkrieg sei in erster Linie der wirtschaftlichen Kollaboration mit Nazi-Deutschland zuzuschreiben.

Ungenügende Kriegsbereitschaft

Hauptursache der ungenügenden Kriegsbereitschaft von 1939 war meiner Erkenntnis nach der verständliche, aber leider utopische Glaube breiter Volkskreise, dass es ein so mörderisches Völkerringen wie das eben erlebte nicht mehr geben dürfe und werde. Pazifisten, Sozialisten und sparbeflissene bürgerliche Politiker unterwarfen die Armee von 1919 bis 1932 einem rigorosen Sparregime. Sie wurde auf dem Stand von 1914 eingefroren. Dringende Anpassun-

Vor 50 Jahren löste Hitler den Zweiten Weltkrieg aus. Im offiziellen und privaten Gedenken daran ist hierzulande in den letzten Wochen vor allem eine Frage erneut ins Zentrum teils heftiger Kontroversen gerückt: Warum blieb die Schweiz damals von einem militärischen Angriff verschont? Das sei vor allem das Verdienst unserer Armee und der Idee der geistigen Landesverteidigung gewesen: Diese Antwort legte uns ein lange fast aus-

schliesslich gehätscheltes Geschichtsbild nahe, an dem – unter anderem Hans Ulrich Jost, Professor für neuere Geschichte an der Universität Lausanne, in einem TA-Interview kratzte (Seite Hintergrund vom 4. August). An Josts Geschichtsinterpretation wiederum kratzt im folgenden Dr. Hans Senn, selber Historiker und von 1977–1980 Generalstabschef der Schweizer Armee.



Noch kann sich nicht der letzte Schleier des Vergessens über die Kanonen von damals senken: Haben sie der Schweiz im Zweiten Weltkrieg im Eigengebrauch unserer Armee oder als – über die Grenzen hinweg – handelbares Rüstungsgut den grösseren Dienst erwiesen? Die Kontroverse um Fragen wie diese ist erst richtig entbrannt.

(Bild Martin Zür)

gen aufgrund der Erfahrungen des Ersten Weltkrieges unterblieben. Der auf 1 Prozent hinuntergedrückte Anteil der Militärausgaben am Bruttosozialprodukt führte

zur Begrenzung der Tauglichkeitsziffer auf 55 Prozent,

– zum Streichen der Landwehrwiederholungskurse,

– zum Anzapfen der Kriegsreserven an Munition und Material.

Noch 1934 bekämpften Linkskreise die Vorlage zu einer massvollen Verlängerung der militärischen Ausbildungszeiten. Erst am Parteitag von 1937 bekannte sich die Sozialdemokratische Partei mehr oder weniger vorbehaltlos zur Landesverteidigung. Die ab 1933 von Bundesrat Minger in Gang gesetzten Anstrengungen zur Modernisierung der Armee trugen 1938/39 erste Früchte. Am Tage der Kriegsmobilmachung fehlte es aber immer noch an genügend Panzer- und Fliegerabwehrwaffen. Bloss einige Dutzend Flugzeuge waren kriegstauglich. Infolge der notwendigen Umschulung auf neue Waffen kam die Gefechtsausbildung der Einheiten und Truppenkörper zu kurz. Die Divisionskommandanten hatten noch keine Gelegenheit gehabt, ihre völlig umkrempeelten Heeresseinheiten zu führen. Es zeigte sich, dass die während langer Zeit vernachlässigte Armee in den sieben zur Verfügung stehenden Jahren nicht ichtig auf Vordermann gebracht werden konnte. Glücklicherweise waren wir anänglich nicht bedroht.

Es stimmt, dass die Auffassungen in Politik, Wirtschaft und Armee während der Zwischenkriegszeit weiter auseinandergingen und heftiger aufeinanderprallten als heute. Die demokratische Meinungsbildung warf höhere Wogen und berbordete häufiger. Die Armeeführung machte da keine Ausnahme. Immerhin machte es die angeblich heillos zerstrittene Landesverteidigungskommission fertig, innerhalb der ihr gesetzten knappen Frist die Armee völlig zu reorganisieren, den Grenzschutz aufzustellen und ihn mit permanenten Werken zu verstärken, die Infanterie mit schweren Waffen auszurüsten, einen Teil der Artillerie und des übrigen Korpsmaterials zu erneuern, die Kriegsreserven wieder zu äufnen und die Ausbildungszeiten den Bedürfnissen anpassen.

Als letzter Teil der Armeereform wurde das Projekt der Reorganisation der Armeeführung im Frieden angepackt. Es handelte sich in erster Linie darum, dass der Chef EMD direkt unterstellter Dienstabteilungschefs in Gruppen zusammenzufassen, um die Führung zu straffen. In zweiter Linie ging es um die Frage einer kollektiven oder Einmann-Armeeführung. Hier schied sich die öffentliche Meinung. Der Meinungsstreit wurde in der Öffentlichkeit getragen und zum Teil

polemisch geführt. Die Behauptung von Jost, die Befürworter des sogenannten Friedensgenerals hätten diesen der parlamentarischen Kontrolle entziehen wollen, ist unzutreffend. Das von Gustav Däniker in Worte gefasste Postulat lautete nämlich: «Die militärische Leitung der Armee muss schon zu Friedenszeiten (...) in die Hand eines militärischen Fachmannes, eines Chefs der Armeeführung, gelegt werden. Dieser Chef ist dem Vorsteher des EMD unterstellt und trägt diesem gegenüber die Verantwortung für die Kriegstüchtigkeit der Armee. Er ist der militärische Berater des Departementschefs, gewissermassen der Generalbevollmächtigte mit entsprechendem Inspektionsrecht und Befehlsgewalt.» (Däniker in der «NZZ» Nr. 794 vom 4. 5. 1938)

Ein mit ähnlichen Befugnissen ausgestatteter Oberbefehlshaber leitet heute beispielsweise die schwedische Armee. Da er die Kredite über den Verteidigungsminister beim Parlament einholen muss, entscheiden die Abgeordneten über das Schicksal seiner Vorlagen.

Bundesrat Minger hatte damals die öffentliche Auseinandersetzung über die Frage des Friedensgenerals durch einen Kompromiss verhindern wollen. Er hatte nämlich vorgeschlagen, den ältesten Korpskommandanten als Armeespektor einzusetzen, der dann im Auftrag des Departementschefs über die Einheitlichkeit der Ausbildung wachen sollte. Nachdem das Parlament diesen Vorschlag gutgeheissen hatte, kehrte wieder Ruhe ein im Blätterwald. Die gleiche Equipe, die sich 1938/39 für den Friedensgeneral eingesetzt hatte – nämlich Oberstkorpskommandant Wille, Oberst Hans Frick und Oberst Gustav Däniker –, entwarf im Sommer 1940 in loyaler Weise den Armeebefehl General Guisans vom 3. Juni, der Führer und Truppe zum Durchhalten anspornete. Erst nach der Niederwerfung Frankreichs durch die deutsche Wehrmacht begaben sich Wille und Däniker auf den Weg der Anpassung an die momentanen gegebenen Machtverhältnisse.

Das totalitäre Gedankengut, das von Norden und Süden her in unser Land eindrang, gefährdete den Bestand unserer mehrstämmigen, föderalistisch strukturierten Eidgenossenschaft, die nur durch den gemeinsamen Willen zur Freiheit des Staates zusammengehalten wurde. Die fremde Propaganda fand um so leichter Ansatzpunkte, als bei uns Zweifel aufgestiegen waren, ob die demokratische und pluralistische Staatsform geeignet sei, die wirtschaftlichen und politischen Probleme der Krisenjahre zu lösen. Indem sich die Presse der Gleichschaltung erfolgreich widersetzte, verschaffte sie dem Leser die Möglichkeit, sich kritisch

mit den nationalsozialistischen und faschistischen Ideen auseinanderzusetzen und sich auf die eigenen Werte zu besinnen.

Geistige Landesverteidigung

Nun kann geistige Landesverteidigung nicht von der Regierung verordnet werden. Der Bundesrat unterbreitete zwar dem Parlament einen Gesetzentwurf über Kulturwahrung und -werbung. Entscheidend aber waren die zahlreichen Kräfte gegen den Totalitarismus, die sich im Volk regten. Ihnen verlieh der Historiker Karl Meyer Ausdruck, indem er sagte: «Die Güter, die wir Schweizer in unserem Staate verteidigen, sind letztlich überstaatliche, kulturelle, ewige Werte, die im Urteil der Weltgeschichte ... am meisten wiegen. Aus dieser Gewissheit schöpfen wir, inmitten einer dunklen Gegenwart, das sichere Vertrauen in die Zukunft. Gewiss, der heutige Tag ist nicht unser, wohl auch der morgige nicht; auszuharren bis übermorgen, das ist die Gegenwartsaufgabe jedes Eidgenossen und jeder Eidgenossin.» Die Geschichte hatte ihn gelehrt, dass jede Überspannung der Ziele Gegenkräfte hervorruft. So wusste er um die Endlichkeit der nationalsozialistischen Herrschaft. Mit seiner Devise des «Hochgemuten Pessimismus», was etwa heissen will, für das Schlimmste gewappnet zu sein, aber das Vertrauen in die Wende zum Guten nicht zu verlieren, hat Karl Meyer viel zum Durchhaltenwillen des Schweizervolkes beigetragen.

Gewiss, es gab auch einige, die hofften, ihre autoritäre Saat werde endlich aufgehen, aber sie fanden letztlich beim Volk kein Gehör. Die überwiegende Mehrheit der Wehrmänner stand an der Grenze, um Freiheit, Unabhängigkeit und menschliche Werte zu verteidigen. Ich und meine Kameraden waren tief erschüttert und empört, als wir erfuhren, dass aus süddeutschen Arbeitslagern über den Rhein geflohene Polen den deutschen Grenzorganen übergeben und damit dem sichern Tod ausgeliefert wurden. Kann man uns für diese Schandtat verantwortlich machen?

Gründe für die Verschonung

Jost und ich stimmen in der Auffassung überein, dass die Schweiz nur im Sommer und Herbst 1940 militärisch ernstlich bedroht war, denn allein zu diesem Zeitpunkt verfügte die deutsche Führung über die für eine Invasion benötigten Kräfte. Sofern der zu entrichtende Preis in einem vernünftigen Rahmen gehalten werden konnte, sprachen manche strategischen Gründe für eine rasche Inbesitznahme unseres Landes:

– politische und verkehrstechnische Beherrschung des Bindegliedes zwischen den beiden Achsenmächten;

- Integration des schweizerischen Finanz- und Wirtschaftspotentials in die deutschen Rüstungsanstrengungen zur Vorbereitung des Ostfeldzuges;
- Ausschaltung eines ärgerlichen ideologischen Widerstandsnestes;
- Ausnützung der militärischen und moralischen Schwächeperiode, in die unser Land durch die Niederwerfung Frankreichs geraten war.

Der volle Nutzen einer Operation Schweiz konnte jedoch nur eingebracht werden, wenn es gelang, die Armee rasch auszuschalten und das Verkehrsnetz sowie die Industrieanlagen weitgehend intakt in die Hand zu bekommen. Sollte es Teilen der Schweizer Armee gelingen, den Kampf im Gebirge fortzusetzen, so würden deutsche Kräfte für längere Zeit gebunden bleiben. Auch drohte eine unerwünschte Einbusse an militärischem Ansehen. Sollten die Nord-Süd-Transversalen nachhaltig zerstört werden, so würde die Versorgung Italiens in ernsthafte Schwierigkeiten geraten. Eine allfällige Unbrauchbarmachung der Industrieanlagen würde die deutsche Wirtschaft um den erwarteten Nutzen bringen.

Die von General Halder, Chef des Generalstabes des deutschen Heeres, veranlasste Ausarbeitung von Angriffsplänen gegen die Schweiz trug denn auch dem ausschlaggebenden Faktor Zeit gebührend Rechnung. Durch den konzentrierten Einfall überlegener Kräfte ins Mittelland sollte die eidgenössische Armee vom Rückzug in die Alpen abgeschnitten, eingekesselt und in wenigen Tagen vernichtet werden, so dass für nachhaltige Zerstörungen keine Zeit mehr blieb.

Der deutsche Generalstab wusste damals noch nicht, dass sich bereits Ende Juli die Hälfte unserer Feldarmee ins Reduit abgesetzt hatte. Angesichts der deutschen Absichten erweist sich der Reduitentschluss als genialer Schachzug. Im zentralen Alpenraum war unsere Feldarmee nicht verteidigungsunfähig, wie Jost behauptet, sondern dem Gegner ebenbürtig. Da ihre rasche Niederwerfung unmöglich war, hätte sie sich nur zu dem Preis niederwerfen lassen, dass die Alpentransversalen nachhaltig unterbrochen worden wären. Der Verzögerungskampf der Grenztruppen und leichten Brigaden verschaffte den Territorialtruppen die notwendige Frist, um die vorbereitete Unbrauchbarmachung der kriegswichtigen Industrieanlagen und Warenvorräte durchzuführen.

Dass es sich beim Planungsauftrag von General Halder nicht bloss um eine routinemässige Aufgabe handelte, belegen die Memoiren von General Lossberg aus dem Jahr 1949. Lossberg war 1940 einer der engsten Mitarbeiter von Generaloberst Jodl. Er erinnerte sich daran, dass

der Chef des Wehrmachtführungsstabes nach Beendigung des Westfeldzuges eine kleine Gruppe von Offizieren damit beauftragt hatte zu untersuchen, wie sich gegebenenfalls ein militärischer Einmarsch in die Schweiz bewerkstelligen liesse. Lossberg war überzeugt, dass es sich dabei um einen Auftrag des Führers gehandelt habe, der durch die Fliegerzwischenfälle sehr aufgebracht war. In der - leider nicht erhalten gebliebenen - Studie sei deutlich auf die Gefahr hingewiesen worden, dass die Durchgangsbahnen zum verbündeten Italien durch Zerstörungen auf weite Sicht ausfallen könnten. Diese Bedenken dürften wohl auch dem Führer zur Kenntnis gebracht worden sein.

Während die Vertreter der Partei mit Ribbentrop an der Spitze einer raschen Invasion der Schweiz das Wort redeten, um das gesamte Potential unseres Landes für deutsche Interessen einzuspannen zu können, schlug die Generalität eine Verstärkung des politischen Druckes vor, um die Schweiz gefügig zu machen. Vom Kampfwillen des schweizerischen Wehrmannes beeindruckt, befürchtete sie eine unerwünschte längerfristige Bindung ihrer Verbände in gebirgigen Teilen des Landes. (Edgar Bonjour, «Geschichte der Schweizerischen Neutralität», Bd. VIII). Die Schweiz wurde zum «Wartegau», der nach dem «Endsieg» als reife Frucht eingeheimst werden sollte.

Nicht die im Sommer 1940 umfangmässig noch geringen Lieferungen von Kriegsmaterial an die Achsenmächte liessen Hitler vor einem militärischen Angriff auf die Schweiz zurückschrecken, sondern die Einsicht, dass die Verteidigungsbereitschaft unseres Landes ihn um die Früchte seines Sieges bringen würde. Wären wir damals wehrlos gewesen, so hätte ihn meiner Meinung nach nichts vom Einmarsch und der vollständigen Ausnützung unserer Arbeits-, Finanz- und Wirtschaftskapazität abgehalten. Sogar unsere Wehrkraft wäre für nationalsozialistische Zwecke missbraucht worden. Schweizer hätten erneut für fremde Interessen «an der Beresina» gekämpft. Da seine Ziele nicht erreichbar waren, musste der deutsche Führer sich mit einem Bruchteil unserer wirtschaftlichen Leistungen begnügen. Diese waren weniger ungleich auf die Kriegsparteien verteilt, als Jost vermutet. In den Archiven von London und Washington wurden vor kurzem Dokumente gefunden, die beweisen, dass es trotz der rigorosen deutschen Blockade gelungen war, für die Rüstung unentbehrliche Präzisionsinstrumente und Werkzeugmaschinen auch nach Grossbritannien, in die Vereinigten Staaten und sogar nach Russland zu exportieren.

Die «Drachensaat» von 1939

Zum Leserbrief von drei Autoren über die Haltung der Schweiz im Zweiten Weltkrieg (NZZ Nr. 217) haben wir zahlreiche ausnahmslos kritische Zuschriften erhalten. Wir publizieren daraus nachfolgend drei und möchten damit die Diskussion schliessen. M 27 6.10.89

Die drei Leserbriefschreiber stellen die Haltung der Schweiz im Zweiten Weltkrieg allzu verzerrt dar. Wahrscheinlich haben sie die von der Bevölkerung ausgestandene Angst vor einem Überfall durch Hitler-Deutschland nicht miterlebt. Zur Genüge ist übrigens schon eingeräumt worden, dass unsere Behörden nicht durchwegs «ideal» reagiert haben. Sofort ist jedoch beizufügen, dass das Ergebnis anders ausfällt, wenn man von blossen Emotionen und Voreingenommenheit zu *Rechtsgrundsätzen* wechselt. Milder zu beurteilen ist nämlich, wer in «schwerer Bedrängnis» oder aus «achtenswerten» Beweggründen handelt. Wer wollte für unsere Behörden das Vorliegen solcher spezieller Umstände im Krieg bestreiten, vorab aber gegenüber der «ständigen Wirtschaftsdelegation des Bundesrates» (Minister J. Hotz, Legationsrat R. Kohli, Dr. H. Homberger, Vorort), welcher deutscherseits unerhörte Forderungen zugemutet wurden, in Berlin, das im Sommer 1940 im Siegesrausch überschäumte, als Hitler über Europa triumphierte. In dieser unbeschreiblichen Atmosphäre in der Reichshauptstadt wagte es die Delegation, sogar *Mut* in schwerster Bedrängnis zu beweisen und die Forderungen abzulehnen. Resultat: die Deutschen mussten einschneidende Zugeständnisse machen, nämlich u. a. die Lieferung von Kohle, Eisen, Ölen und Fetten, woran sie selber verhängnisvollen Mangel litten; ohne deutsche Sämereien und Dünger wäre der Wahlen-Anbauplan nicht möglich gewesen. Zur *Goldfrage* nur das: Das Staatsdepartement hat dem Schreibenden erklärt, dass die Nationalbank natürlich nicht feststellen konnte, ob Gold gestohlen und umgeprägt worden war. Die gesamte Raubgutfrage (inkl. Kunstgegenständen) ist im Washingtoner Abkommen vom Mai 1946 erledigt worden.

Ernst Schneeberger (Bern)

*

Es war zu erwarten, dass das wirtschaftliche Verhalten der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges Anlass zu skeptischen Fragen geben werde. In der Zuschrift vom 19. September 1989 aus Konstanz und Umgebung werden historische Fragen gestellt, mit deren Beantwortung man jedoch der Sachlage in keiner Weise gerecht würde. Nach dem Mai 1940 war die Schweiz – wie hinreichend bekannt – dem Würgegriff Hitlers ausgesetzt. Diese unange-

nehme Lage, sie bleibt uns Älteren in nie verblässender Erinnerung, hatte naheliegenderweise ihre Auswirkungen. Die Aufrechterhaltung der Neutralität wurde zur heiklen politischen Gratwanderung. Abstürze mit tödlichen Folgen mussten vermieden werden. Das forderte – leider, ist beizufügen – seinen Preis. Vor diesem historischen Hintergrund ist das Verhalten der Behörden zu beurteilen. Und vor derselben geschichtlichen Kulisse ist der Wirtschaftsaustausch zwischen Reich und Eidgenossenschaft zu würdigen.

Im Standardwerk «Geschichte der schweizerischen Neutralität» (Bonjour, 1970, Basel) ist u. a. nachzulesen, wie sich schweizerische Wirtschaftsdiplomaten schon nach der Machtergreifung hatten demütigen lassen müssen. Die militärischen Erfolge Hitlers nach 1939 verschlimmerten die Verhandlungsposition der Schweizer vollends. Auch auf anderen Gebieten (Presse usw.) kam es zum unerhörten Druck, zur Erpressung. Die aufmerksame Lektüre *Bonjours* sei allen Zweiflern sehr empfohlen.

Kurt Waldvogel (Neunkirch)

*

Zum Leserbrief «Drachensaat» 1939 sende ich Ihnen statt einer Replik ein Zitat aus den Memoiren des britischen Kriegspremiers Winston Churchill (6. Band, 1. Buch):

«Der Premierminister an den Aussenminister», 3. Dezember 1944: Die folgenden Zeilen schreibe ich, um meinen Standpunkt niederzulegen. Von allen Neutralen hat die Schweiz das grösste Anrecht auf Sonderbehandlung. Sie ist der einzige internationale Faktor, der uns und die grauenhaft entzweiten Nationen verbindet. Was bedeutet es schon, ob sie in der Lage gewesen ist, uns die gewünschten Handelsvorteile zu gewähren, oder ob sie, um sich am Leben zu erhalten, den Deutschen zu viele gewährt hat? Sie ist ein demokratischer Staat gewesen, der in seinen Bergen für seine Freiheit und Selbstverteidigung eingetreten ist, und trotz ihrer völkischen Zugehörigkeit hat sie gesinnungsmässig grösstenteils unsere Partei ergriffen.»

Vielleicht muss den Briefschreibern aus der Konstanzter Gegend noch erläutert werden, dass Churchill bereits den Nationalsozialismus bekämpft hat, als die Sowjets noch mit den Nazis verbündet waren (1939–41).

M. K.

Kanton Zürich neuer Schlossherr auf der Halbinsel Au

Teils dank einer Schenkung, teils durch Kauf kommt die öffentliche Hand in den Besitz von 25 Hektaren Land



Frau von Schulthess mit Tochter und Schwiegersohn. Rechts: Blick in die mit einer Galerie versehene Eingangshalle.



Das 1928 erstellte Schloss wurde mit einem Zwischenteil mit der 300jährigen Trotte (links) verbunden.

Fotos: Belapo

Mit der gestern vollzogenen Eigentumsübertragung ist das Landgut Schloss Au mit 25 Hektaren Land und damit ein grosser Teil der Halbinsel Au in Staatsbesitz übergegangen. Der Wert des Gutes beläuft sich auf mindestens 31 Millionen Franken. Der Kaufpreis wurde auf 23 Millionen Franken festgesetzt. Der bedeutende Rest ist eine Schenkung der bisherigen Eigentümer. *L.T. 4.8.89*

(abr.) Wie viele Feste mögen hier wohl gefeiert worden sein? Wie viele Freuden und Leiden hat das Schicksal den Menschen, die dieses herrliche Gut auf der Halbinsel Au bewohnten, wohl beschert? Wieviele Kinder sind auf den uralten Eichen herumgeturnt, haben in Höhlen nach Schlossgeistern gesucht und den Enten schwimmenderweise Konkurrenz gemacht? Auf dem Weg vom Schiffsteg zum Schloss Au hatte die Gästeschar gestern Gelegenheit, zu

solchen Fragen Ueberlegungen anzustellen.

Und dann wurde man begrüsst von der bisherigen Schlossherrin Jacqueline von Schulthess Rechberg und ihrer Tochter Inez Oltramare, die hier noch ihre Jugend verlebt hatte. Nicht ohne Wehmut gab sie bekannt, dass sie und ihre Mutter soeben mit Finanzdirektor Jakob Stucki die entscheidende Urkunde unterzeichnet hätten.

Leider ist der alte Eichenwald zur Zeit, als Zürich Holz für Kriegsschiffe

und Häuser brauchte, weitgehend abgeholzt worden, doch hat ihr Vater über 1300 Eichen neu gepflanzt. Auch der Rebberg wurde wieder hergestellt. Besondere Verdienste haben sich die Besitzer auch bei der Rettung des Schilfgürtels erworben, der vor einiger Zeit einem Bootshafen hätte weichen sollen. Frau Oltramare sprach den Wunsch aus, dass das Schloss in irgendeiner Form der Jugend zugute komme.

Regierungsrat Stucki konnte nicht versprechen, dass dieser Wunsch auch erfüllt werde. Eine Arbeitsgruppe werde nach Möglichkeiten für eine möglichst sinnvolle Nutzung des Geländes und der Gebäulichkeiten suchen. Innert einem Jahr sollte dann der Regierungsrat einen Entscheid treffen können. Er betonte aber, wie wichtig der Erwerb

des Schlossguts durch die öffentliche Hand sei, schon aus naturschützerischen Ueberlegungen. Besonderen Dank stattete er der Besitzerfamilie dafür ab, dass sie grossherzig einen Viertel des Guts dem Kanton geschenkwiese überlasse.

Regierungsrat Eric Honegger ging als Baudirektor auf die Geschichte des Schlossguts ein. Es wird erstmals 1316 erwähnt als Besitz des Johanniterklosters Wädenswil. Nach wiederholtem Besitzerwechsel kaufte Oberst Johann Rudolf Werdmüller die Untere Au 1651 und liess ein in italienischem Stil gehaltenes Landhaus erstellen. Dieses wurde von Hans von Schulthess 1928 abgebrochen und durch das heute bestehende neubarocke Schloss ersetzt.

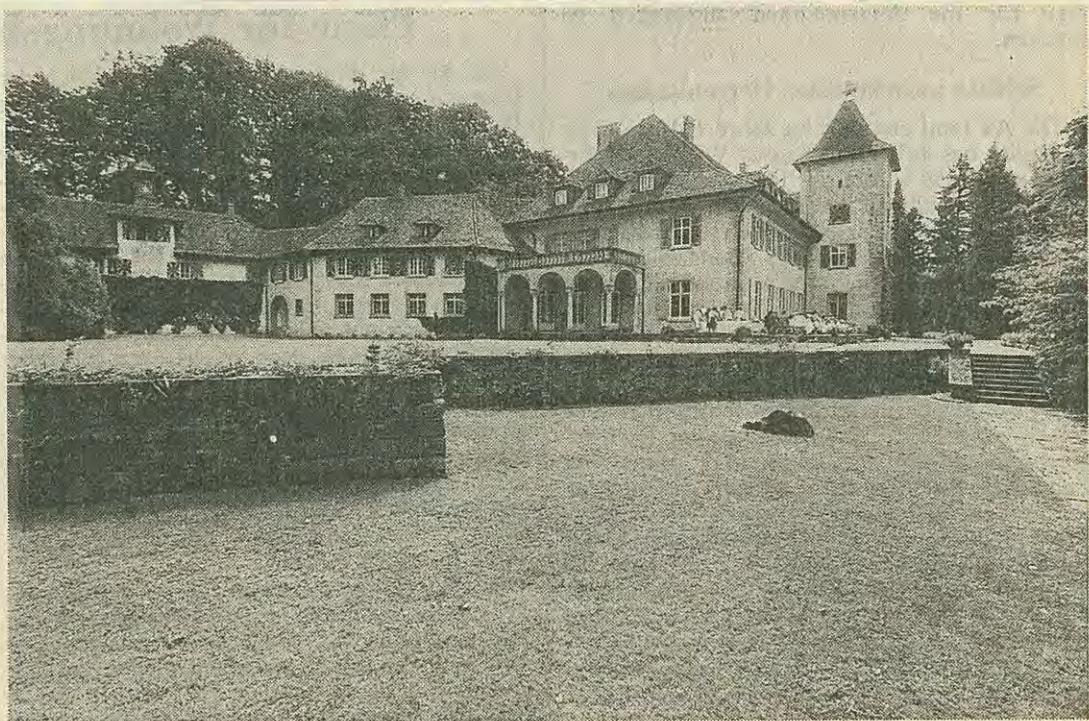


Kanton Zürich erwirbt Schlossgut Au

(abr.) Der Kanton Zürich ist um ein im wahrsten Sinn des Wortes herausragendes Kleinod reicher: Mit dem Erwerb des Landgutes Schloss Au geht ein respektabler Teil der in den Zürichsee ragenden Halbinsel Au in Staatsbesitz über. Das Gebiet ist von grosser Bedeutung in bezug auf den Natur- und Landschaftsschutz. Es umfasst neben dem 1928 erbauten Schloss eine Parkanlage,

einen Landwirtschaftsbetrieb, ein Wohnhaus, Bootshaus, Badehaus, Reben, Streuried, Wiesen, Wald und einen kleinen See. Das Schloss kann möglicherweise als Kurszentrum für die Lehrerfortbildung genutzt werden. Das Gut geht zum Teil durch Schenkung, zum Teil durch Kauf an den Kanton über.

L.T. 4.8.89



Das neubarocke Schloss Au, erstellt 1928 von Architekt Johann A. Freytag im Auftrag von Hans von Schulthess-Bodmer, steht anstelle des damals abgebrochenen Wermüllerschen Hauses. Das Schloss (rechts) ist mit einem Zwischenbau mit der alten Wermüller-Trotte (ausen links) zusammengebaut (vom Seeufer aus aufgenommen).
(Bild hf.)

727 4.8.89

Der Kanton als neuer Schlossbesitzer

Eigentumsübertragung des Landgutes Schloss Au

Das Landgut Schloss Au in Wädenswil befindet sich definitiv im Besitze des Kantons. Unmittelbar im Anschluss an die Eigentumsübertragung auf dem Notariat Wädenswil haben die Regierungsräte Jakob Stucki und Eric Honegger als Vertreter des neuen Besitzers eine stattliche Schar von Gästen und Medienvertretern am Donnerstag zu einem Augenschein an Ort und Stelle empfangen. Eine Arbeitsgruppe soll nun innert Jahresfrist Nutzungsvorschläge erarbeiten.

M 22 4.8.89.

Grossteil der Au in öffentlichem Besitz

K.R. Mit dem Erwerb des Landgutes Schloss Au durch den Kanton steht die gleichnamige Halbinsel nun zu einem überwiegenden Teil im Besitze der öffentlichen Hand. Der Kanton hatte zu einem früheren Zeitpunkt schon das *Simongut* in der *Vorderen Au*, das heute der kantonalen Verwaltung als Schulungszentrum dient, erworben; ein Teil des Landes befindet sich zudem im Besitze der Standortgemeinde Wädenswil. Finanzdirektor Stucki gab seiner Freude über die Möglichkeit Ausdruck, mit dem Kauf des prächtigen Landgutes der Bevölkerung über den Tag hinaus etwas Aussergewöhnliches vermittelt zu haben.

Prächtig ist der Landsitz in der Tat; ein Grossteil des gesamthaft rund 25 Hektaren umfassenden Gutes wird land- und forstwirtschaftlich genutzt, nicht weniger als neun Hektaren aber entfallen auf das Schloss mit Park, das Wohnhaus Gugger, ein Bauernhaus mit Umgelände und auf den Ausee in unmittelbarer Nachbarschaft des Schlosses. Der Realwert des Gutes beträgt mindestens 31 Millionen Franken; dank der grosszügigen Haltung der verkaufswilligen Erben des Eric Alex von Schulthess Rechberg – Jacqueline von Schulthess Rechberg sowie deren Tochter Inez Oltramare – konnte der Kanton das Gut für 23 Millionen Franken erwerben. Mit der Schenkung verbunden ist allerdings der Wunsch, die Objekte derseinst für die Förderung und Bildung der Jugend zu verwenden, wie Frau Oltramare ausführte.

Nutzungsvorschläge innert Jahresfrist

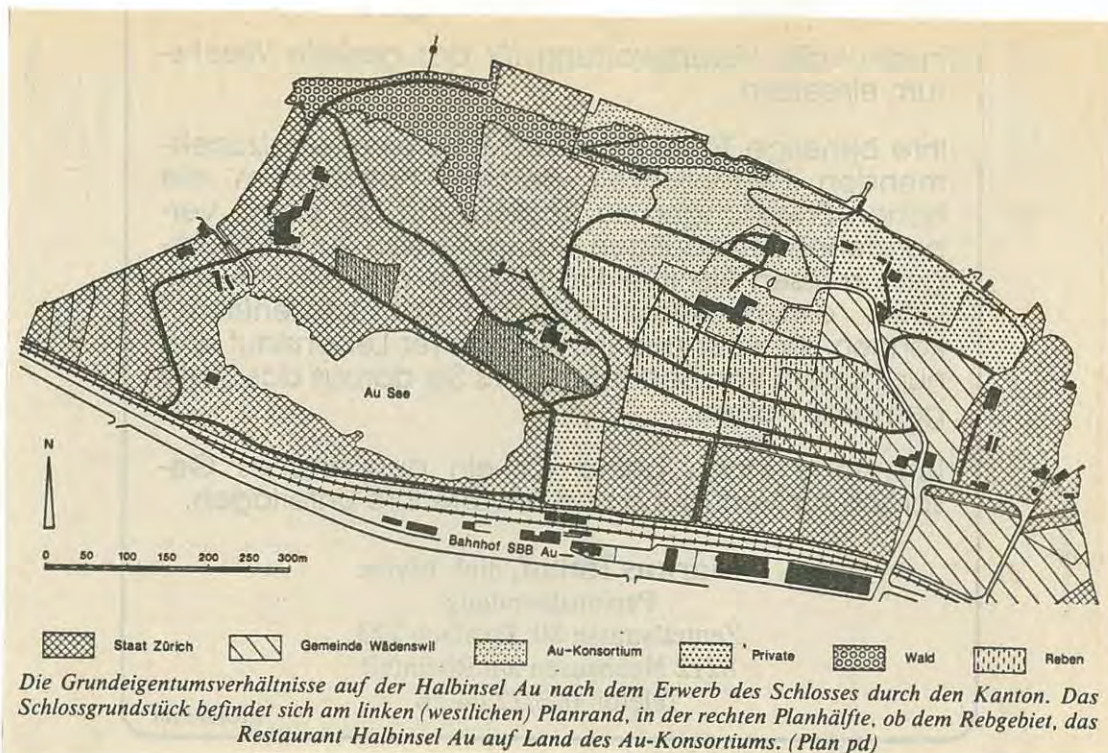
Über die künftige Nutzung des Landsitzes liegt noch kein Konzept vor. Aus heutiger Sicht wäre eine Nutzung für die Lehrerfortbildung zweifellos erwünscht und wahrscheinlich auch möglich, meinte Regierungsrat Stucki. Für die Weiterbildung von Volks-, Mittel- und Berufsschullehrern könnte ein «Kurszentrum Schloss Au» gewiss ausgezeichnete Dienste leisten, eine Festlegung aber sei im gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht möglich. Unter der Führung der Baudirektion wird nun eine Arbeitsgruppe gebildet, der nebst Vertretern der Erziehung-, der

Volkswirtschafts- und der Finanzdirektion Vertreter der Stadt Wädenswil und des Au-Konsortiums angehören sollen (letzteres ist eine im Jahre 1911 gegründete Genossenschaft, die das mittlere Augut mit Gasthaus und Umgelände erworben hatte, im Bemühen, dasselbe der Allgemeinheit zu erhalten). Die Arbeitsgruppe soll innert Jahresfrist Nutzungsvorschläge erarbeiten. An Ideen fehlt es gewiss nicht; dem Vornehmen nach soll bereits jene Gruppe Privater, die sich gegen die Errichtung eines Gemeindefeises im Wädenswiler Stadtzentrum wehrt, den unsinnigen Vorschlag gemacht haben, das Vorhaben doch auf der Halbinsel zu realisieren.

Fest steht hingegen bereits, dass im Zusammenhang mit der 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft auf der Halbinsel Au im Jahr 1991 ein *Bezirksfest* stattfinden soll, und fest steht nach den Ausführungen des Wädenswiler Stadtpräsidenten Walter Höhn ebenso, dass am Freitag, 6. September 1991, morgens um 10 Uhr (sic!) gleichenorts die Aktivitäten vorgestellt werden sollen. Stadtpräsident Höhn gab gleichzeitig seiner «unsinnigen» Freude über den Kauf des Gutes durch den Kanton Ausdruck und bedankte sich bei der bisherigen Besitzerfamilie dafür, dass nicht der Meistbietende, sondern der Kontakt mit dem Kanton gesucht worden war.

Anliegen des Natur- und des Denkmalschutzes

Die Arbeitsgruppe hat keine leichte Aufgabe, gilt es doch, verschiedene Anliegen unter einen Hut zu bringen. Zu berücksichtigen ist nicht nur der Wunsch der bisherigen Besitzer; Rechnung zu tragen ist ebenso dem im Inventar der Denkmalspflege formulierten Schutzzweck sowie dem Schutzziel aus dem Inventar der Natur- und Landschaftsschutzobjekte von überkommunaler Bedeutung, wie Baudirektor Eric Honegger darlegte. Danach ist unter anderem die integrale Erhaltung des Schlosses und dessen Innenausstattung sowie die Erhaltung und Aufwertung der botanisch und ornithologisch wichtigen Feuchtstandorte durch Regenerierung und Pflege vorgesehen. Im Interesse des Naturschutzes soll vorläufig darauf verzichtet werden, die An-



lage für die Allgemeinheit zugänglich zu machen.

Schloss anstelle eines Herrenhauses

Die Au fand erstmals im Jahre 1316 in einer Urkunde des Johanniterhauses Wädenswil Erwähnung. 1550 wurde das Heimwesen ein Erblehen der gnädigen Herren von Zürich, und durch eine Bestätigung der Herrschaft Zürichs wurde der stattliche Auwald Staatswald. Mitte des 17. Jahrhunderts ging die untere Au in den Besitz von Johann Rudolf Werdmüller über, der auf Grund eines abenteuerlichen Lebens-

wandels zu Berühmtheit gelangte und in der Zürcher Novelle «Der Schuss von der Kanzel» von Conrad Ferdinand Meyer schliesslich auch Verewigung fand. Nach zahlreichen Besitzerwechseln erwarb im Jahre 1917 Hans von Schulthess-Bodmer das Landgut der unteren Au; er liess im Jahre 1928 das alte Werdmüller-Herrenhaus abbrechen und an dessen Stelle das jetzige, neubarocke Schloss Au errichten. Es entstand nach den Plänen des Architekten Johann A. Freytag, der auch für den Umbau des Muraltengutes in Zürich verantwortlich war und nebst dem Schloss Au eine Reihe weiterer Villen und zahlreiche öffentliche Bauten schuf.

TagesAnzeiger Freitag, 4. August 1989

Schloss Au dem Volk –

es muss aber noch warten



Das Schloss Au wirkt von aussen und in der Eingangshalle repräsentativ. Das Bild rechts zeigt Donatorin Inez Oltramare-von Schulthess.



Das fast 26 Hektaren grosse Landgut Schloss Au, das der Kanton erworben hat, ist am Donnerstag offiziell übergeben worden. Damit habe sich der Staat eine der schönsten Liegenschaften am See gesichert, betonte Baudirektor Eric Honegger auf der Halbinsel. Die schmiedeisernen Eingangstore zum Herrschaftssitz, wo einst der gefürchtete Haudegen General Werdmüller residierte, dürften sich für die Bevölkerung allerdings frühestens in einem Jahr öffnen.

■ VON ARTHUR SCHÄPPI (TEXT) UND RETO KLINCK (BILDER)

Auf dem Auseelein hinter der Bahnstation Au blühen derzeit die Seerosen, und mächtige Pappeln, Buchen, Eichen und Ahorne spenden am Ufer willkommene Frische. Und am sonnendurchfluteten Auhügel reift der Riesling×Sylvaner heran. An den Naturschönheiten im nordwestlichen Teil Hinter-Au, der rund die Hälfte der Halbinsel ausmacht, konnten sich Spaziergänger und Erholungssuchende bisher allerdings nur, im wahren Sinne des Wortes, als Zaungäste erfreuen. Drahtgitterzaun, Stacheldraht und eine Verbotstafel verwehren den Zutritt zum Privatgrundstück am See.

Wunderschöner Naturpark

Nun konnte der Kanton den langjährigen Familienbesitz von den Erben von Eric Alex von Schulthess-Rechberg erwerben. Acht Millionen vom Kaufpreis von 31 Millionen wurden dem Kanton dabei als Schenkung zugesprochen. Zum Herrschaftssitz gehören ein Park, ein Gutsbetrieb, Reben, Streuried, Wiesen und Wald sowie der idyllische Ausee.

Prunkstück unter den Gebäuden auf dem Areal ist zweifelsohne das neubarocke Schloss, das 1928 anstelle des früheren Werdmüller-Hauses gebaut wurde. Es beherbergt eine prachtvolle Eingangshalle mit Marmorboden und Stukkaturen, die frühere Bibliothek, Salons und weitere Nebenräume. Der Neubau wurde dabei mit der Werdmüller-Trotte verbunden, die wie das Schloss unter Denkmalschutz

steht. Zum Gut gehören im weiteren auch das sogenannte Haus Gugger, ein Gärtnerhaus, ein Bauernhaus mit Scheune sowie ein Bootshaus und andere Nebengebäude. Bereits früher erworben hat der Kanton das Simon-Gut in der Vorderen Au, das als Schulungszentrum der kantonalen Verwaltung dient. Der Landgasthof «Au» mit Umschwung gehört dagegen einer Genossenschaft.

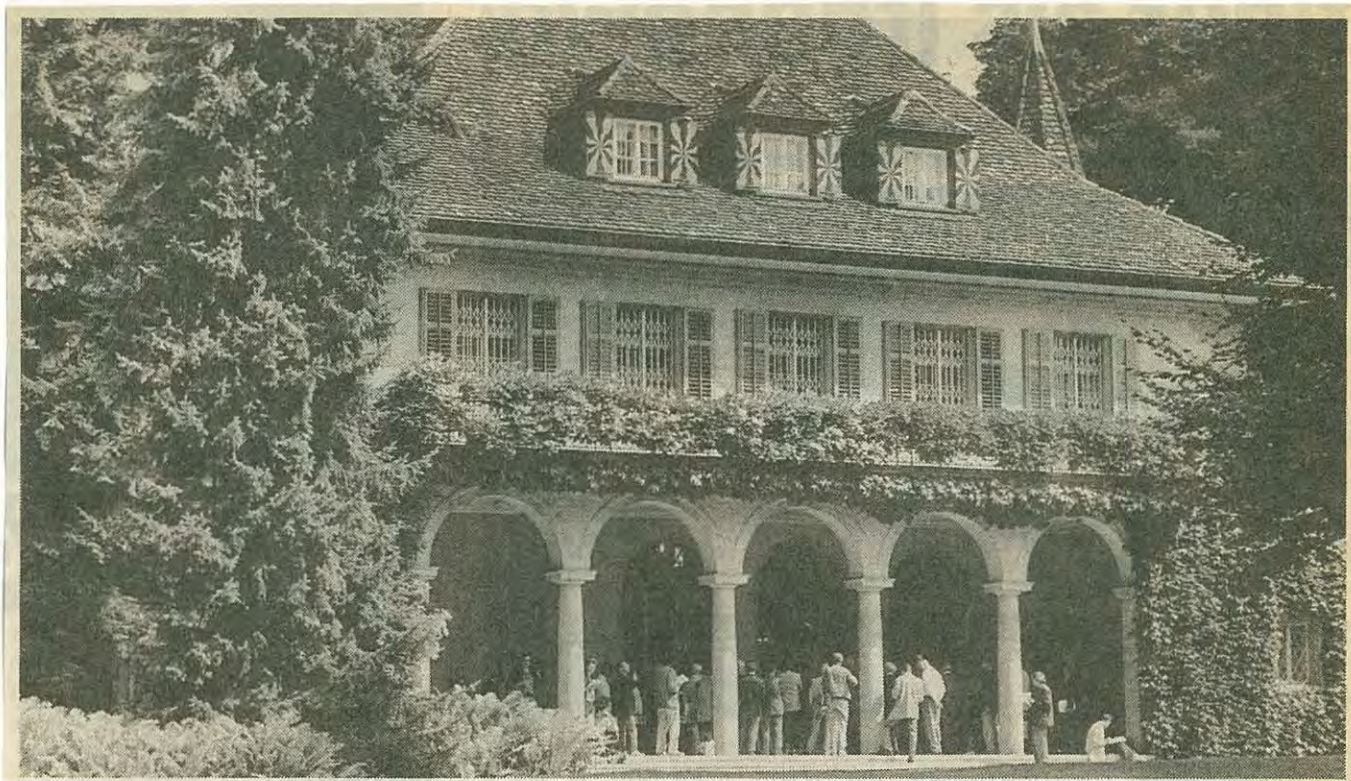
Im August lebte von 1651 bis 1657 auch der legendäre Haudegen General Werdmüller, der in C. F. Meyers Zürcher Novelle «Der Schuss von der Kanzel» so trefflich geschildert wird.

Jugendförderung und Naturschutz

Als Vertreterin der früheren Besitzerfamilie machte Inez Oltramare-von Schulthess bei der Übergabefeier deutlich, dass die Schenkung als Beitrag zur 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft verstanden wird und der Gutsbetrieb im weitesten Sinne der Förderung der Jugend zugute kommen solle. Über die Nutzung des Schlosses liege noch kein ausgereiftes Konzept vor, unterstrich Finanzdirektor Jakob Stucki in diesem Zusammenhang. «Eine Nutzung für die Lehrerfortbildung und damit die Förderung der heranwachsenden jungen Generation sei aber zweifelsohne erwünscht und auch möglich, meinte Stucki. Dies bedeute aber nicht, dass man sich bereits festgelegt habe. Unter der Führung der Baudirektion soll nun eine Arbeitsgruppe in nächster Jahresfrist Vorschläge ausarbeiten, die sowohl die Wünsche der Donatoren berücksichtigen als auch den Schutz der Halbinsel in ihrem natürlichen Zustand gewährleisten, wie Stucki und Baudirektor Eric Honegger erklärten. Beide betonten in ihren Referaten denn auch die grosse Bedeutung des Landguts für den Natur- und Heimatschutz.

Vorläufig noch geschlossen

Bis der Regierungsrat über die Nutzung beschlossen habe, bleibe das Areal daher für die Öffentlichkeit einstweilen noch nicht zugänglich, sagte Honegger: «Die Gefahr ist zu gross, dass bei einer sofortigen Öffnung des Au-Guts Schäden an der Natur angerichtet werden, die das Schutzziel in Frage stellen.»



Wiedersehen nach 35 Jahren:

«Ehemalige» trafen sich in Dietikon



Dazwischen liegen 35 Jahre: Die Schulklasse 1954 . . .

Hier ist leider nur die eine Klasse abgebildet. Unten sind die Teilnehmer gruppiert wie auf der Photo mit beiden Klassen!

Nach der Besichtigung des Klassenzimmers folgte noch die Besichtigung der Sammlungen des Sprachlabors und des Computerzimmers,

(ait.) Am Wochenende trafen sich auf dem Dietiker Zentralschulhausplatz 37 «Ehemalige» der 1. bis 3. Sekundarklassen der Jahre 1951 bis 1954. Das OK schaffte es auch, die Lehrer Karl Klenk und Bruno Wipf für das allgemeine Wiedersehen nach 35 Jahren zu gewinnen. Aus den verschiedensten Kantonen und Ländern waren sie nach Dietikon gereist, die ehemaligen Kameraden des Jahrgangs 1939, um bei schönstem Herbstwetter Erinnerungen auszutauschen; selbst eine heute in den USA lebende Frau wohnte dem Treffen bei. Ein wichtiger Bestandteil war der Fototermin; die «Ehemaligen» versuchten dabei, sich soweit als möglich gleich zu plazieren wie beim letzten Klassenfoto – anno 1954. Ein weiterer Programmpunkt bildete die Besichtigung der ehemaligen Klassenzimmer.



. . . und 1989 auf dem Zentralschulhausplatz. L. T. 5. 10. 89

... ausschliessend Besuch im BfS museum und Stadtrundfahrt!

Am 25. 9. 1989 suchte ich unsern Hausarzt, H. Grimm, auf, der mich untersuchen sollte. Wer 70 Jahre alt ist, muss als Autofahrer dem Verkehrsamt jedes zweite Jahr eine ärztliche Bescheinigung über seine Gesundheit und Fahrtüchtigkeit zustellen lassen. Als Herr H. Müller noch in Nidikon praktizierte, stellte er mir seine Rechnung für diese Untersuchung so aus, dass die Krankenkasse die Kosten anstandslos übernahm. Wie ausserst gründliche Untersuchung von 1987 bei Herrn H. Grimm jedoch lautete auf rund Fr. 250.-. Als ich die Rechnung hierfür der Lehrerkrankenkasse eingereicht hatte, schellte kurze Zeit danach bei mir das Telephon, und der Herr der Schweizerischen Lehrerkrankenkasse erklärte mir: „Eine Untersuchung ist keine Krankheit, und daher kann die Krankenkasse dafür nichts bezahlen!“ Es wurden aber wegen einer kleinen Verdauungsstörung noch einige weitere Konsultationen notwendig, und daraufhin bezahlte die Kasse schliesslich die aufgelaufene Rechnung.

Qiermal hatte ich für die erste Konsultation wohlweislich einige kleinere „Krankheiten“ vorbereitet, um die Verkehrsuntersuchung im Zusammenhang damit verrechnen zu lassen. In der letzten Zeit hatte ich immer häufiger, besonders nachts, in Fehlen, ja sogar in Waden und Oberschenkeln plötzlich auftretende Muskelkrämpfe erlebt, die jeweils mit heftigen Schmerzen verbunden waren. Blitzschnell „hüpfte“, d. h. „wälzte“ ich mich aus dem Bett, drückte an der Wand meine Fehlen nach oben, kniete in tiefer Kniebeuge und wanderte eine Zeitlang - bis der Zustand normalisiert war - in der Wohnung umher. Diese Krämpfe traten gelegentlich sogar in

der gleichen Nacht mehrmals und immer ganz plötzlich auf. Früher kannte ich diese Erscheinung nur beim Schwimmen in kaltem Wasser, z. B. im Schwimmbad Urdorf oder im Freibad Hétikon. Einmal - und dies war der spektakulärste Fall - verkrampte sich mein rechtes Bein von der Ferse bis zur Hüfte mitten in einer Orchesterprobe. Ich verspürte einen so heftigen Schmerz, dass ich mitten im Spielen aufstehen und im Probenlokal unherespazieren musste, bis sich der unangenehme Zustand wieder normalisierte. Es war mir peinlich, dem unser ganzes Orchester feige dieses „Trauma“ wurde.

Etwas ähnliches war vor rund zwanzig Jahren in einer Limn-Tanzwoche passiert. Mitten in einem Tanz, ganz schlagartig, verspürte ich einen scharfen Schmerz in meiner rechten Wade. Es war, als hätte mir der Tänzer des nachfolgenden Paares mit einer Pistole ins Bein geschossen! Benigna Ringsdorf, eine Krankenschwester und Physiotherapeutin aus Deutschland, massierte mein Bein und stellte dabei einen verhärteten Muskelstrang fest. Nach drei, vier Behandlungen war alles wieder normal, und es geschah jahrelang nichts Vergleichbares mehr.

Herr Dr. Grimm meinte dazu, ähnliches komme bei älteren Leuten ziemlich häufig vor, und man vermute heute Magnesium-Mangel. Er gab mir eine kleine Packung „Magnesiocard“ und schickte Blutproben zur Untersuchung ins Spital von Baden. Das Magnesiumpräparat hatte ich in wenigen Tagen aufgebraucht. In der Apotheke, wo ich Nachschub besorgen wollte, wurde mir erklärt, das Präparat sei rezeptpflichtig, ich könne aber ohne weiteres mit

gleicher Wirkung „Schüssler Mineral Salz Nr 7“ (Magnes. phosphoricum) oder „Magnesium Biomed“ einnehmen. Das zuletzt genannte Präparat sei sogar genau gleich zusammengesetzt, nur zwei Franken teurer! Herrn Dr. Grimm hatte ich auch gefragt, welche Nahrungsmittel besonders ^{viele} Magnesium enthalten. Aus einem seiner dicken Bücher hatte er entnommen und notiert: „Bananen, Kirschen, Pflaumen, Bohnen, Erbsen, Rüben, Kartoffeln, Basilikum, Kümmel, ...“ Der Zettel hängt nun in unserer Küche, obwohl Dr. Grimm beige färbt hatte, mit dem Magnesiumgehalt dieser Früchte und Gemüse sei es bei den überall stark ausgenüßten Böden wahrscheinlich nicht weit her!

Die drei chemischen Medikamente wirken stark abführend. Angenehmer ist der Konsum von Bananen, von denen ich im Migros-Laden auch recht günstig sehr gute gedörrte fand (10 bis 12 Stück = Fr. 2.30). Nach einiger Zeit glaubte ich eine gute Wirkung feststellen zu können; die Krämpfe traten etwas seltener auf. Inzwischen war auch die Rechnung des Spitals (Fr. 86.-) für die Blutuntersuchungen bei mir eingetroffen, und ich fragte Herrn Dr. Grimm nach dem Befund.

Man hatte einen erheblichen Vitamin B12-Mangel festgestellt. Der Arzt holte zu langen Erklärungen aus und sagte, er habe vor einiger Zeit bei einem Patienten Krebs vermutet und ihn zur genaueren Untersuchung ins Spital geschickt. Gott sei aber nicht Krebs, sondern B12-Mangel festgestellt worden. Dieser Mangel könne zu Krämpfen, zu geschwollenen und steifen Beinen, ja schliesslich sogar zum Rollstuhl führen! Damit schockierte er mich gewaltig. Ich erschrak natürlich sehr,

als ich von solchen Aussichten hörte.

In einem zweiten Teil seiner sorgfältig vorbereiteten Darlegungen erklärte mir der Arzt, dieses Vitamin B₁₂ werde im Blut eingebaut, und es könne leider nicht einfach durch die Nahrung aufgenommen werden. Der Körper müsse imstande sein, dieses wertvolle Vitamin irgendwie selbst herzustellen. Wenn es in ungenügender Menge im Blut vorhanden sei, müsse es portionenweise ins Gewebe des Körpers eingespritzt werden.

Ich muss nun unbedingt einen ganzen Monat lang diese Einspritzungen über mich ergehen lassen. Nach den ersten vierzehn Tagen konnte ich tatsächlich feststellen, dass mich zehn Tage lang nicht der geringste Muskelkrampf überfallen hatte. Die Hoffnung besteht also, dass die Vitamin B₁₂-Einspritzungen tatsächlich etwas nützen.

Alle übrigen Untersuchungen ergeben keinen negativen Befund. Meine Sehstärke ist so gut, dass ich weiterhin ohne Brille Auto fahren darf. Auch das Gehör ist normal. Es wurde zwar eine Ausspülung des linken Ohres - nach der bestandenen Probe - vorgenommen.
